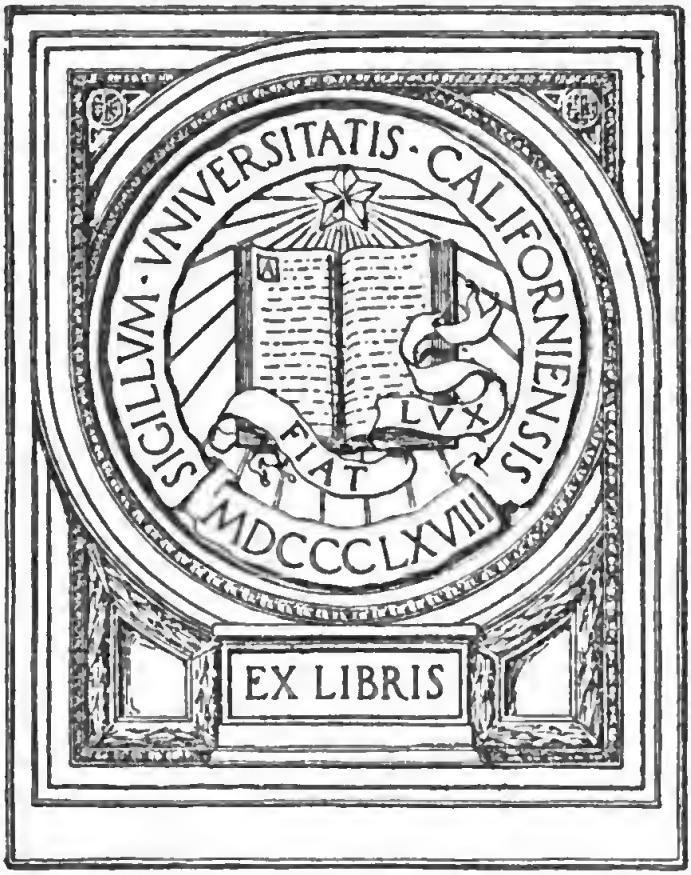
GIFT OF
ERNST A. DENICKE



II 39

Otto Julius Bierbaum

Die Yankeedoodle-Fahrt

Die Yankeedoodle-Fahrt

und

andere Reisegeschichten

Neue Beiträge
zur Kunst des Reisens

von

Otto Julius Bierbaum

Humor ist wenn
man trotzdem lacht

München 1920 bei Georg Müller

G4390
.B5

11. bis 15. Tauſend

Copyright 1920 by Georg Müller Verlag, München

Fortuna heißt mein Schiff, die goldene Galeere;
In ihrem Bauch ſitzt meiner Feinde Schar
Und rudert mich voll Wut hin über alle Meere
Und flucht und keucht und hofft auf Sturm. Ich aber kehre
Erfriſcht nach Haus zurück aus jeglicher Gefahr.

*

Fortuna winkt am Bug. Um ihre goldnen Brüſte
Klatſcht Wogendrang und -Wut. Das iſt ihr Spiel.
Sie lächelt mir voran, Laterne meiner Lüſte
Und Sinnbild meiner Sehnſucht nach der letzten Küſte,
Dem ſteinern einſam ruhevollen Ziel.

*

Zypreſſen ragen dort, die dunkelgrünen, ſteilen
Flammen erſtarrter Kraft, rings um ein ſchwaches Haus.
Gott Hypnos winkt am Tor: mit einem Traum zu heilen,
Was mir das Leben ſchuf an Wunden mit den Pfeilen
Der Luſt: der Laſt. Er löſcht die Flamme gütig aus.

422075

Inhalt

Von Fiesole nach Pasing 1
Blätter aus Fiesole 71
Yankeedoodle-Fahrt 105
Eine kleine Herbstreise im Automobil . 449
Kleine Reise 483

Von Fiesole nach Pasing

1908.

Fiesole und Pasing haben mancherlei gemeinsam. Z. B. mich, der ich im Winter Fiesolaner, im Sommer Pasinger bin. Aber damit läßt sich kein Staat machen, und, wenn ich nicht so schrecklich eitel wäre, würde ich es garnicht erwähnt haben. Bedeutsamer und interessanter ist, daß beide Städte eine Art Anhängsel zu einer großen Nachbarin sind. Sie verhalten sich je zu Florenz oder München etwa so, wie sich Charlottenburg zu Berlin verhält. Aber, während Charlottenburg jünger als Berlin ist, sind Fiesole und Pasing älter als ihre großen Nachbarinnen.

Fiesole zumal ist ganz schrecklich alt: so alt, daß es sich den Luxus eines mythologischen Gründers leisten kann: jenes etruskischen Königs Atlas, den Giotto in der Spanischen Kapelle zu Santa Maria Novella in Florenz als den Erfinder des Festungsbaus verewigt hat. Als er die riesigen Quadern aufeinander türmen ließ, von denen es einige bis auf den heutigen Tag gebracht haben, war

von Fiorenza längſt noch nicht die Rede, geſchweige denn von Firenze. Die ſtolzen Florentiner müſſen ſich die hiſtoriſche Wahrheit gefallen laſſen, daß ihre Stadt aus einem Komplex von Magazinen hervorgegangen iſt, die die Bürger von Faeſulae unten am Arno angelegt haben, wo die Händler von Nord und Süd paſſierten.

Mit ſo alten und gewichtigen Hiſtorien kann ſich Paſing freilich nicht ſchmücken. Seine Gründer haben keinen Mythologen und keinen Giotto beſchäftigt, und München iſt aus keinen Paſinger Magazinen hervorgegangen; aber vor Iſar-Athen iſt es dageweſen, und der bajuwariſche Name Paſing iſt einmal römiſch ausgeſprochen worden, wenn ich bitten darf. Dort, wo jetzt die Engliſchen Fräulein junge Mädchen in Gottesfurcht, Weisheit und Klavierſpiel unterweiſen, ſteht noch ein altes Gewölbe aus jener vormünchnerſchen Vergangenheit, und es gibt in der Bannmeile Paſings eine ganze Maſſe von Gräbern alter, toter Heiden, während München bloß lebendige Heiden hat, die zu nichts weiter zu gebrauchen ſind, als Zeichnungen und Gedichte für unartige Zeitſchriften zu machen.

Auch die Pflege der Kunſt und des Rebenbaues haben Fieſole und Paſing gemeinſam, doch bleibt Paſing, wenn auch vielleicht nicht in der Kunſt (worüber allein die Nachwelt füglich urteilen mag) ſo doch in der Weinkul-

tur hinter ſeiner ſüdlichen Parallelerſcheinung zurück. Daß niemand auf die frevelhafte Idee kommen kann, Paſinger Wein zu keltern, verſteht ſich ohne weiteres von ſelbſt, denn Eſſig läßt ſich billiger herſtellen, aber auch die Pillen, in denen das Produkt des Paſinger Weinbaues ausſchließlich konſumiert werden kann, ſind von einer erſtaunlichen Winzigkeit und Härte. Sie ähneln mehr Wachholder- als Weinbeeren. Aber Wachholderbeeren ſchmecken ſüßer.

Völlig gleich ſind ſich Fieſole und Paſing dagegen in der Leidenſchaft des Parteigeiſtes, der ihre Bürger erfüllt, und ſowohl in der alten Stadt des Nordens wie in der des Südens ſind es allen anderen voran die Sozialdemokraten und die Klerikalen, die das Intereſſe an den politiſchen Problemen der Gegenwart nicht einſchlafen laſſen. Nur iſt die Paſinger Leidenſchaft mehr innerlicher Natur und äußert ſich nicht gleich fäuſtlings, wie in Fieſole, ſondern, wenn ich ſo ſagen darf, mündlings. In Fieſole habe ich es einmal mit angeſehen, wie die Teilnehmer an einer Prozeſſion, angegriffen von einer Schar jener wenig angenehmen Straßenpolitiker, die man in Italien teppisti nennt (Geſinnungsſtrolche auf deutſch), ſich mit ihren großen Kruzifixen zur Wehr ſetzten. Derlei begibt ſich in Paſing nicht. Aber mit Worten driſcht man einander windelweich.

Natürlich gibt es auch einige Punkte, in denen die beiden Städte ſich unterſcheiden. So hat

Paſing kein römiſches Theater und Fieſole keine Bierbrauerei; in Fieſole wachſen Oliven, Artiſchocken, Feigen, in Paſing Kartoffeln, Rüben, Rettiche; in Paſing kann man Schlitten fahren, wenn man in Fieſole einen Sonnenſchirm braucht; in Fieſole iſt man ſo weit in der Kultur zurück, daß kein Menſch ſeinen Nachbarn durch Klavierſpiel erfreut, während ſich in Paſing jede Waſchfrau für eine Barbarin halten würde, ließe ſie nicht wenigſtens ihrer Tochter den Walzer aus der Luſtigen Witwe auf dem Fortepiano (aber weniger piano, als forte) beibringen.

Mit alledem glaube ich meine Objektivität genügend erwieſen zu haben, um nun ein kleines Loblied auf den „Uebel abwehrenden Felſen von Fieſole“ (Ruſkin) anſtimmen zu dürfen.

Hier iſt das edelſte Werk getan
Allerlebendigſter Kunſt: hier iſt
Kunſt und Natur ganz eins.

Nichts verlor die Natur an die Kunſt auf
dieſen Terraſſen,
Die ſich ihr fügten, indem ſie ſie edel
Faßten: Steine aus deinem Kern,
Fels von Fieſole.

Feld und Garten iſt eins: es ſchlingt,
Wachſend aus gleicher Furche mit ihm
Zwiſchen den üppigſten Halmen des Korns,
Wolluſtſtark ſich die Rebe empor,
Keine Räuberin: Geliebte,
Hoch in den Ölbaum.

Alles umarmt ſich hier: Roſe den Lorbeerbaum,
Efeu die Eiche, die
Nie ihr Blatt verliert.

Engelwurz flicht ſich ſanft,
Liebevoll, Schmuck, ins Grün
Steiler, ſchwarzer Zypreſſen. Es hängt,
Gleich einem rieſigen Bacchusgelock,
Blau der Glyzine Blütentraube
Schwer vom Säulengebälk der Villa.

Iris und Tulpen ſäumen das Garten-Feld;
Ueberall Sterne und Glocken im Gras,
Seltſame, feurige: namenlos
Nordiſcher Zunge.

Nichts ſcheint wild hier; alles iſt Zucht;
Aber es iſt die edelſte Freiheit.
Dienerin wurde Natur dem Geiſte,
Der aus ihrem Geiſt regiert.

Hier erkannt ich die Kraft
Und die herrliche Ewigkeit,
Hellas und Rom, des Sinns
Eurer Zeiten: hier
Lebt noch die Herrſcherin Kunſt, die alles
Bindet und hebt und verklärt und den Menſchen
Wirklich zum Herren der Erde macht.

*

Ich bitte, dieſe Rhythmen nicht mit den Ueberſchwenglichkeiten deutſcher Hochzeitsreiſepaare in eine Reihe zu ſtellen, die, aus Italien zurückkehrend, ſich wohl ähnlich begeiſtert äußern. Ich möchte meinen armen Verſen (in aller Beſcheidenheit) den Vorzug vindizieren, daß ſie ihre Entſtehung nicht einem vorübergehenden Seelenzuſtand von mehr oder minder konventioneller Hochſpannung verdanken, ſondern von einem Menſchen herrühren, dem die Vorausſetzungen für eine allgemeine Italienſchwärmerei leider abhanden gekommen ſind. Es fehlt mir vor allem dazu jene Blindheit, die heute noch Italien ſo „ſieht", wie es früher von Dichtern und Malern geſehen worden iſt, deren Suggeſtionskraft bis auf den heutigen Tag fortwirkt, obwohl in Wahrheit tatſächlich das Italien von heute ganz anders ausſieht, als etwa das Land, das Goethe verkündet hat. Es hat noch immer viele Schönheiten, aber die alte Schönheit hat es nicht mehr. Seine Städte (nur wenige, wie Venedig, ausgenommen) ſind modern verhunzt. Man muß ſich, an allen Ecken und Enden geniert, mit Einzelheiten begnügen, wo früher ein reines Ganze rein erfreute. Es iſt ein äſthetiſch trauriges Verhängnis, das, als Folge volkswirtſchaftlich ſehr erfreulicher Umſtände, unabwendbar ſcheint. Das Regno entwickelt ſich mit der ganzen Lebhaftigkeit ſeiner höchſt begabten und keineswegs in einem Rückgang ſeiner Lebenskräfte (ausgenommen

die äſthetiſchen) befindlichen Bevölkerung zu einem Staate, der zu ſeinem Fortſchritte derſelben modernen Mittel bedarf, wie alle übrigen. Die Fremdeninduſtrie allein tut's nicht; er braucht auch andere. Und ſo braucht er z. B. elektriſche Anlagen, braucht Fabrikſchlöte. Aber die tauſende elektriſcher Drähte erdroſſeln die Schönheit ſeiner Architekturen, und der ſchönſte Kampanile büßt an äſthetiſcher Wirkung ein, wenn ihm ein Fabrikskamin benachbart wird.

Dies ſind nur Andeutungen. Es widerſtrebt mir, das Thema auszuführen. Denn ich liebe Italien noch immer und möchte niemand die Freude daran vergällen, der es in Ferienbegeiſterung mit wohltätiger Blindheit beſucht. Es wird ohnehin bald der Tag kommen, wo ſelbſt Flitterwochenreiſenden die Augen aufgehen werden. Hoffentlich ſehen ſie dann nicht bloß das, worauf man äſthetiſch das Byronwort anwenden muß: „Schlecht und modern".

Auch wird eins ja wohl immer bleiben: die italiäniſche Landſchaft mit ihrem unendlichen Schönheitsreichtum. Vom Heroiſchen bis zum Idylliſchen iſt ſchlechterdings alles in dieſer Landſchaft vertreten: ſogar der „deutſche" Wald

*

Doch ich muß nach Fieſole zurückkehren, um in der Erinnerung noch einmal von ihm Abſchied zu nehmen.

Daß ich es verließ, geſchah aus force majeure. Hyperboräer meiner Corpulenz ſind nicht dazu geſchaffen, der toskaniſchen Sonne länger als bis zum Mai ſtandzuhalten. Was hilft mir der ſchönſte Garten, wenn ich ihn bei Tage nicht betreten kann? Und das angenehmſte Landhaus wird unſympathiſch, wenn es, von wegen der Hitze, die es umbrütet, zum Gefängnis wird, das man nur unterm Schutze des kühleren Mondes verlaſſen darf.

Alſo nahm ich meine Bilder von den Wänden der Villa Bardi, rollte meine Teppiche zuſammen, machte ein Brettergehäuſe um meinen hochherrlichen Schreibthron und griff zum Wanderſtabe.

„Mit andern Worten: Du nahmſt ein Reiſebillett?“

Doch nicht. Ich hatte wirklich die romantiſche Idee, zu Fuße nach Paſing zu pilgern.

Was Seume konnte, Heſſe kann,
Das kann ich auch. Es lebe
Hip, hip, der deutſche Wandersmann.

Aber meine Frau packte ſchweigend den Wanderſtab ins Schirmfutteral und machte jeden Widerſpruch zunichte, indem ſie mir eine Fahrkarte nach Bologna überreichte. Alſo ſprechend: „Dieſe Idee iſt gut, wie alle deine Ideen. Ja, ſie gehört ſogar zu jenen beſten deiner Ideen, die du nie ausführſt. In dieſem Falle mit Recht. Denn, geſetzt, du würdeſt ſie wirklich

ausführen: was wäre die Folge? Du würdeſt genau um die Zeit nach Paſing kommen, wo wir wieder von dort nach Fieſole reiſen müſſen." Hyperbeln entwaffnen mich immer, denn es ſind kondenſierte Wahrheiten. Ich machte, das eheherrliche Preſtige wenigſtens formell zu retten, einige Einwendungen, die mit der Drohung endigten, ich würde alſo meine Wanderſchaft von Bologna aus antreten, ließ mich aber ohne reellen Widerſtand vors Tor bringen, wo mich auch ſchon (denn alles war ſchnöde Abkartung) Pietro, Fieſoles ſchönſter Vetturino, mit ſeinem dicken Pferdchen erwartete, das auf den ſchönen Namen Palle hört, den man deutſch mit „Bällchen" überſetzen könnte.

„O Pietro," ſagte ich zu ihm, „wirſt du dich nicht ganz verwaiſt fühlen, wenn dein treueſter Fahrgaſt nicht mehr zurückkehrt?"

„O Signor Giulio," antwortete er und ſah dabei düſter drein, „ich werde Sie nie vergeſſen, zumal, wenn Sie mir manchmal eine Anſichtspoſtkarte aus Deutſchland ſchicken. Aber, bitte, immer mit Schnee."

Pietro glaubt nämlich, daß es in Deutſchland immerzu ſchneit.

„Warum gehen Sie eigentlich in dieſes Land zurück?" fragte er dann, als wir, der Steilheit der alten fieſolaner Straße wegen, neben Palle herſchritten. „Signor Bockeli" (ſo pflegte er Boecklin ins Fieſolaniſche zu überſetzen) „hatte immer den Schnupfen, wenn er aus Deutſch-

land kam. Ich glaube, Deutschland ist das Vaterland des Schnupfens."

„Aber auch meines, Pietro," entgegnete ich, „und man muß doch zuweilen in sein Vaterland zurückkehren."

Doch Pietro schüttelte den Kopf: „Signor Bockeli hat mir gesagt, daß dort ein Wein wächst, der ganz sauer ist. Ich würde so ein Vaterland so schnell als möglich verlassen und immer in Italien bleiben. Es kann unmöglich gesund sein, in einem Lande zu leben, wo es immerzu schneit und kein richtiger Wein wächst."

„Aber Pietro," sagte ich, „wer wird denn sowas glauben! Immerzu schneien! Im schlimmsten Falle vom November bis zum April."

„Dio mio!" rief er aus, „es ist also wirklich wahr?"

„Nein, bloß halb!" rief ich entgegen, ganz verblüfft über diese arithmetikwidrige Folgerung. Aber es ist die Logik des Landes, und Pietros Arithmetik war überhaupt von der Art, daß Verdoppelungen als die Regel anzusehen waren.

So hatte ich (um ein lehrreiches Beispiel anzuführen) mit ihm einen Fahrpreis ausgemacht, der allerdings nur die halbe Höhe dessen hatte, den die „forestieri" zahlen müssen; aber, da ich ihn beinahe täglich zahlte, stand sich der Palle-Zügler doch ganz gut dabei. Indessen wurmte es ihn doch täglich, daß dieser schnöde Akkord unser Verhältnis regierte, und so suchte er mich langsam dahin zu erziehen,

daß ich aus Beſchämung und von Edelmut übermannt eines Tages freiwillig ſagen ſollte: Nein, Pietro, ich kann dieſen billigen Preis nicht länger ertragen, — von heute ab zahle ich den doppelten. Das machte er ſo: Wenn wir abends von Florenz herauffuhren und die Zeit vorüber war, da er auf die elektriſche Trambahn aufpaſſen mußte, legte er ſich bäuchlings über den Kutſcherbock weg, ſein rundes Geſicht zu mir, das andre Runde ſeiner Leiblichkeit aber zu Palle gewendet: eine Poſe, die Vertrauen zu ſeinem Pferdchen und Vertraulichkeit mit dem beſten ſeiner Fahrgäſte gleichermaßen ausdrückte. Und er begann zu reden:

„War Signor Bockeli ſehr reich?"

—: „So, ſo."

„Dann war er von Natur ſplendid."

—: „Hm."

„Wiſſen Sie, was er mir für eine Fahrt nach Florenz und zurück zahlte?"

—: „Nein, aber ich glaube es auch nicht."

„Nie unter . . ." und er ſtreckte beide Hände einige Male aus.

—: „Ach?"

„Ja! Und wenn er gut und viel getrunken hatte, ſogar noch mehr!"

—: „Der Trunk iſt ein Laſter, Pietro."

„Alle Deutſchen trinken."

—: „Ich nicht."

Alſo: abgeſchlagen.

Aber Pietros Phantaſie hatte ein großes

Repertoire. Einmal fragte ich ihn: „Kennſt du die Gräfin Montignoſo?“

Antwort: „Ich habe ſie mehr als zehnmal zu Signor Toſelli gefahren.“

—: „Iſt ſie hübſch?“

„Hm ... na ... nicht mein Geſchmack. Aber: ſplendid iſt ſie. An ihren Trinkgeldern erkannte man die kaiſerliche Hoheit. Nie unter zehn Lire!“

—: „Bloß Trinkgeld?“

„Bloß Trinkgeld!!“

—: „Weißt du was, Pietro?“

Er ſpitzte, denn er glaubte, daß ich endlich beſchämt ſei: „Nun?“

—: „Ich würde an deiner Stelle nur verliebte kaiſerliche Hoheiten fahren, denn nur kaiſerliche Hoheiten in dieſem Zuſtande ſind ſo verrückt.“

Wieder nichts alſo.

Sein ſtärkſtes Stück war dies. Eines Abends blieb er länger ſchweigend, als es ſeine Art war. Er dachte offenbar heftig nach und disponierte den Angriffsplan. Endlich hub er an: „Signor Giulio: Sie ſind ein Dichter.“

—: „Nur manchmal.“

„O nein: Sie ſind ein ſtudierter Dichter.“

—: „Gott bewahre!“

„Doch! Zwei deutſche Damen haben es mir heute erzählt. Ein Illuſtriſſimo ſind Sie.“

—: „Bloß auf den Briefkuverts.“

„Ich bitte um Verzeihung. Signor Giulio. Die Damen haben Bücher von Ihnen geleſen.“

—: „Ich kann es ihnen nicht verbieten.“

„Und ſie haben mir geſagt, daß dieſe Bücher ſehr ſchön zu leſen ſeien.“

—: „Es waren liebenswürdige Damen.“

„Ungemein liebenswürdige Damen. Sie haben mir zehn Lire Trinkgeld gegeben.“

—: „Wirklich?“

„So wahr ich hier ſitze.“

—: „Aber du liegſt ja auf dem Bauch.“

Er ſetzte ſich ſofort in Kutſcherpoſitur, ließ mir aber auch weiterhin den Anblick ſeines Antlitzes und fuhr fort: „Als ich mich höflich bedankte, — wiſſen Sie, was ſie da ſagten?“

—: „Addio!“

„Nein, Signor Giulio. Sie ſagten ...“ (und jetzt ſtockte er doch) „... ſie ſagten: Sie haben Glück, daß Sie dieſen Herrn fahren dürfen. Er iſt nicht nur ein berühmter Dichter, ſondern auch ſehr reich, und er gibt ...“

—: „Pietro, du biſt ein Birbante und hältſt mich für einen asino illustrissimo. Weißt du nicht, daß Dichter nie reich ſind? Haſt du nicht geleſen, daß euer erhabener Gabriele, der hundertmal berühmter iſt, als ich, kürzlich ſeine Pferde hat verſteigern laſſen müſſen? Und ich habe nicht einmal Pferde! Ich bin ſo arm, Pietro, daß ich mich ſogar für meine Gedichte bezahlen laſſen muß, und das iſt eigentlich eine Gemeinheit. Gerade ſo gut könnte man ſich für ſeine Küſſe bezahlen laſſen.“

„O,“ meinte Pietro, „das iſt noch lange nicht

das schlechteste Geschäft. Ich kenne eine schöne Dame, die brillant davon lebt. Sie gibt mir regelmäßig . . .“

„Schweig!“ schrie ich. „Soll ich mit Putanen konkurrieren, du Schurke?“

Kurz: Pietro hat es nicht erlebt, daß ich seine imaginären Trinkgelder ins Reich der gemeinen Wirklichkeit übersetzte. Doch kam er trotzdem nicht zu kurz. Ich spendete ihm alte Anzüge, in denen er sich wie ein Gott vorkam, und von denen er, wie ich erfahren habe, zu erzählen pflegte, sie stammten von einem unsinnig reichen Deutschen her, der allein für Bier täglich zwanzig Lire ausgab, jeden Tag zwei mal betrunken war und in der Zwischenzeit Verse machte, die man ihm so hoch bezahlte, daß er damit einen derartigen Lebenswandel bestreiten konnte. — Am stolzesten aber erregte meinen phantastischen Freund eine Mütze mit den Farben und Buchstaben der Hamburg-Amerika-Linie. Von dieser hat er ganze Gedichte in Umlauf gesetzt. „Solche Mützen trägt der Kaiser von Deutschland.“ „Diese Mütze war schon dreimal in Amerika.“ „Nur die höchsten Beamten dürfen in Deutschland solche Mützen tragen, denn es ist das kaiserliche Wappen darauf.“

Sein Traum war, sich in dieser Mütze photographieren zu lassen. Aber ich sollte diesen Traum bezahlen, und dessen weigerte ich mich, da mir an Träumen gerade das sympathisch ist, daß sie nichts kosten.

Ich verabſchiedete mich von Pietro, indem ich ihm, da es das letzte Mal war, wirklich 10 Lire Trinkgeld gab. Seine Quittung lautete: **Evviva la Germania!** — Und ſo verließ ich Florenz mit dem Hochgefühle, zur Popularität des Dreibundes in Italien Weſentliches beigetragen zu haben.

*

Ich weiß heute noch nicht, aus welchen eiſenbahntaktiſchen Fineſſen es geſchah, daß zwei Schnellzüge beinah gleichzeitig nach Bologna abgingen; bekannt und unvergeßlich iſt mir aber die Tatſache, daß ich bei dem, den ich mir zur Fahrt auserkoren hatte, vergeblich auf den Facchino mit meinem Gepäck wartete; daß ich ihn, alle Facchinos von Florenz fürchterlich verfluchend, abfahren ließ; daß ich heiligen Zornes voll, ins Bahnhofsveſtibül ſtürzte, feſt entſchloſſen, den Pflichtvergeſſenen **coram publico eine brutta bestia** zu heißen; daß mir der Portier phlegmatiſch erklärte, der Mann werde am „anderen" Schnellzug ſtehen, und daß dieſer, als ich meinen Träger erreicht hatte, eben abfuhr.

Ha! Wie prachtvoll habe ich geflucht! Nicht im mindeſten habe ich mich daran gekehrt, daß der Erzbiſchof von Florenz an allen Anſchlageplätzen auf rieſigen Plakaten männiglich des eindringlichſten erſuchte, das häßliche **bestemmiare** zu unterlaſſen. Ich mußte dieſes Ventil

öffnen. Donnert ja doch auch der liebe Gott, wenn zuviel Elektrizität in der Luft ist. Ein wahres Glück, daß mir das Blitzen versagt war. Jener Facchino wäre sonst heute eine Leiche, und im Fieramosca hätte es eine scheußliche Neuigkeit zu lesen gegeben unter dem Titel: „Brutalität eines deutschen Barbaren". — Als ich mich ausgedonnert hatte, begab ich mich nach Santa Maria Novella und verrichtete in der Spanischen Kapelle meine Andacht vor dem hochheiligen Giotto, bis der nächste Omnibus nach Bologna ging.

Treno omnibus heißen in Italien die Bummelzüge. Ein ehrlicher und passender Name. Doch würde sich ein Autobus die Anzüglichkeit verbitten. — Bei meiner Vorliebe für langsame Verkehrsmittel befreundete ich mich mit dem Omnibus bald. Ich hatte mich vorsorglich mit einer schweren Last von Strozzibrödchen versehen (von mir so benannt, weil diese köstlichen mit Trüffelpaste bestrichenen Weißbrode gegenüber dem Palazzo Strozzi verkauft werden), führte Viktor Hehns „Italien" bei mir und hatte außerdem einen Bologneser Rechtsanwalt zum Reisebegleiter. Wie hätte ich mich da langweilen können? Nein, das tat ich gar nicht. Am wenigsten dann, als mich der Advokat angesprochen hatte. Er erzählte mir die ganze Geschichte der armen Contessa Murri, und ich fand wieder einmal, daß mein „Prinz Kuckuck" ein erbärmlich harmloser Roman ist.

Zur Revanche erzählte ich ihm den Prozeß Eulenburg (den zweiten der unter der Firma Harden—Moltke gehenden). Ich werde mich hüten, wiederzugeben, welche Meinungen der italiänische Jurist über die Prozeßführung äußerte. Nicht verschweigen aber möchte ich, daß auch dieser gebildete Italiäner (wie schon manche vor ihm) mir bekannte, die Päderastie für eine Art weitverbreiteten deutschen Gesellschaftsspiels zu halten.

Ich verteidigte natürlich die Sitten des Vaterlands, fand aber wenig Glauben. Der Advokat meinte sonderbarerweise, die Sache hinge mit dem Militarismus zusammen. „Als ich zum ersten Male preußische Husaren sah", sagte er, „war ich erstaunt, mit welcher Naivität die Militärverwaltung es zuläßt, daß diese verfänglichen Neigungen gewissermaßen Uniformzuschnitt erhalten." Ich dachte an das Exterieur des Herrn von Podbielski und lachte lauter, als höflich war. Ein anderes Argument des Bologneſers war ernsthafter. Er behauptete, daß es in Florenz zwei Hotels gäbe, die zu homosexuellen Stelldicheins benutzt würden, und die Kundschaft dieser sonderbaren Vergnügungsetablissements bestehe zu drei Vierteln aus Deutschen, zu einem Viertel aus Engländern. Daß ich davon auch schon in Florenz gehört hatte, verschwieg ich ihm und stellte mich sehr erstaunt. Tat überhaupt, im Vertrauen darauf, daß er den „Prinzen Kuckuck" zuversichtlich nicht

kannte, recht naiv und erzählte ihm dann, was ich (aus meinem Roman) von Neapel gehört hätte. „Das ist wahr," bekannte er, „aber die Hauptstadt der Päderastie ist jetzt nicht mehr Neapel, sondern Leipzig." — Jetzt entgeistert saß ich da. „Lipsia?" flüsterte ich, von Erstaunen übermannt. „Lipsia!" bekräftigte er mit festester Betonung. Da konnte ich nun nichts weiter denken, als: Ei Herrjeeses!

✿

Um ja nicht in ein Spezialitätenhotel zu geraten, stieg ich in Bologna in der alten ehrwürdigen Casa Brun ab, die viel zu schweizerisch-solid ist, als daß sie irgendwelchen unpassenden Rendezvous offen stehen sollte. Meine Moral hat auch nicht im geringsten dort gelitten, aber mein Portemonnaie fand, daß die moralische Sicherheit etwas teuer erkauft sei. Indessen, was tut man nicht der Moral zuliebe? Ich für mein Teil bin zu jedem Opfer bereit, zumal dann, wenn die Küche eines Hotels so gut ist wie seine sittliche Solidität. Und dies darf der Casa Brun noch immer nachgerühmt werden.

Ich hatte eigentlich vor, in der Umgebung Bolognas eine Villa für den nächsten Winter zu suchen, aber ich fand, daß es ein Fiesole dort nicht gibt, und so beschränkte ich mich auf den Besuch des wunderschönen Friedhofs und des Oratoriums Santa Cecilia. Beides kannte ich

noch nicht. Nun ich es kenne, erkläre ich: der kennt Bologna nicht, der es unterlaſſen hat, die heilige Cäcilie und den Friedhof zu beſuchen. Der Friedhof von Bologna iſt nicht ſo großartig gelegen und angelegt wie der Genuas, hat auch nicht ſo viele moderne Kurioſitäten wie dieſer, aber er beſitzt einige entzückende Skulpturen aus der Zeit des Empireſtiles, die zu betrachten ein großes Vergnügen iſt. Beſonders die „verſchleierte Dame" iſt mir in der Erinnerung geblieben: eine trauernde Grazie, aber nicht aus der Mythologie, ſondern aus dem Leben. O anmutvolle Melancholie! Ich möchte einen Abguß davon haben, der in einer beſchnittenen Lorbeerlaube ſtehen ſollte, eine Bank darunter mit der Aufſchrift:

Wagt euch nicht her, Lärm und gemeine Luſt,
Geklimper und Geſchrei!
Hier träumt, umſchleiert Angeſicht und Bruſt,
Melancholei.
Sie will das Leben nur durch Schleier ſehn
Und weit von ihm entfernt.
Sie kennt die ſüße Ruh: in ſich zu gehn,
Und hat der Wehmut großes Glück gelernt.

Von ähnlicher Art iſt der Troſt, den die Kunſt Lorenzo Coſtas und Francesco Francias im Cäciliengebethaus ſpendet. Früher verſuchte ich, ſolche Bilder nachzuerzählen. Heute weiß ich, daß das im beſten Falle Dazudichterei ergibt. Jugend mag das immerhin beſorgen Warum ſoll man ſich mit 20, 25, auch 30

Jahren nicht auch mal in eine gemalte Cäcilie verlieben? Treibt man mäßigen Windes den Fünfzigern entgegen, ſo tut man beſſer, die Hand von ſolchen Liebhaberkünſten zu laſſen und ſich damit zu beſcheiden, daß man zu ſich ſagt: Was in Linien und Farben einmal voll ausgeſprochen worden iſt, läßt ſich in Worten nur übertreiben; nimm, was du ſiehſt, Mann, ganz in dich auf und warte, ob es bei Gelegenheit einmal ſeine Auferſtehung im Verſe erlebt, ohne daß du weißt, woher dir dieſes Glück geſchieht. — Hier aber ſage ich nochmals: geht zur heiligen Cäcilie, wenn ihr nach Bologna kommt. Sie wohnt zwar ſchlecht, in einem etwas verwahrloſten Raume, aber ich hoffe, daß es euch damit geht, wie mir: mich ergreift Schönheit um ſo mehr, wenn man ſie ſich ſelber und dem Reize ihrer alten durch keine Reſtauration vermoderniſierten Umgebung überlaſſen hat. Noch eine Weile, und die Tüncher kommen oder die Freskenabſäger. Ich für mein Teil werde die holdſelige Cäcilie weder beſuchen, wenn die Wände ihrer Umgebung in ſtilgerechter blitzblanker Buntheit prangen, noch wenn ſie ſelber zwiſchen Plüſchſofas in einem königlich italiäniſchen Muſeum ſteht. (Daß man ſie ſelber jetzt ſchon etwas „ausgebeſſert“ hat, iſt ſchade; man wird in Italien und anderswo ſo lange an den alten Kunſtwerken herumreſtaurieren, bis der Zukunft nichts weiter überliefert iſt, als jeweilig moderne Nachpfuſcherei. Iſt

es nicht ein Zeichen pöbelhafter Frechheit, ſeine Hände ſelbſt an Heiligtümer zu legen? Und ein Schwindel iſt es obendrein.)

*

Nachdem ich wiederum die erſtaunliche Fertigkeit der bologneſer Eßwarenhändler bewundert hatte, die Rieſenkugeln der nicht genug zu preiſenden **Mortadella di Bologna** in papierdünne Scheiben zu zerlegen (wodurch der Wohlgeſchmack dieſer Wurſt der Würſte erſt ganz zur Geltung kommt) machte ich mich, wohl verſehen mit Mortadella und, damit die Naſe auch was habe, mit **Acqua di Felsina**, auf und fuhr nach Venedig.

Venedig! Ich wünſchte, daß ich einen Ausruf erfinden könnte, der wie ein Schrei der Luſt alles das verkündete, was mir dieſe Stadt iſt. Dieſer Wunſch kennzeichnet den Zuſtand von Faulheit und Entzücken, in dem ich mich faſt immer befand, wenn ich in Venedig war. — Ja, ich liebe dieſe Stadt mehr, als irgend eine andre: es iſt eigentlich die einzige Stadt, die ich liebe. Vermutlich deshalb, weil es keine Stadt gibt, die ſo ganz Stadt wäre, wie dieſe: ſo ganz Kunſt. Denn ich liebe das Entſchiedene.

Mag ſein, daß auch das Verfallende an Venedig mir ſo lieb iſt, und das völlig Extraordinäre. Nicht zu vergeſſen ſeine göttliche Ruhe auf den Kanälen und entlegenen Plätzen,

vor allem ſeine Freiheit vom Geraſſel der Wagen: ſeine Trambahnloſigkeit zumal.

Ihr verdankt es dieſe wunderbare Stadt auch, daß man ſich an ihrer Architektur noch erfreuen kann, ohne durch dicke Drahtlinien geniert zu werden, die nun auch in Italien die architektoniſchen Bilder zerreißen.

Die Hauptſache aber iſt: Venedig iſt arm. Venedig hat keine Möglichkeit, Induſtrie im großen Stile zu beherbergen: reich und häßlich zu werden.

Das iſt den Venezianern natürlich ſehr unangenehm. Auch ſie möchten gerne alte ſchöne Paläſte einreißen und dafür Fabriken bauen. Bei allen Teufeln: ich freue mich innig, daß das nicht geht.

Jetzt ſind ſie dabei, einen Straßendamm über die Lagunen weg zur terra firma zu errichten. Iſt dieſe Straße mal da, ſo hoffen ſie, daß draußen Fabrikquartiere erſtehen werden. Meinetwegen. Wenn nur die alte edle Venezia ſelber bleibt, was ſie iſt: die Stadt der verfallenden Paläſte, der verſchwiegenen Winkel, der graziöſen Brücken, der engen Gaſſen, der lautloſen braunen Kanäle, der ſchwarzen Umſchlagtücher, der ſchwarzen Gondeln.

In den ſechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ſollen die Stadtväter Venedigs ernſtlich den Plan erwogen haben, den großen Kanal ſowohl wie die nächſtgelegenen kleinen zuzuſchütten, um einen neuen Stadtkern zu bilden.

Auch ein paar Dutzend der alten Paläſte ſollten daran glauben. Die, im Laufe der Jahrhunderte eiſenhart gewordenen Pfähle, auf denen dieſe ſtehen, ſollten, ſo heißt es, an amerikaniſche Pianofortefabrikanten verkauft werden, da ihr Holz das beſte für den Pianofortebau ſei. Dieſe Legende iſt wohl eine Satire. Aber ſie iſt gut erfunden. Es hat in der Tat eine Zeit gegeben, wo die Venezianer höchſt unglücklich darüber waren, keinen Boulevard, ſondern den gran canale, keine großen Mietshäuſer, ſondern Paläſte zu haben. Heute wiſſen ſie ihre Spezialität beſſer zu ſchätzen. Da ſie keine andere Induſtrie erheblichen Umfangs beſitzen, haben ſie die Fremdeninduſtrie im großen Stile ausgebildet. — Wer dürfte es ihnen verdenken? Es geſchieht im ganzen auf liebenswürdige Manier, und das Geſchmackloſe, das damit einhergeht, läßt ſich vermeiden, wenn man, zumal des Abends, den großen Kanal vermeidet. Wer aber ganz unbehelligt davon bleiben will, der beſuche Venedig im Winter. Um dieſe Zeit iſt die Lagunenſtadt nicht bloß miasmen-, ſondern auch fremdenrein.

Diesmal begann der Zufluß der Hochzeitsreiſepaare eben, als ich dort war. Nun, es ließ ſich ertragen. Die eigentliche Heuſchreckenplage beginnt erſt im Mai, der noch immer der beliebteſte Honigmond iſt. Auch fehlten die Geſellſchaftsreiſenden noch gänzlich, als welche gerade in Venedig mit einer Scheußlichkeit auf-

treten, die man als nationale Gefahr für den Ruf der Deutſchen im verbündeten Italien bezeichnen muß. Ihnen verdanken wir es, wenn in italiäniſchen Blättern ſelbſt intelligenter Herkunft noch von „deutſchen Barbaren" geredet wird. Es fällt mir nicht ein, dieſes Geſchwätz zu verteidigen, ſo weit es nichts als nationaliſtiſche Phraſe derer iſt, die, mit Gott weiß wie viel germaniſchem Blute im Leibe, von der Herrlichkeit der „lateiniſchen Raſſe" (einem Unſinn) reden und, mit Wiſſen äußerſt wenig beſchwert, das Vaterland Goethes für eine Art europäiſchen Indianerterritoriums zu halten ſcheinen, wo man ſäuft, exerziert und in ſchwerfällige Banauſenſchädel mühſam ſtopft, was von der Herren Latiner Kulturtafel gefallen iſt. Dieſes dumme Zeug iſt nicht der Beachtung wert. Jeder wirklich gebildete Italiäner zuckt die Achſeln darüber. Wenn ſich aber italiäniſche Journaliſten darüber mokieren, daß deutſche Touriſten in Venedig mit der Lodenjoppe erſcheinen, eine Adlerfeder auf dem Alplerhute, in der Hand den Bergſtock, an den Füßen genagelte Stiefel, ſo haben ſie ganz recht. Schon wird in venezianiſchen Volksſtücken dieſe Sorte Deutſcher lächerlich gemacht; dieſe und eine andere, noch weniger erfreuliche: die der Vaterlandsprotzen. Ich ſah ſolcher einmal fünf Gondeln voll den Grankanale entlang fahren, ſchwarz-weiß-rote Fähnchen ſchwingend und dazu die Wacht am Rhein gröhlend. Das iſt nicht bloß

geſchmacklos, ſondern lümmelhaft und hahnebüchen dumm.

Diesmal genoß ich eines eleganteren Anblicks. „Il gran cancelliere dell' impero germanico“ weilte in Venedig und ging fleißig ſpazieren in den engen Gäßchen hinter ſeinem Hotel. Da ich in demſelben Hauſe wohnte (das zwar Hotel Britannia heißt, aber ganz deutſch iſt), ſo hatte ich verſchiedene Male Gelegenheit, mich davon zu überzeugen, daß Fürſt Bülow ein ſehr munterer Reichskanzler iſt, der witzig zu erzählen und ſeine Erzählungen dramatiſch zu beleben weiß, ſo zwar, daß er Stimmen und Bewegungen gleichermaßen gut imitiert. Ich denke mir, daß auch dieſe Begabung ihn bei S. M. beliebt macht. Doch möchte ich dieſe Bemerkung nicht als abſchätzig genommen ſehen. Zur Diplomatie gehört auch die Kunſt, denen zu gefallen, auf deren Mitwirkung man weſentlich angewieſen iſt, und die es in der Hand haben, ſich andere Partner auszuſuchen. Zu den Gefahren der Monarchie gehört es, daß Genies, denen dieſe gefällige Kunſt nicht eignet, der öffentlichen Wirkſamkeit entzogen werden können, weil ſie nicht imſtande ſind, ſich nach Bedürfnis einzuſpielen. Das ſtaatsmänniſche Genie iſt meiſt (nicht immer) heroiſch beſchränkt, es läßt ſich zu vielen Rollen nicht gebrauchen; es iſt vielmehr geneigt bei aller Loyalität ſelbſt der höchſten Stelle die Rollen zu diktieren. Wenn aber die höchſte Stelle ſelber durchaus nur nach

dem Heroenpart verlangt, ſo muß die Peripetie eintreten und das ungefällige Genie wird ausgeſchaltet. Ein Glück, wenn dann wenigſtens ein Talent an ſeine Stelle tritt, das die Gefälligkeit nur ſo weit treibt, als es ohne Gefährdung der Intereſſen möglich iſt, die noch höher ſtehen als die höchſte Stelle. Es hat unter Umſtänden die Pflicht, auch contre coeur weiter zu ſpielen: dann, wenn es weiß, daß nichts Beſſeres nachkommt. Wenn man den Fürſten Bülow immer wieder daran erinnert, daß er kein Bismarck iſt, ſo ſollte man nicht vergeſſen, daß auch Wilhelm der Zweite nicht Wilhelm der Erſte iſt, und wenn man ſich dies recht deutlich ins Bewußtſein nimmt, ſo wird man wohl zu dem Schluſſe gelangen müſſen, daß nicht viel damit gewonnen wäre, wenn ſich der Huſar küraſſiermäßig gebärdete. Wir müſſen uns daran gewöhnen, daß das Drama geendet und ein Salonſtück begonnen hat, in dem für Heroen kein Platz iſt. Seien wir froh, wenn in hervorragender Rolle ein Mann von Geiſt darin beſchäftigt iſt, der deplacierte Entgleiſungen ins Heroiſche abwendet und dafür ſorgt, daß nicht gar ein Intrigenſtück daraus wird. Mehr können wir, wie die Dinge (und Perſonen) ſtehen, zurzeit kaum verlangen und erwarten. Doch tun alle die ein gutes Werk, die nicht müde werden, daran zu erinnern, daß in einem großen Volke heroiſche Gefühle und Bedürfniſſe wohl einmal ſchlummern aber nicht einſchlafen dürfen, und

daß man auf einen Wechſel des Repertoires vorbereitet ſein muß.

„Ein garſtig Lied, pfui, ein politiſch Lied!“ Es iſt aber nicht bloß der Kanzler des Deutſchen Reiches daran ſchuld, daß ich mich, von Venedig redend, einer politiſchen Ruine, dazu verlocken ließ, ſondern auch der gran cancelliere della poesia italiana. Doch würde Gabriele d'Annunzio mit dieſem Titel keineswegs zufrieden ſein. Wenn Nikolaus der Friedliche jetzt Zar aller Reußen iſt, ſo iſt Gabriele der Kriegeriſche heute Cäſar aller Lateiner. Die Höhe ſeines Ehrgeizes wird nur von der ſeiner Stehkragen erreicht. Alles an ihm iſt glorios. Fällt ein Stück von ihm durch, ſo erhebt er den Durchfall noch in ſublime Regionen, indem er ein Manifeſt erläßt, worin er ſeine Kritiker betrunkene Sklaven nennt. Stets iſt er aktuell: wenn nicht in der Literatur, ſo durch Amouren, und wenn er wirklich einmal pauſiert, ſo phantaſieren ihm ſeine lateiniſchen Untertanen Legenden an, die lorbeerraſchelnd durch die Zeitungen laufen. Ha: Gabriele ritt jüngſt nackt ins Meer auf einem ſchwarzen Hengſte (Preis 50000 Lire) und ward, zum Strande kehrend, von ſeiner Geliebten (Preis 50000 Lire) mit einem purpurnen Linnen abgetrocknet. Ha: Gabriele beſitzt 50 Hunde, 20 Pferde, einen nach Maß gemachten Marmorſarg und ein Leſezeichen, aus einer japaniſchen Schiffsfahne gefertigt, die beim Untergang der ruſſiſchen

Flotte mit dabei war. Ha: Gabriele erhielt kürzlich von einem betrogenen Ehemann (herzoglichen Geblütes) drei Ohrfeigen, sechs Naſenſtüber, fünf Tritte gegen den Magen (Arztkoſten 10000 Lire). Ha: Gabriele entließ einen Kammerdiener, weil dieſer es gewagt hatte, ihm ein Nachthemd zu reichen (Preis 500 Lire), das ſchon einmal gebraucht war. — Das kann man komiſch finden, aber es iſt vielleicht nicht komiſcher, als mancher Hofbericht in Deutſchland, der ſich manchmal mit weniger intereſſanten Erlebniſſen weniger intereſſanter Perſonnagen beſchäftigt. Dagegen fand ich ſehr ſchön, daß in Venedig, als „La Navé“ aufgeführt worden war, die Verſe d'Annunzios das Stadtgeſpräch bildeten; aber nicht ſo, wie man wohl auch bei uns von Verſen redet: kritiſch, abwägend, ſilbenſtochernd, ſondern gleichſam in einer Wolke von Enthuſiasmus. In jedem Kaffeehaus hörte ich ſie; man koſtete ſie aus, überbot ſich darin, ſie ſchön vorzutragen. Und Ruderklubs luden den anweſenden Dichter ein, ihre Ruder poetiſch zu ſegnen.

Dieſer Ueberſchwang war indeſſen doch nicht rein poetiſcher Natur, ſondern politiſch tingiert, wie, allem Anſcheine nach, (denn ich kenne es nicht) das Drama von der Gründung Venedigs ſelber. Wenn ich die Zeitungen richtig verſtanden habe, ſo beſorgt d'Annunzio mit La Nave unter anderem auch das, was bei uns der Flottenverein tut: „Das Schiff“ fordert mehr

Schiffe. Daß Gabriele ſeinen Lateinern nebenbei auch die Weltherrſchaft reklamiert, halte ich für ſicher. Zu ihm gehört jeglicher Größenwahn. Ohne ſeine Megalomanie wäre er nichts weiter als ein glänzender Dekorateur. Man kann ſagen, daß bei ihm der Größenwahn das Genie erſetzt. Die inſtinktive Sicherheit des äſthetiſchen Urteils bei den Italiänern zeigt ſich darin, daß ſie die große Wortkunſt ihres Gabriele zwar nach Verdienſt ſchätzen und mit Kennergefühl preiſen, ſich aber durch ſeine blendende Diktion nicht dazu hinreißen laſſen, ihn zu ihren großen Poeten zu ſtellen. Ich habe mich anfangs ſehr darüber gewundert, denn ich glaubte, ein Dichter wie d'Annunzio müßte von ihnen geradezu als eine Art Inbegriff des Genies ihrer Raſſe vergöttert werden. Weil der Italiäner ſich leichter als der Deutſche zur Begeiſterung hinreißen läßt, glauben wir, er beſitze weniger Urteil als wir, die wir uns für die geborenen Kritiker halten, weil ſich bei uns Kunſtwerken gegenüber Enthuſiasmus ſchwerer einſtellt. Das iſt ein Irrtum. Die große Empfänglichkeit der Italiäner für ſtarke Kunſtäußerungen beruht keineswegs auf einem Mangel an äſthetiſcher Kritik. Der Italiäner beſitzt nur nicht jenes eigentlich unäſthetiſche kritiſche Bedürfnis, hinterher die Gründe ſeines Enthuſiasmus zu zergliedern. Wo er einmal ja geſagt hat, bleibt er mit Leidenſchaft dabei. Aber er ſagt durchaus nicht zu allem ja, — auch dann nicht, wenn er da-

mit in den Ruf eines auserleſen Verſtändigen kommen könnte, der ſeiner Zeit voraus iſt. Der Snob iſt in Italien ſo gut wie unbekannt, weil es dort eine alte äſthetiſche Kultur gibt, die dem Typus des Kulturparvenus nicht günſtig iſt. Nur in der Muſik ſcheint ſich eine Art Snobismus herausbilden zu wollen.

Ich hatte Gelegenheit, in einem Tea-room zu Venedig (keine italieniſche Stadt ohne Tea-rooms) zwei junge venezianiſche Adelige, deren Namen ich zufällig erfuhr, über die Salome von Strauß reden zu hören, die ſie in Mailand genoſſen hatten. Sie ſahen genau wie junge Engländer aus und flochten auffällig viele engliſche Wendungen in ihre Reden ein.

„Ich habe", ſagte der eine, „die Empfindung gehabt, daß das gar nicht mehr Muſik war, ſondern verrücktgewordene Natur in Tönen. Eine unglaubliche Sache. Nicht eigentlich angenehm; eher beängſtigend, aber höchſt eindrucksvoll."

„Es iſt Muſik", ſagte der andre, „aber barbariſche. Dieſe Germanen ſtreifen alle Feſſeln der edleren Form ab und führen ihre alten Kriegstänze auf."

„Ganz falſch!" war die Antwort. „Die Deutſchen ſind dekadent. Ihre Natur iſt krank, wahnſinnig, hilflos. Sie haben keine Kraft mehr für die Form. Sie können nur noch heulen, ſtammeln, wiehern, kreiſchen. Aber es geſchieht, wenn auch krank, ſo doch mit einer Inbrunſt, daß man erſchüttert wird und hinterher jede noble Form

wie etwas Schwächliches empfindet. Es ist das Ende der Musik."

Wieder der andre: „Aber jeder Musiker sagt dir, daß es nie eine Musik gegeben hat, die sich mit dieser an Kunst vergleichen läßt, oder besser: an Technik. Aber das ist doch schließlich dasselbe. Gewiß ist, daß Verdi nicht ausdrücken konnte, was Strauß ausdrückt, und daß Strauß ausdrückt, was wir empfinden. Wenn du das dekadent nennst, so sind wir eben auch dekadent, denn sonst könnten wir es nicht verstehen und mit Beifall begrüßen."

So, präziser gefaßt, als es gesprochen wurde, der Extrakt des Gespräches. — Ich ging dann hinaus, zum Markusplatz, und der Zufall wollte es, daß die Kapelle einmal ausnahmsweise lauter ältere italiänische Musik spielte: Musik, die meist schon zum Gassenhauer geworden ist, oder uns so vorkommt, weil sie uns keine Rätsel mehr aufgibt.

Da ich kein Renommee als Musikkritiker zu verlieren habe, darf ich ruhig bekennen, daß mir diese Musik sehr wohl tat. Sie erheiterte mich, war wie eine Aufforderung zum Tanze mit dem Leben. Ich wurde leichtsinnig und begann ein Gespräch mit einer kleinen Rothaarigen, die wohl nur einen Lord Byron bedurfte, um sich als eine Marianna zu entpuppen und eine guerra di landia aufzuführen, falls ihr eine Margueritta aufoktroyiert worden wäre. Aber ich bin viel zu bescheiden, als daß ich auch

nun auf dieſem Gebiete mit dem großen Lord wetteifern wollte. Es ging ſchon deshalb nicht, weil mir der venezianiſche Dialekt, den er beherrſcht hat wie die Grazien, noch immer nicht eingegangen iſt. Ich begnügte mich damit, der Kleinen zu eröffnen, daß ſie ein hübſches Mädchen ſei, wofür ſie mich mit der Erwiderung beglückte, ich ſei ein liebenswürdiger Fremdling.

„Was machen Sie denn tagsüber?“ fragte ich.

„Blumen aus Perlen,“ ſagte ſie.

„Das muß ja ſehr reizend ſein,“ ſagte ich.

„Aber es wird ſchlecht bezahlt,“ ſagte ſie.

„Das iſt nun ſo,“ ſagte ich, „die hübſcheſten Sachen werden meiſt am ſchlechteſten bezahlt. Mir geht's auch manchmal ſo.“

„Ach,“ meinte ſie, „Sie ſehen nicht ſo aus, als ob Sie ſich mit Polenta und Käſe ernährten.“

Schon wollte ich ihr Bonbons kaufen, da erſchien ihr Bräutigam und ſcheuchte mich mit einem Blick von dannen, der wie ein Dolchblitz funkelte. „Felicissima notte“, ſagte ich.

Er empfahl mich der Madonna zu einem Geſchäfte, das mich der Hölle überliefern würde, wollte ich es auch nur in Gedanken erwägen.

Darin ſind die Popolanen Venedigs nämlich von einer blasphemiſchen Phantaſie, die an Ruchloſigkeit und Schmutz unmöglich überboten werden kann. Ich glaube, die geringe Anzahl von Delikten gegen Leib und Leben, durch die ſich Venedig auszeichnet, kommt daher, daß das venezianiſche Volk ſo fürchterlich

mit dem Maule ſündigt. Aber ſchrecklich iſt es doch, derlei anzuhören. Worte können ſo furchtbar ſein wie Taten. „Hüte deine Zungel“ iſt eine Mahnung, die von frühauf einem jeden immer vorgehalten werden ſollte. Die gute Kinderſtube, die das beſorgt, macht ſich um Seele und Zukunft des Kindes ſehr verdient. Wer ſeine Zunge im Zaume hat, hat meiſt ſich ſelber in der Kandare. — Wenn nur nicht die Nerven wären, dieſe zitternden Sehnen, von denen die böſen Worte allzu ſchnell und allzu ſcharf fliegen. Ich habe es mir ſeit einiger Zeit zur Gewohnheit gemacht, in Augenblicken, wo die Nerven vibrieren und ein böſes Wort abſchnellen wollen, vor mich hin zu ſagen: M. h. M! Dieſes Geheimſiegel bedeutet: Menſch, halt's Maul! — Hätte ich darnach immer gehandelt, ſo würde ich mir, und was mehr iſt: geliebten Menſchen viel Unangenehmes erſpart haben.

✿

Ich hielt mich diesmal nicht lange in Venedig auf: die Stadt war nicht komplett. Es fehlte die Familie Naager. Wer meine „Sonderbaren Geſchichten“ kennt, beſitzt ein freundſchaftlich verzerrtes Familienporträt von ihr in der phantaſtiſchen Satire „Schmulius Cäſar“. Nachdem ich ſie dort mit dem Karikaturſtifte gezeichnet habe, werde ich nicht umhin können, nächſtens eine ernſthafte Chronik der Familie Naager herauszugeben. Das wird in Form

einer Monographie über Franz Naager geſchehen, das ſtärkſte und reichſte dekorative Talent unſerer Tage. Es ſcheint aber, daß unſere Zeit die künſtleriſch reichen Naturen nicht liebt. Sie zieht die Spezialiſten vor, die „Richtung“ bedeuten. Franz Naager bedeutet Fülle, Verſchwendung, Umfaſſen. Er iſt ſchwer einzuordnen und auf eine beſtimmte Manier feſtzulegen. Ein Form- und Stilgefühl ſondergleichen vereinigt ſich in ihm mit einer grundpoetiſchen Anlage voller Laune und Kühnheit. Aber es fehlt ihm alles Doktrinäre, und ſo denkt er gar nicht daran, ſich an der Züchtung des „modernen Stils“ zu beteiligen. Er iſt vielmehr dezidiert unmodern: in einem Grade, daß man ſeine Arbeiten neben den beſten Erbſtücken alter, echter: gewachſener, nicht gezüchteter Stile ſehen kann. Alſo ein Imitator, Eklektiker? Es tut mir leid, dies bejahen zu müſſen. Er ahmt die Alten nach, indem er gleich ihnen ſo frei iſt, auf ſeine Weiſe Formen, die ſchon da ſind, zu entwickeln, und er holt ſich ſeine Anregungen aus allem Schönen, das ſeiner Natur gemäß iſt. Das Reſultat iſt aber immer ein echter Naager: ein Stück, das keinem alten Stile angehört und auch nicht wie ein Stückwerk aus alten Meiſtern anmutet, ſondern friſch und froh eine Meiſterperſönlichkeit verrät, die gar nicht anders als originell ſein kann, weil ſie eine künſtleriſche Vollnatur iſt. Es liegt mir ferne, die dekorativen Talente der Gegenwart mit Abſchätzigkeit zu be-

handeln, obwohl ihre Bemühungen um einen modernen Stil für meinen Geschmack im günstigsten Falle die Erkenntnis geweckt haben, daß die sogenannten Biedermeier Leute von einem Geschmack waren, der sich modern sehr hübsch nüancieren läßt; ich habe auch allen Respekt vor denen, die so naiv sind, zu glauben, es ließe sich eine absolut neue Formsprache aus der Jungfernerde des genialen Gemütes emporkonstruieren, und die dabei, ziemlich logisch, dazu gelangen, sich das Lallen in Linien anzugewöhnen (was aber schließlich, wie alles Eintönige, langweilig wird): nur erscheint es mir als ästhetische Pflicht, auf die Existenz eines dekorativen Genies hinzuweisen, das ohne moderne Stilprätensionen Werke hervorbringt, die den ganzen Reiz von stilvollen Arbeiten der Vergangenheit haben und sich dennoch deutlich als Werke unserer Zeit manifestieren, — wenn auch nicht des Zeitgeistes, der jene Talente beherrscht. Naager hat Phantasie. Damit ist eigentlich alles gesagt. Er hat Einfälle. Er konstruiert nicht: er fabuliert. Aber er ist so sehr Mensch der Form, des Raumblickes, daß seine Linien und Flächen auch als solche empfunden und damit konstruktive Werte sind. Es kommt nur eben noch etwas hinzu: er gibt mehr als bloß Gerüst. Wer die Nüchternheit als das kennzeichnende Merkmal unserer Zeit preist und die Phantasie nur insoweit gelten lassen will, als sie sich bei technischen Erfindungen betätigt; wer

dem Dogma der „Zweckkunst“ anhängt und also an eine „Kunst“ glaubt, die in einem äußeren Zwecke aufgehen kann (z. B. in dem, einen bequemen Stuhl zu bauen, was aber doch wohl nur insofern eine Kunst ist, als es nicht jeder kann); wer wirklich sein volles ästhetisches Genüge daran hat, an einem Gegenstande seine konstruktive Richtigkeit zu empfinden, und es gnädig nur zulassen will, daß diese „dekorativ“ betont werde; wer so bescheiden und (pardon) so gefühlskahl ist, daß er in der Kunst nicht mag, was in der Natur herrscht: den Ueberfluß, Ueberschwang, die Verschwendung: der wird an Naagerschen Arbeiten keine Freude haben. Es wird ihm gehen, wie dem Dresdener Bürgersmann, den ich vor einem Pariser Hutmodell in die Worte ausbrechen hörte: „So ä Unfug! Das is ja gee Hut mehr! Das is ä Blumentopp.“ So kann bei Naager ein Kamin ein Wintermärchen sein; eine Tapete eine Idylle; eine Wandbekleidung in Marmor ein byzantinischer Hymnus; ein Figurenfries eine holländische Humoreske; eine Vase ein Liebesgedicht; ein Vorsatzpapier eine Zärtlichkeit; ein Kachelfußboden kann vom Sommer, ein Wandbespannstoff von romantischen Abenteuern erzählen. Alles, was aus seinen Händen hervorgeht, spricht, singt, musiziert. Aber es ist immer die stille Musik echt dekorativer Kunst.

Hoffentlich führt er bald einmal wirklich aus, was ich ihm seit Jahren predige: daß

er in Venedig eine Ausstellung seines künstlerischen Reichtums: eine Palastausstellung macht.

Schade, daß er diesmal, in Berlin für einen Auftrag des Kaisers beschäftigt, nicht in Venedig war, wohin er einzig gehört. Ich hatte mich so sehr darauf gefreut, mich über ihn zu ärgern. Andre Souveräne wechseln, wenn sie sich besuchen, Höflichkeiten miteinander; wir wechseln Grobheiten. Sein Lieblingswort ist Kretin. Ich ziehe Idiot vor. Man kann sich auch auf diese Manier sehr gern haben. Für solche Fälle gilt das M. h. M. durchaus nicht.

*

Statt seiner besuchte ich einen anderen Freund und Künstler: Wladimir Schereschewsky. Er gehörte einmal zu den großen Hoffnungen des malerischen Naturalismus in München. Uhde schätzte ihn sehr hoch, aber auch Menzel. Zwei seiner großen Elends-Malereien gingen in öffentliche Galerien über. Er aber verschwand aus München, sah in Venedig die alten Italiäner und erklärte, künftighin nicht mehr Dreck mit Dreck malen zu wollen. In der Oeffentlichkeit hörte man erst dann wieder von ihm, als in venediger Zeitungen große Artikel erzählten, Signor Wladimiro sei verrückt geworden und weile im Irrenhause. Das war wirklich wahr. Schereschewsky, von jeher ein Schwärmer und Grübler, war aus der geistigen Balance ge-

raten. Den Anſtoß dazu hatte ein Erlebnis mit der politiſchen Polizei Oeſterreichs gegeben, deren Brutalität wohl auch ein weniger irritables Nervenſyſtem hätte zum Raſen bringen können. Man hatte ihn nahe der dalmatiniſchen Küſte in einem Segelboote arretiert, weil man ihn, der ein paar photographiſche Aufnahmen machte, für einen italiäniſchen Spion hielt. Obwohl man bald merken mußte, daß er das nicht war, ließ man ihn zehn Tage lang mitten im Sommer in einem glutheißen Arreſtlokale, weil er ſich nicht ausweiſen konnte, wohl aber zugab, vor Jahren aus Rußland politiſcher Meinungen halber ausgewandert zu ſein. Ha: ein Nihiliſt! Ha: ein Menſch, um den ſich ſicher kein Konſul bemühte! Ha: eine entzückende Gelegenheit, Macht fühlen zu laſſen, ohne einen Rüffel befürchten zu müſſen! Kurz: ein bißchen Tortur und dann Abſchub nach Italien. Er kehrte unter Wahnvorſtellungen zurück, und es kam zu einem Anfall, der die venezianiſchen Behörden zwang, den in der Lagunenſtadt ſehr beliebten, ja populären Maler zu bitten, er möge ſich ins Irrenhaus begeben. Das tat er ganz gerne, denn er ſuchte Ruhe vor gewiſſen Stimmen, die ihn verfolgten. Wie er ſich beruhigt hatte, ließ ihn der Direktor der Anſtalt, der ihn ſchätzte, wieder gehen. Ich fand ihn beim Schachſpiel im Café Orientale. Wenn das verrückt war, was er ſprach, ſo iſt Verrücktheit eine ſehr geiſtreiche Sache, und ich

wünſchte, oft ſo verrückt zu ſein, wie Wladimir Schereſchewsky. Aber eines war wirklich verrückt an ihm, und ich habe ihm geſagt, daß er dafür verdiente, wieder auf die „Inſel der Narren“ gebracht zu werden. Nämlich: er zerſtörte jedes ſeiner Bilder immer in dem Momente, wo es vor der Vollendung ſtand. So vor allem ſein großes Abendmahl, von dem alle Künſtler, die es in irgend einem Zuſtande geſehen hatten, erklärten, es ſei zu einem Meiſterwerke angelegt und voller Schönheit, Kraft, Eigenart. Als ich ihn traf, ließ er es aber überhaupt niemand mehr ſehen, und ich durfte erſt dann ins Atelier, nachdem er es in ſeiner ganzen Rieſenlänge mit Tüchern verhangen hatte. Dafür zeigte er mir ein andres, gleichfalls ſehr großes Bild in der ſchon ſehr weit gediehenen Skizze, das er „verso la luce“: „Dem Lichte entgegen“ nannte. Es ſtellt eine Schar Arbeiter vor, die, „das Helle vor ſich, Finſternis im Rücken“, einem nackten Knaben folgen, der ſingend vor ihnen herſchreitet. Dort, wo ſie herkommen, liegt Ruß und dunkle Röte in der Luft; dort, wo ſie hingehen, iſt ſilberiges Licht und blauer Himmel. Nun: ein nicht weiter originelles Symbol. Ueber die Idee des Bildes kann man ſo und ſo denken. Ich laſſe mich darauf nicht ein, weil die Bewertung dieſes Kunſtwerkes nicht davon abhängt, wie man ſich zu ſeinem Gegenſtande verhält. Ich hatte, als ich es ſah, die Empfindung, vor den An-

fängen einer großen Sache zu stehen, vor dem Meisterwurfe eines Inspirierten. Welch ein Ausdruck in den Köpfen! Welche Wucht in der schwerfälligen und doch inbrunstvollen Bewegung der Menge! Welcher Adel in dem singenden nackten Knaben! Wie meisterhaft zur Monumentalität vereinfacht alles Aeußere: Gewand, Landschaft, Lichtkontrast! Welch großer Zug in der gewaltigen Komposition!

Ich war erschüttert, und ich sagte zu meinem Freunde: „Wenn du zu so was die Kraft hast, magst du meinetwegen im übrigen so viel Stimmen hören und Einbildungen hegen, wie du willst. Die Psychiater halten diese Stimmen und Einbildungen für Symptome einer Krankheit mit einem sehr gelehrten Namen; du selber hältst sie für etwas Reelles; ich bin so frei, dir zu erklären, daß diese Dinge mir sehr nebensächlich erscheinen, solange sie dich nicht hindern, ein derartiges Werk zu konzipieren und mit dieser Herrschaft über alle Mittel der Kunst anzulegen. Sie irritierten mich vis-à-vis diesem Bilde ebensowenig, wie etwa Zahnschmerzen, von denen du geplagt worden wärest."

Aber Wladimir machte ein düsteres Gesicht und sagte: „Gewiß; ob ich verrückt bin oder nicht, ist nebensächlich, solange ich arbeiten kann. Das Scheußliche ist nur, daß ich weiß: ich werde auch das da nicht fertig bringen."

„Warum?" fragte ich: „wegen der Stimmen?"

„Ich pfeife auf die Stimmen!" schrie der Ma-

ler. „Dieſe Stimmen genieren mich gar nicht beim Malen; im Gegenteil: ſie regen mich an. Was mich aber wirklich verrückt macht, das iſt: daß ich kein Geld habe, mir Modelle zu nehmen. Siehſt du: anlegen kann ich ein Bild ohne Modelle; wenn ich aber ſo weit bin, daß ich es fertig machen möchte, dann ſeh ich: das und das und das iſt falſch, hat keine Anatomie, iſt nicht geſehen, iſt bloß gedacht; und da muß ich mir was Lebendiges danebenſtellen können, zu vergleichen und zu korrigieren. Aber alles Lebendige will bezahlt ſein, und ich habe kein Geld. Ich kann mir ja nicht einmal einen Raum mit Nordlicht mieten. Auf dieſer Leinwand hier tanzen, während ich male, die Reflexe vom Kanal unten. Da wäre auch Raffael verrückt geworden! Ich male, male, male, aber ich weiß: es kommt ein Tag, wo mich die Wut packt, daß ich das ganze Zeug wieder zuſammenſchmeiße, weil ich's nicht fertig machen kann. Denn ich höre zwar, daß die Glocken von San Marco ruſſiſch reden, und die Wellen draußen am Lido italiäniſch, und die Kanonenſchüſſe mittags vom Arſenal her oberbayriſch: aber die Stimme des Geldes vernehme ich nicht. Ich habe einen Heiligenſchein aus Gold, va bene: aber den kann ich nicht verſetzen. Ich muß ihn vielmehr verbergen, weil heutzutage ein Menſch ausgelacht werden würde, an dem man einen Heiligenſchein bemerkt. Deshalb ſetze ich meinen Hut nur abends ab, wenn ich ins Bett gehe."

Und er fing an, wunderlich zu reden. Ich aber ſagte mir: Nicht bloß die Brutalität der öſterreichiſchen Polizei hat dieſen Menſchen von Genie um ſein ſeeliſches Gleichgewicht gebracht, ſondern die Not des Lebens. Man muß ihm Geld verſchaffen, und die Medizin iſt da, die es verhindert, daß er vernichtet, was wert iſt, der Nachwelt aufbewahrt zu werden. Mag er dann immerhin weiter Stimmen hören und eine Gloriole unter ſeinem alten Filz fühlen: wenn er nur fertig machen kann, was er mit ſo ſicherer, ſchöner Kraft begonnen hat.

Und ich ließ mir das letzte ſeiner vor zwanzig Jahren entſtandenen und damals ſo lebhaft geprieſenen ſibiriſchen Gemälde nach München ſchicken, es dort auszuſtellen und zu verkaufen. Er lebte in der Hoffnung auf, daß es mir gelingen werde, und begann ſogleich, ein richtiges Atelier zu ſuchen.

Es wäre beſſer geweſen, ihm dieſe Hoffnung nicht zu machen. Das Bild kam nach München, aber kein Kunſthändler wollte es auch nur ſehen. Sie kannten es alle und prieſen es ſehr, ermahnten mich aber, es nicht erſt auspacken zu laſſen. „Das ‚Heimatlied' von Schereſchewsky. O ja: eine ſtarke Leiſtung. Politiſche Verbannte in einem ſibiriſchen Bergwerk. Einer ſpielt auf der Balalaika. Die andern, an ihre Karren geſchmiedet, hören zu. Prachtvolle Typen. Viel Ausdruck in den Köpfen. Dabei ſehr fein in der Beleuchtung des unterirdiſchen Milieus,

durch gelbes Öllampenlicht. Aber, erſtens: es war vor zwanzig Jahren ſchon in der Sezeſſion zu ſehen, iſt alſo keine Novität, und Schereſchewsky iſt mittlerweile vergeſſen worden; ferner: der Geſchmack hat ſich verändert; Bilder, die etwas erzählen, gelten als unkünſtleriſch; die Kundſchaft will heute Impreſſionismus oder Stilſachen. Und ſchließlich: ſo rieſige Bilder kann ja kein Menſch hängen." Einer wies überdies darauf hin, daß er ruſſiſche Großfürſten zu Kunden habe, und denen könne er doch nicht zumuten, in ſeinen Räumen ruſſiſchen Verbannten zu begegnen.

Ich ſah ein, daß nichts zu machen war, und ſchickte das Bild zurück. Vielleicht wird es in Venedig für die Moderne Galerie angekauft, obwohl da ſchon ein großes Bild Schereſchewskys hängt. Man liebt ihn dort perſönlich und möchte ihm helfen. Auch iſt man in dieſer Stadt, wo man gewöhnt iſt, Jahrhunderte alte Bilder noch ſchön zu finden, nicht ſo fürchterlich modern, um zu glauben, daß ein Bild, dem vor zwanzig Jahren ein Uhde und ein Menzel Worte der Bewunderung zollten, heute als altes Eiſen zu bewerten ſei, weil ſich mittlerweile einige Dutzend von Umſchwüngen in der Kunſtanſchauung vollzogen haben. („Alles veloziferiſch," wie Goethe ſagte.) Ich glaube, die Venezianer werden es nicht zu bereuen haben, wenn ſie dieſes Werk erwerben. Der Naturalismus iſt gewiß überwunden, aber die ſtarken Arbeiten aus ſeinem

Geiſte, zu denen das „Heimatlied“ gehört, werden länger vom Reſpekte echter Kunſtfreunde gehegt und geſchätzt werden, als die vielzuvielen Dokumente einer geſchmackvolleren Generation, denen die ehrliche, leidenſchaftliche Hingabe ſowohl an maleriſche wie innerliche Probleme abgeht, durch die ſich dieſe Arbeit auszeichnet.

*

Als ich von Venedig abreiſte, verſchaffte ich mir, ohne es zu wollen, eine recht ſonderbare Senſation: ich vergiftete mich ein bißchen. Das tu ich ja nun, wie die meiſten meiner verehrten Zeitgenoſſen, täglich, und ich betreibe dieſen Sport ſogar recht heftig, indem ich ſtärkſten Tee literweiſe trinke und dem Kraute Nicotiana mit mehr Leidenſchaft als Vernunft huldige. (Wie ſollte ich auch nicht, da ich in puncto Alkohol ſo unmäßig tugendhaft bin. Auch die Gifte ſind dazu da, genoſſen zu werden, inſoweit ſie bei entſprechender Doſierung die freundliche Eigenſchaft haben, das Lebensgefühl anzuregen. Nur iſt leider die Doſierung ein ſchwieriges Problem.) Aber diesmal handelte es ſich um kein Gewohnheitsgift: Ich gedachte, einen guten Schluck tinctura amara zu nehmen, die auf meinen Magen wirkt, wie Schumanns „Aufſchwung“ auf die Seele, vergriff mich aber in der Flaſche und nahm einen herzhaften Schluck Opiumtinktur.

Ich erſchrak nicht wenig und ſuggerierte mir

zu den positiven Folgen noch einen ganzen Schwanz eingebildeter. Obwohl ich es mir längst vorgenommen habe, einmal in Venedig zu sterben, setzte ich der Aussicht, das jetzt schon abzumachen, lebhaften Widerwillen entgegen. Ich rannte in die deutsche Apotheke und verlangte ein Gegengift. Man riet mir, Kolapastillen zu essen und schwarzen Kaffee zu trinken. Folgsam, wie ich bin, tat ich das sogleich. Ich nehme sogar an, daß ich es viel zu folgsam tat, denn es ist wohl möglich, daß die Zustände, die mich darauf beglückten, ebensosehr die Folgen von Kola und Kaffee wie von Opium waren. Es war reizend. Ein wundersames Gefühl von blödsinniger Gemütlichkeit erfüllte mich ganz und gar. Ich wurde stupide lustig und hatte die Empfindung, daß wohlwollende Dummheit der angenehmste Zustand ist, in dem sich ein Mensch befinden kann. Es gab nichts mehr, worüber ich mich geärgert hätte. Ich fand alles liebenswürdig, sogar mich selber. Da ich nicht denken konnte und gewissermaßen schlief, so träumte ich. Doch war es mehr ein Träumeln. Meine Beine schienen unter mir zu baumeln. Ich fühlte den Erdboden kaum, auf den ich trat. Wenn ich irgendwo angekommen war, so schien es mir, als sei ich angekommen worden. Ich sprach wenig; was ich aber sagte, sagte ich dreimal. Und immer lächelte ich dazu. Sehr angenehm war es, daß ich gar keine Wünsche hatte und nie

ein Ziel. Meine Beine baumelten mich irgendwohin, und überall war mir's recht. Dabei führte ich aber doch Absichten aus, die ich früher gefaßt hatte. So kaufte ich mir schönes graues Büttenpapier in einem Laden, wo im übrigen Töpfe verkauft werden, was mir in diesem Zustande doppelt lustig vorkam. Aber ich kaufte statt fünf Kilo dreißig. (Als ich am nächsten Tag das Riesenpaket im Hotel vorfand, erschrak ich nicht wenig bei dem Gedanken, diesen Popokatepetl einmal betinten zu sollen.) In einer Gondel, in die ich gestiegen war, bloß weil es der Gondoliere gewünscht hatte, schlief ich ein. Als ich erwachte, befand ich mich genau an dem Orte, wo ich eingestiegen war. Sehr möglich, daß der Gondoliere so schlau gewesen ist, sich wegen des Schlafgastes, den er für betrunken halten mußte, nicht anzustrengen, und daß ich einfach in der stehend gewiegten Gondel geschlafen habe. Jedenfalls glaubte ich seinen Beteuerungen, er habe mich drei Stunden lang durch sämtliche Kanäle gerudert, und zahlte ihm widerspruchslos die verlangte dreifache Taxe. Und lächelte dazu. So freundlich bin ich sonst nicht, wenn mich jemand begaunern will. Ich könnte mir diese Art Menschenfreundlichkeit als deutscher Dichter ohne Zuschuß aus irgend einer fürstlichen Privatschatulle auch nicht leisten. Denn siehe da: ich fand am nächsten Tage, daß mich der Schluck Opium 60 Lire über mein Tagesbudget gekostet hatte (die Schwelgerei in Bütten-

papier nicht mitgerechnet). Nur dem Allwiſſenden mag es bekannt ſein, welchen Unfug ich mit dieſem Kapitale angeſtellt habe.

Aus alledem geht hervor, daß der Zuſtand träumeriſch vergnügten Blödſinns zwar angenehm, aber koſtſpielig iſt. Nur ſehr reiche Leute können ihn ſich auf die Dauer leiſten. — Merkwürdig war mir, daß ihm nur ein ganz gelinder Katzenjammer folgte. Wer weiß: Vielleicht iſt es ganz geſund, ab und zu einen Opiumtag der großen Göttin Stupidität zu weihen. Das Gehirn ruht aus, die immanente Menſchenfreundlichkeit, ſonſt durch Kritik gemäßigt, wacht auf, der Wille ſchläft ein, und man lächelt inſipide einen Tag in animaliſcher Glückſeligkeit dahin, ein Stückchen Nirwana genießend: alles in allem ein Tag ohne Strapazen, ein Gehirnferientag, ein blauer Mohntag des Lebens.

✿

Ich fuhr nach Verona, nahm dort bei porta vecchia eine Droſchke und beſuchte den heiligen Zeno doch war es diesmal eine kurze Viſite, denn ich mußte zum nächſten Zuge nach Bozen wieder am Bahnhofe ſein. Es gelang. Aber es war ein ſchändlicher Zug: ſo voll von Menſchen, daß es nur im Zuſtande der Bemohnung ein Vergnügen geweſen wäre, in einem ſeiner Käfige ſich transportieren zu laſſen. Ich ließ mein Gepäck in ein Coupé ſtopfen, beſtach einen Schaffner und ſetzte mich in eines der Bremshäuschen, die eigentlich nur von

Schaffnern benutzt werden dürfen. Diese erhabenen Sitze, die oberhalb des Waggondaches angebracht, aber verglast sind, gibt es, glaub ich, nur auf den Wagen der k. k. privilegierten Südbahn. Sehr komfortabel sind sie nicht; dafür haben sie den Vorzug einer unvergleichlichen unbehinderten Aussicht nach allen Seiten, auch nach vorn. Auch dichtet es sich dort vorzüglich. Ich schrieb in mein Notizbuch:

Venedig.

Das sind die Gassen der Vergessenheit.
Wohl: so vergiß! Dein Schatten an der Wand
Hat mehr Bedeutung, als dies „Meer von Leid",
In dem dein Glück, ein Veilchenstrauß, verschwand.

Wer warf ihn weg? Du! Deine eigne Hand
Verwarf ihn. Stille! Jetzt ist er so weit
In Tiefen schon, daß ihn kein Lied erschreit:
Der dunkle Veilchenstrauß aus hellem Land.

Wohl möglich, daß daraus ein Sonnett geworden wäre, denn es kommt mir ganz so vor, als fehlte diesem Bukett das zusammenhaltende Band (ich kenne es — leider!) Aber plötzlich kam ein Gewitter hinter dem Zuge her. Es war wirklich, als ob es den k. k. privilegierten Südbahnzug persönlich verfolgte.

Da Schnelligkeit die Sache dieſer Eiſenbahngeſellſchaft nicht iſt, holte es ihn natürlich ein, und nun war es prachtvoll anzuſehen, wie die ſchwarzen Wolkendärme über uns nach der dahin ſchießenden eiſernen Schlange (Klapperſchlange, verſteht ſich, denn auf keiner Bahn klappert's ſo, wie auf der k. k. privilegierten Südbahn) mit Blitzen zielten. War ich tapfer oder dumm, daß ich auch während dieſes Donnerwetters in meinem exponierten Bremshäuschen ſitzen blieb? Ich laſſe die Frage offen. Da ſie ſich damals, als ſie aktuell war, nicht bei mir eingeſtellt hat, verdient ſie jetzt keine Antwort. Ich konnte aus dem einfachen Grunde nicht auf ſie kommen, weil das Schauſpiel, das ich genoß, zu ſchön war, als daß mich perſönliche Fragen und Gefühle hätten beſchäftigen können. Und ſo glaube ich denn, daß ich Gefahren immer ſehr heldenmütig ins Auge ſchauen werde, wenn ſie ſchön ſind. (Kunſtſtück! ſagt Piefke.)

Als das Wetter merkte, daß es unſrer Klapperſchlange nichts anhaben konnte, blieb es verdroſſen in der „Berner Klauſe" ſtehen, während die k. k. privilegierte Lokomotive mit einem langen Triumphpfiffe in das breite Etſchtal einfuhr, auf dem auch nicht der kleinſte Wolkenſchatten lag.

Soll ich das Etſchtal beſchreiben? Es fällt mir nicht ein. Ich bin nicht mehr ſo unerfahren zu glauben, daß ſich Landſchaften be-

ſchreiben ließen. Man kann im beſten Falle Eindrücke eindrucksvoll wiedergeben. Dieſe aber richten ſich nach allem möglichen, das mit der Landſchaft gar nichts zu tun hat. Z. B. nach der Verdauung des Betrachters, oder nach ſeiner Nachbarſchaft, oder nach ſeinen jeweiligen Seelenzuſtänden: ob er gerade verliebt iſt, oder juſt einen Zahlungsbefehl erhalten hat, oder ob er vielleicht einen Reim auf Menſch braucht und des Peregrinus Syntax Reimlexikon nicht bei ſich hat. Dieſer Fall traf bei mir zu. Ich ſchäme mich, es zu geſtehn, denn ich könnte es nun nachgerade wiſſen, daß ein Dichter von einiger Ueberlegung es vermeidet, das Wort Menſch reimherausfordernd an das Ende einer Zeile zu ſetzen. Vermutlich war es der erhabene Sitz im Bremshäuschen, der mich ſo übermütig gemacht hatte, zu glauben, der von 30000 deutſchen Dichtern ſeit Jahrhunderten geſuchte Reim werde mir zwiſchen Trient und Bozen in den Schoß fallen. Aber wie verzweifelt ich auch ſuchte, er ſtellte ſich nur in greulichen Mißformen ein, und ich gab das Rennen kurz vor Salurn auf. Da dort eine Ballade von mir ſpielt, hege ich eine gewiſſe Zärtlichkeit für dieſen Ort, beſonders aber für ſeine alte Burg, in der Dietrich von Bern ſeine Hochzeit mit der ſchönen Kurtatſcherin gefeiert haben ſoll. Wenn ich Geld hätte, würde ich ſie mir ausbauen. Doch nein: ſie liegt zu nahe an der Bahn. Eine richtige Burg: die Burg, die ich bewohnen

möchte: meine Burg, muß so gut wie unerreichbar sein. Was beschwere ich mich denn? Sie ist es ja; denn sie liegt auf dem Monde. (Bei dieser Gelegenheit eine Anmerkung: Die Zeiten, wo man in Tirol ein altes Ritterschloß für 98 Gulden 25 Kreuzer kaufen konnte, sind vorüber. Richtige, alte, rechtschaffen verwahrloste Nester gibt es überhaupt kaum mehr. Die Romantik hat dem Komfort Platz gemacht. Allerdings gebärdet sich dieser meist stilvoll. So brennt das elektrische Licht gerne in tückisch imitierten gothischen Laternen; aber der Teufel hole diesen Schwindel; er paßt nach Sachsen, aber nicht nach Tirol.)

*

In Bozen hatte ich eine originelle Anwandlung: ich wollte einmal nicht im „Greifen" absteigen. Das ist so, wie wenn einer nach Rom führe und wollte nicht dem Papst, sondern dem Oberrabbiner oder dem pastor primarius der evangelischen Gemeinde den Pantoffel küssen. Derlei kann man sich wohl vornehmen, aber man tut es nicht. Eine halbe Stunde nach meiner Ankunft saß ich in dem länglichen Speisesaal des „Greifen", lautlos umhuscht von den traditionell weißgekleideten Servierladies dieses nun schon seit etwa 20 Jahren immer gleich gut funktionierenden Verpflegungsmechanismusses, dessen Seele die gleichfalls traditionell weißgekleidete Frau Staffler ist, mit der ich seit 15 Jahren immer wieder von

Zeit zu Zeit folgendes Gespräch habe: Sie: Ah! guten Tag, Herr Professor! Sind Sie auch wieder zurückgekehrt? Ich: Ei ja wohl, Frau Staffler! Wie sollte ich auch nicht? Sie: Das freut mich sehr, Herr Professor! Ich: Und mich desgleichen, Frau Staffler! —

Dieses Gespräch, wie inhaltslos es auch erscheinen möge, lehrt zweierlei: 1. daß Frau Staffler an immer wiederkehrende Gäste gewöhnt ist (s. o.!) und 2. daß ich das Ansehen eines ungemein gelehrten Mannes habe. „Doktor" wird in deutschen Landen am Ende ein jeder Mann genannt, der nicht geradezu wie ein Kutscher aussieht oder durch eminent vornehme Allüren den Titel Baron herausfordert; aber der Professor wird doch wohl nur Leuten verliehen, denen profundes Wissen von der Stirne leuchtet. Ich begreife eigentlich nicht, warum man es sich in Deutschland noch immer so viel saure Mühe kosten läßt, akademische Grade zu erreichen, da man ihren Titeln ohnehin nicht entgeht. Vom 20.—30. Jahre bin ich consensu omnium Doktor gewesen (die wenigen Menschen ausgenommen, die meine wissenschaftlichen Defekte aus Erfahrung kannten); vom 30. Jahre an haben sich die Stimmen derer bedenklich vermehrt, die mich als eine noch intensivere Leuchte der Gelehrsamkeit ansprechen. Ueber ein kleines, und ich werde Geheimrat sein. Da mir die Haare auszugehen beginnen, wird dieser Zeitpunkt, falls Capillomirakuloidol

(Name geſchützt!) nicht Wunder tut, bälder herangekommen ſein, als mir lieb iſt.

Daß mein würdevolles und weiſes Ausſehen auch noch zu andern Trugſchlüſſen verleiten kann, mußte ich am nächſten Tage erfahren. Ich betrat ein Geſchäft, deſſen Beſitzerin ſchon zur Zeit meines Südtiroler Aufenthalts fleißig dafür ſorgte, daß Wiege und Kinderwagen nicht leer wurden. Auch diesmal hatte ich das Vergnügen, ihr zu einem Jungtiroler gratulieren zu können. Da ſprach die Fruchtbare alſo: „Haben der Herr Profeſſor auch Kinder?“ Ich mußte geſtehen: nein. „Aber natürlich!“ erwiderte ſie: „Der Herr Profeſſor haben keine Zeit dazu.“ Ich ſah ſie dümmer an, als es für einen Profeſſor ſchicklich iſt, und entfernte mich mit dem bedrückten Gefühle, daß ich nachgerade doch wohl etwas zu würdevoll und weiſe ausſehe.

Die alte Erfahrung beſtätigend, daß Verbrecher immer wieder an den Schauplatz ihrer Untaten zurückkehren, pflege ich faſt ſtets, wenn ich in Bozen bin, einen Abſtecher nach dem Eppan zu machen, wo das alte brave „Gſchloß im Gſchleich“ liegt: Englar, die Hochburg meiner poetiſchen Sünden. Ich habe dort nicht weniger als zwei Romane, drei Bände Novellen, eine große Künſtlermonographie und zwei dicke Kalenderbücher voller Gedichte und Proſa geſchrieben, — einen Haufen Aufſätze garnicht gerechnet. Es iſt nicht klug von mir, daß ich

daran erinnere, denn eine derartige Fruchtbarkeit trägt nicht etwa eine gute Fleißnote, ſondern das Verdikt ein: Vielſchreiber! Aber was hülfe es mir, wenn ich es verbergen wollte? Die Schande iſt offenbar, und einige meiner Englarer Produkte ſchämen ſich nicht, von Zeit zu Zeit neue Auflagen zu erheiſchen. Ich weiß: auch das ſollte ein kluger Autor verſchweigen, denn, einmal, es macht mancherorts unbeliebt, und dann, es ſieht wie Reklame und Renommiſterei aus. Aber ich bin nun einmal ſo: ein bißchen Unbeliebtheit macht mir Spaß, und da das Renommieren auch dazu verhilft, ſo geht's mit hin. Deutlicher geſprochen: ich ärgere die Leute gerne, die mich ärgern. Und, ich muß es geſtehen: dummer Neid iſt mir immer ärgerlich geweſen. Er dient zu gar nichts, iſt ſich ſelber und der ganzen Welt nur zum Mißvergnügen da.

Ich werde immer auf dieſes Thema gebracht, wenn ich Schloß Englar beſuche. „Schloß Englar!“ Kein Zweifel: das klingt feudal. Es war herausfordernd, die Widmungen der dort entſtandenen Bücher ſub „Schloß Englar“ zu datieren. Aber es hat zu meiner Menſchenkenntnis beigetragen. „Der Schloßherr von Englar“ iſt ein Bündel Druckſachen überſchrieben, aus denen ich gelernt habe, wie gefährlich es für einen Dichter iſt, in den Geruch eines „Schloßherrn“ zu kommen. (Ein anderes Bündel trägt die Aufſchrift: „Der Automobilbeſitzer“.)

Uebrigens ist Englar, wie ich mich jetzt wieder überzeugt habe, gar kein richtiges Schloß. „In Berlin würde der olle Kasten uff Abbruch verkooft wer'n" sagte mir einmal ein Berliner Tourist, dem es gelungen war, bei Abwesenheit meines braven Wolfshundes Muschka in den Hof einzudringen. So unerbeten diese Kritik auch war, sie traf den Nagel auf den Kopf. Aber das Schöne an Englar ist gerade, daß es ein alter Kasten und kein ordentliches Schloß ist (wie das benachbarte Gandegg etwa oder Freudenstein). Auf den ersten Anblick wirkt es wie ein größenwahnsinnig gewordenes Bauernhaus. Diesem Ansehen entspricht die Umgebung: verfallende Mauern um einen unebenen winkligen Hof mit ein paar Scheunen. Trotzdem ist mir außer jenem Berliner Eindringling niemand (auch kein anderer Berliner) begegnet, zu dem nicht sofort das gesprochen hätte, was Englar mehr hat, als irgend einer der mir bekannten alten Tiroler Herrensitze: echt romantische Stimmung verbunden mit Behaglichkeit. Die Erklärung dafür mag paradox klingen: der romantische Reiz Englars beruht in dem Fehlen jeder romantischen Aeußerlichkeit. Diese pflegt sich meist durch Absichtlichkeit um die volle Wirkung zu bringen. Auch ist sie fast immer das Werk mehr oder minder moderner Restauration. Fast alle diese Schlösser sind eine Weile etwas ruinös gewesen. So auch Englar. Aber während die meisten übrigen,

wenn ihre alten Besitzer zu Gelde oder sie selber in fremde Hände kamen, „stilgemäß“ hergerichtet wurden, so begnügte man sich, das gütige Schicksal sei gepriesen, bei Englar damit, dem alten Kasten ein neues Dach zu spenden und dieses immer mal von Zeit zu Zeit auszubessern. Dieses Dach entspricht dem Stile dieses sehr alten Gebäudes (von dem schon Urkunden aus dem 11. Jahrhundert berichten) zweifellos gar nicht. Auch Englar ist einmal „Burg“ gewesen: mit Turm und Zinnen. Die ritterlichen Architekturbestandteile sind, wer weiß wann, kaputt gegangen, ohne daß die Grafen Khuen das Bedürfnis gehabt hätten, sie an einem Hause zu erneuern, das nun ja in der Tat keine Wehrburg mehr war, sondern ein Landsitz, dem nur aus alter Zeit der Name Schloß anhaftete. Wäre es, gleich den übrigen Schlössern, jüngerer Herkunft gewesen, so hätte man vielleicht doch auf mehr stilgemäße Ausbesserung Bedacht genommen. Aber Englar war schon vor Jahrhunderten so alt, daß man sich auf seinen Urstil nicht mehr besinnen konnte. Man baute dort etwas an, da etwas an, besserte hier aus, dort aus: immer nur wie es das Bedürfnis gebot und der jeweilige Geschmack der Zeit wollte. Dann verfielen die älteren Teile, und das Haus begann schließlich (wie es nicht nur bei Genies, sondern auch bei alten Schlössern zu gehen pflegt) „von oben herab zu sterben“. Die oberen Stockwerke des noch

immer turmartig hohen Hauſes verrümpelten eines nach dem andern, bis es den Beſitzern, die im zweiten Stocke wohnten, in die Suppe zu regnen begann. Das billigſte Hilfsmittel, das ſich bot, wurde ergriffen. Statt die ruinös gewordenen Mauern bis zur urſprünglichen Höhe hinauf auszubeſſern, legte man ein ſehr hohes, ſehr ſteiles Dach an, das nun freilich ebenſo viele Dachboden- wie Wohnſtöcke zu ſchützen hatte. Aber gerade dieſes Dach iſt für das heutige Englar charakteriſtiſch und trägt viel zu dem gemütlich romantiſchen Reize des Ganzen bei. Obwohl es in der Anlage gewiß noch keine hundert Jahre alt iſt, hält es jeder beim erſten Anblicke für gotiſch. Ich bin nie ſo roh geweſen, meinen Beſuchern die Illuſion zu rauben, daß ſie unter einem gotiſchen Dache ſchliefen. Warum auch? Ein ehrwürdiges Dach war es auf alle Fälle, und ſein märchenhafter Eindruck verdiente es wohl, in der Phantaſie gotiſche Verbrämung zu erhalten.

Nun ſtieg ich alſo wieder da oben herum und kam mir vor wie ein Mann, der in ſeiner eigenen Vergangenheit herumgeſpenſtert. Ich bin ja gar nicht mehr Der von dazumal. Der „Schloßherr von Englar“ war ein beträchtlich leitſameres Weſen, als ich es bin, und da er ſich fremder Angelegenheiten mit rührender Befliſſenheit annahm, war er wohl auch „liebenswürdiger“ als ich. Sicher iſt, daß er beliebter war. Ich kann es gar nicht ſagen, wie an-

genehm es mir ist, dieser Beliebtheit über den Kopf gewachsen zu sein. Erst seitdem mir das gelungen ist, besitze ich ein Stückchen Weltüberblick und einiges Selbstbewußtsein. Wie danke ich allen denen, die mir dazu verholfen haben! Hier in Englar wurde ich, etwas spät, Mann. Es war ein sehr kritischer Moment, als mir das Glück geschah. Hätte es mich nicht mit Gewitterkeulen aus einer stark tranigen Idylle geweckt, ich wäre einem erbärmlichen Behagen verfallen und direkt aus dem lyrischen Knaben ein idyllischer Frühgreis geworden. Seitdem habe ich mir den Ausruf angewöhnt: „Heiliges Donnerwetter!“

Trotzdem schien es mir anfangs wie eine Vertreibung aus dem Paradiese, als ich Englar mit dem Gefühle heilsamsten Ekels verließ. So töricht ist der Mensch, wenn er die Quellen seiner Kraft behaglich hat verschlammen lassen. Man stelle sich einmal vor, was für ein fettherziges Gesindel aus der Adamsnachkommenschaft geworden wäre, wenn die nicht genug zu preisende Schlange dem ersten Paare nicht zu jener Exmittierung verholfen hätte, mit der die Geschichte der Menschen aus einer Idylle ein Drama zu werden begann. Die Not, die herrliche, zeugende Not trat ins Leben. Das war Jehovas bester Streich. Die Menschheit hat sich dafür durch Darbietung einiger gewaltiger Gesellen revanchiert; ihre schönste, übersichtlichste Opfergabe sind die shakespearischen Dramen.

Die wunderschöne Strecke zwischen Bozen und Brixen (von der weltlichen zur geistlichen Handelsstadt Tirols: beide nicht mehr recht in Blüte) pflge ich, wenn sich's irgend machen läßt, nicht im Dampfwagen, sondern in der Kutsche zurückzulegen. So auch diesmal. Es gibt kein schöneres Stück Land deutscher Zunge. Brixen fängt leider an, sich zu modernisieren. Auch der altehrwürdige „Elefant" ist neu aufgezäumt und hat dadurch viel von seinem Reize verloren. Es ist nicht mehr der, von dem ich in der Empfindsamen Reise im Automobil geschwärmt habe. Der Fortschritt ins Ungemütliche, Gewöhnliche vollzieht sich rapid, und kein Wasserkloset, kein Knipslicht vermag dafür zu entschädigen. Auch das brave Weiße Lamm „des Kantioler" in Klausen ist nicht mehr das alte, denn „der Kantioler" ist nicht mehr. Schlecht vernewert ist es nicht, aber es hat die Seele verloren. Dagegen ist das hohe Säben noch immer wunderbar wie je. Ich hatte, als ich es nun besuchte, Aegypten Syrien, Palästina, Griechenland gesehen und mußte mir doch sagen: Eigentlich braucht man nicht so weit zu reisen, um große Eindrücke aus der Natur und Menschheitsgeschichte zu erhalten. Von der rhätischen, römischen Zeit bis zu Napoleon fühlte dieser Fels die Stöße der Weltgeschichte, und immer wurde hier oben Göttern geopfert. Das letzte große: ihr Leben, brachte jene Nonne dar, die 1809 als Braut

Christi keinem französischen Soldaten gehören wollte und sich in den Abgrund stürzte. Nun breitet ein ungeheurer Christus die Bräutigamsarme an dieser Stelle aus: so riesig, daß er selbst in der Tiefe überlebensgroß wirkt, oben aber als ein Gigant der heiligen Liebe. Daß auch die heutigen Nonnen ihren Christus mit fraulich schmückender Liebe lieben, zeigte mir eine mitten in der unteren Kapelle stehen gebliebene Christusfigur, der die Klosterfrauen einen purpurnen goldbordierten Mantel umgehängt hatten. In die Dornenkrone schlang sich ein Kranz seidener Blumen, eine silberne Kette mit einem vergoldeten Medaillon schmückte den Hals. Ich hätte mich nicht gewundert, Ringe an seinen Fingern zu sehen. Es war eine sehr alte Figur, und der schönen Arbeit des gotischen Schnitzmessers war kein Gefallen damit erwiesen, daß sie, wer weiß zum wievielten Male, mit glänzender Oelfarbe überstrichen worden war, aber es läßt sich durchaus begreifen, daß die Nonnen keinen holzfarbenen, wurmstichigen, hartlinigen Christus haben wollten, sondern einen glatten, glänzenden, weiß und roten. Und es ist keine lästerliche Verirrung, daß sie den Schmerzensmann schmücken und putzen wie einen Bräutigam: es ist reine und echte Liebe der Gottesbraut. Als sie noch Dichterinnen waren, wie die Mechthild von Magdeburg, haben sie ihn mit küssenden Reimen geherzt, und „es ging die Aller-

liebſte" (die Nonne) „zu dem Allerſchönſten" (Chriſtus) in die geheime Kammer der unſchuldigen Gottheit; da findet ſie der Minne Bette und Minne Gelaß".

Dieſes Nonnenkloſter Säben bei Klauſen gehört ſicherlich zu den gewaltigſten und ſchönſten Gebetsburgen der Chriſtenheit. Seine Lage und ſein Bau laſſen keinen Vergleich mit Monte Caſſino zu, denn alles iſt hier anders, aber es darf neben der Gründung des heiligen Benedikt genannt werden als ein Ort von ebenſo mächtiger Ehrwürdigkeit und ebenſo großer Schönheit.

Es wird eine Zeit kommen, wo man es nicht begreift, daß geſcheite Leute ſich in Käfigen auf Schienen an dieſer Herrlichkeit vorbeiſchleppen ließen und ihr Genüge daran fanden, aus einem roten Buche ſchnell aufblickend zu konſtatieren: Säben, Nonnenkloſter, rhätiſch, römiſch . . . uſw.

„Ueber Reiſen kein Vergnügen" ſang man in der Biedermeierzeit, ehe das begann, was Goethe „veloziferiſch" nannte, er, der auch hinter der Erfindung des Dampfwagens den Unſinn ahnte, der aus ſeinem Sinn werden ſollte. Was iſt das aber für ein trauriges Vergnügen, das man von den Geſichtern heutiger Vergnügungsreiſender (Kinder ausgenommen) abliest. Jeder Handwerksburſche hat mehr von der Welt geſehen als ſie, die, wo immer ſie auch geweſen ſein mögen, eigentlich

nie gereist, immer nur transportiert worden sind. Dieser Unsinn ist so erstaunlich, daß er sich bloß pathologisch erklären läßt. Ein Mensch reist von Berlin nach Rom; in einem Rutsch; obwohl er Zeit dazu hätte und Geld, an den schönsten Orten Station zu machen, fährt er, aufs widerwärtigste eingesperrt, Tag und Nacht, immerzu rattatta, rattatta weiter; Tirol, Oberitalien, Florenz: da schläft er vorüber, dort skatet er vorbei, hier liest er deutsche, dort italiänische Zeitungen; nur weiter, nur weiter sein Billett geht ja bis Rom. Welch ein Wahnsinn! (Ich rede natürlich von Leuten, die zum Vergnügen reisen, und nicht von solchen, die notgedrungen zu einem bestimmten Termine in Rom sein müssen.) Er läßt sich durch nichts als sinnvolle Handlung beschönigen. Es kommt mir vor, wie wenn ein Mensch an einer Table d'hôte teilnähme und würde von der Suppe bis zum Gefrornen schlafen oder lesen oder sonstwas tun, und erst beim Käse zulangen. Es ist eine Epidemie. wie der Veitstanz im Mittelalter. Aber ich glaube, daß diese Massendrehkrankheit mit stärkeren Sensationen verbunden war.

In Brixen stieg ich aber doch in den Zug. Ich mußte nach Hause und nun war meine Vergnügungsreise zu Ende. Grimmig schrieb ich angesichts des Siegmundskirchleins am Brenner in mein Notizbuch:

Hier entſäckelte einſt der mutige Ritter den Kaufmann;
Siegmund dem Heiligen ſchuf dicht er ein Kirchlein dabei.
Nun am gleichen Altar entſühnte den Schnapphahn der Burgpfaff,
Und der Kaufmann hob dankend die Hände zu Gott:
„Herr, ich preiſe Dich! Herr, Du haſt den Eſel verblendet;
Siehe er ging auf den Leim: nahm nur den glitzernden Schund.“
Groß iſt Gott. Er genießt die Menſchheit, die er gebacken,
Wie er ſie buk und verdirbt nicht mal den Magen ſich dran.

Und bei St. Jodok, wo ein ehemaliger Kamerad die Sommerfriſche zu genießen pflegt, der es nicht verwinden konnte, daß ich es ein wenig weiter gebracht habe, als er, gedachte mein Bleiſtift ſeiner und kritzelte:

Du willſt mir in die Suppe ſpucken?
Welch Größenwahn und Unverſtand!
Du kannſt ja nicht mal bis zum Rand
Von meinem Suppenteller gucken.

Das kommt von der Eiſenbahn: man denkt an Unerquickliches, das einem ſonſt nie einfällt; es fliegt einem mit dem Ruße an.

In Wörggl mußten zwei Mann einen ſchweren Wagen auf ein andres Gleis ſchieben. Der eine war ein Ironiker und ſagte: „Arbeit

macht das Leben süß!" Ich rief ihm entgegen: „Sauer ist mir lieber" und wurde für die Schändlichkeit durch lebhaften Beifall beider belohnt. Da ich sie darauf durch zwei Viertele Roten gut machte, hatte ich mich einer sehr aufrichtigen Ovation zu erfreuen, die in Gesang überging, als ich abfuhr:

Arbeit macht das Leben süß,
Sauer ist mir lieber.
Juhuhu! Juhuhu!

In Innsbruck stieg ein Mensch zu mir ins Coupé, der mich immerfort anstarrte und dazu den Lustigen Ehemann pfiff. Ich wollte eben die Notleine ziehen, da wurde er direkt und fragte mich: „Sind Sie nicht der Dichter des Lustigen Ehemanns?" „Nein," antwortete ich, „der war ich einmal; aber ich ziehe den kleinen Kohn vor, und noch entzückender finde ich das Volkslied: Auf dem Baume sitzt 'ne Pflaume. Wenn Sie zur Abwechslung eines dieser Lieder pfeifen wollten, so würde ich Ihnen unaussprechlich verbunden sein." „Hahaha!" lachte der Mann mir die Düfte seines Magens ins Angesicht, „hahaha, Sie sind ein Humorist!" Und er tat mir die höchste Ehre an, die ein literarisch gebildeter Deutscher zu vergeben hat: er verglich mich mit Otto Reutter. Das stimmte mich milde, und ich lehnte bescheiden ab. Aber er blieb dabei und meinte nur, daß Herr Reutter noch komischer aussähe, als ich. „Noch komischer?" rief ich, „das möchte ich denn doch

bezweifeln. Sie ſollten mich nur mal ſehen, wenn ich mir Mühe gebe. Aber das geſchieht natürlich nur im Engagement.“ „Natürlich,“ erwiderte er; „zu ſchade, daß ich nicht in Berlin war, wie Sie im Ueberbrettl ſangen. Liliencron habe ich mal auftreten ſehen, ich glaube in Köln, aber er ſang leider nicht, las bloß vor. Wahrſcheinlich war er nicht bei Stimme.“ „Wahrſcheinlich. Sonſt hätte er gewiß „Die Muſik kommt“ geſungen.“ „Deshalb war ich auch in die Vorſtellung gegangen,“ erklärte er, „und ich fand es eigentlich ſtark, daß der Herr bloß vorlas.“ — „Sie haben offenbar viel Intereſſe für Literatur,“ ſagte ich. „Na,“ ſagte er, „nicht für alles: bloß für das Moderne. Aber auch bloß, wenn's vorgetragen wird. Leſen iſt meine Sache nicht. Da fehlt ja auch die Muſik bei.“ „Freilich,“ gab ich ihm zu, „und dann die Bewegungen! Die Mimik!“ „Ja,“ rief er aus, und ſeine Augen leuchteten: „Die Kunſt! Und, ſehen Sie, die hat Ihr Kollege Reutter doch rieſig weg! Wenn er ſo mit den Armen ſchlenkert, oder er hat ſich einen Rettich ins Knopfloch geſteckt und denkt, es iſt ne Roſe, und wie er daran riecht, merkt er's, und dann frißt er den Rettich auf! Göttlich! Gött — lich!“ Und er beſäuerte mich neuerdings mit einem Gelächter, das keinen Zweifel daran ließ, wie empfänglich er für Humor war. Ich unterhielt mich noch lange mit ihm über Literatur und Kunſt und lernte dabei den

Erfolg des Ueberbrettls begreifen, das ſeinen Platz in der deutſchen Kulturgeſchichte gewiß behalten wird. „Wir werden den Uebermenſchen auf dem Brettl gebären“, rief mein Stilpe an der Stelle ſeines Romanes aus, der Wolzogen zu dem Titel ſeiner bunten Bühne inſpirierte. Da ſaß er neben mir, der Uebermenſch. Ich war aufs tiefſte gerührt, ſchützte in Kufſtein aber doch Geſchäfte vor und ſetzte mich in ein anderes Coupé.

Dort ſaß (es war ein Coupé dritter Klaſſe) ein junges Mädchen und betete zu Goethe. Es las im Fauſt (Reclamheft). Ich bat der deutſchen Kultur meine Läſterungen ab und erfreute mich des Anblicks. Da das junge Mädchen außerdem noch hübſch war, begann ich, als es das Buch zugeſchlagen hatte, ein Geſpräch. Ganz direkt: „Wundervoll, der „Fauſt“, nicht wahr?“ — „Ja, herrlich!“ — „Haben Sie ihn ſchon oft geleſen?“ — „Oft? Nein. Jetzt das dritte Mal. Ich habe wenig Zeit zum Leſen.“ — „Was leſen Sie denn ſonſt noch?“ — „Ach wenig. Am liebſten Gedichte.“ — „Wer iſt denn Ihr Lieblingsdichter?“ — „Wie meinen Sie das?“ — „Von wem Sie am liebſten Gedichte leſen?“ — „Von wem ſie ſind, iſt mir einerlei. Ich ſchreibe den Namen nicht drunter.“ — „Das verſtehe ich nicht.“ — „Nun ja, wenn ich ein hübſches Gedicht finde, ſchreib' ich mir's ab.“ — „Ach ſo.“ — „Ich habe ſchon ein ganz dickes

Buch." Sie zog es aus ihrer Plaidrolle und zeigte es mir.

Ich muß gestehen, daß ich selten in meinem Leben vor Stolz errötet bin; hier wurde ich rot: denn ich fand in dieser Anthologie ein ganzes Dutzend Gedichte von mir.

„Wo haben Sie denn die gefunden?" fragte ich. — „Ach, die standen in einem dicken Buche. Aber die andern waren nicht so schön. Unser junger Herr hat mir das Buch mal geborgt." — „Sie sind in Stellung?" — „Ja, ich bin Kindermädchen."

Nun, dachte ich mir (denn Dichter sind eitel), ein ganzes Dutzend: das ist schon was, und hahaha (denn Dichter sind boshaft), von X und Y und Z war gar keins drunter.

Schade, daß wir so bald in München waren. Ich hätte mich mit dem Kindermädchen gerne noch lange über Gedichte unterhalten. Die Kleine hat mir auf eine sehr artige Manier auseinandergesetzt, wie ein Gedicht sein muß, wenn es ihr gefallen soll. Es lief darauf hinaus: Es muß so sein, als ob man es selber auch so hätte sagen können, aber doch wieder viel schöner; und es muß sein, als gehörte eine Melodie dazu; und es muß natürlich etwas fürs Herz sein: entweder „schrecklich" lustig oder „furchtbar" traurig.

Ich half der Kleinen, als sie ausstieg, mit vielem Respekt zu ihren Sachen und lachte dem humorbegeisterten Dyspeptiker, als er mich

anſchrie: „Nanu? Ich denke, Sie ſind in Kufſtein“ mit ſo unzweideutigem Ausdruck ins Geſicht, daß er mich fürder nicht für einen Humoriſten, ſondern für ein Monſtrum von Undankbarkeit halten wird.

In Paſing begrüßte mich meine alte Freundin Wiwwi mit all dem Ausdruck, den eine gute Hundeſeele in die Bewegung eines Schwanzſtummels zu legen vermag, und ſie war nicht eher ruhig, als bis ich ihr verſicherte, daß das Frauchen auch bald nachkommen werde.

Und von Paſing nach Fieſole ſchlug ſich der myſtiſche Bogen der Sehnſucht, der von Herz zu Herzen geht.

Blätter aus Fiesole

I.

(Erſte Dezemberhälfte 1907.)

Nun wieder, nach drei Jahren, hier: Nachbar der Franziskaner; zwiſchen Mauern, deren Grund die alten Etrusker gelegt haben; unweit dem römiſchem Theater; gegenüber dem Hügel von Treſpiano mit ſeinem Friedhofe, zu dem ſich die toten Florentiner nachts mit Fackeln begleiten laſſen. Zwiſchen mir und ihm der Mugnone. Noch will ich den Fluß nicht überſchreiten. Noch danke ich für dieſen Fackelzug, obgleich die Reiſe hierher einem Krankentransport ſehr viel ähnlicher war, als einer Luſtfahrt.

Doch war ich immer noch lebendig genug, mich auf der Talferpromenade in Bozen des helleren Lichtes dankbar und ſtark zu erfreuen, das die Sonne zu ſpenden beginnt, ſobald man die Brennerhöhe hinter ſich hat.

Der alte Noë (ein Schriftſteller, der ſehr berühmt geweſen wäre, wenn er für Engländer und nicht für Deutſche hätte ſchreiben dürfen) hat verſucht, zu erklären, warum die Sonne

südlich des Brenners ihre Sache soviel besser macht, als nördlich dieses Bergzuges. Hartleben, der den Alten (ihm wahlverwandt in mehr als einem Betracht) persönlich gekannt hat, meinte einmal zu mir, das sei eine rationalistische Erklärung gewesen, zu deren Verständnis man in einem unerlaubten Maße nüchtern sein müsse. Daher er (und Noë selber) sie niemals ganz verstanden habe. Es sei das aber auch überflüssig, denn der eigentliche Grund dieser Erscheinung liege im Menschen und nicht bei der Sonne. Nicht, als ob es etwa vom Weine käme: sondern es käme von der Gnade des Südens, einem durchaus mystischen Phänomen, das sich jedem als Lohn mitteilte, der, einer sehr menschenfreundlichen Aufforderung Seiner Majestät folgend, den Staub des glorreichen Germaniens von den Pantoffeln geschüttelt habe.

Otto Erich hat so unrecht nicht gehabt. Nietzsches „Unschuld des Südens" meint Aehnliches.

Ich muß immer an Hartleben denken, wenn ich „Franzensfeste, das Tor des Frühlings". passiere. (Dieses Gedicht, das mehr Schmiß als Poesie hat, ist dennoch ein gutes Gedicht. Nur wirkliche Poeten sind imstande, gute Gedichte dieser ästhetisch nicht einwandfreien Art zu finden. Weil nur wirkliche Poeten im rechten Momente auf schöne Weise banal sein können.) Auch auf der Talfer-

promenade dachte ich an ihn. Wir waren uns Freund und Feind zugleich, ſtanden uns ſonderbar nahe und ſonderbar fremd gegenüber; ein wunderliches Verhältnis. Ich glaube, wir hätten uns ſpäter doch einmal kennen gelernt.

o

Auf der Talferpromenade, die überhaupt allzu ſehr aufs Renommieren hergerichtet worden iſt (Palmen, die im Winter in Baumwolle gewickelt werden), ſteht jetzt ein Monument aus Marmelſtein: Held Dietrich, wie er den Zwergkönig Laurin unter ſich gekriegt hat. Kein Wunder: wenn der eine ſo groß und der andere ſo klein iſt. Da man nur dies im Augenſcheine vor ſich hat, wirkt die Tat, die hier verewigt werden ſoll, nicht eben impoſant. Das (im übrigen gut komponierte) Bildwerk braucht einen Kommentar, iſt alſo als Monument mangelhaft. Ein alter deutſcher Steinmetz hätte im Zwerg die boshafte Kanaille, den hinterliſtigen Zauberer gezeigt, der überdies um ſich gebiſſen und gekratzt hätte, und man würde dann, auch ohne die Hilfe des Herrn Baedeker, gewußt haben, warum es ſich verlohnte, ſeine Niederlage in Stein auszuhauen Von den neueren Deutſchen würde es Ignaz Taſchner ſo gemacht haben.

„Der arme Zwerg!“ ſagte ein italiäniſches

Fabrikmädchen zu einer Kollegin, „warum malträtiert ihn der große Lümmel so?"

Und da wollen die Italianiſſimi, daß alles Land bis zum Brenner italieniſch ſein ſoll und Bozen (nein: Bolzano) die Hauptſtadt des Alto Adige! Wenn doch die braunen ragazze nicht einmal in der Roſengartenſage Beſcheid wiſſen. Doch iſt es keine ſcherzhafte Angelegenheit, daß die Signori allen Ernſtes ihren Ruf: Haec est Italia diis sacra jetzt ſchon auf der Höhe des Brennerpaſſes ausſtoßen, der ianua barbarorum, wie ſie ihn freundlich heißen. Das iſt doch wohl ein bißchen unbeſcheiden. Auch wenn man ſich zu den Guten Europäern rechnet und vom Geruche deutſcher Jägerwäſche nicht ohne weiteres in patriotiſche Wallungen verſetzt wird, dürfte man es mit einigem Rechte impertinent finden, daß uns unſer ſchönes Südtirol einfach weggeographiert werden ſoll, weil mit der großen Waſſerſcheide der Zentralalpen als Grenze das Regno mächtiger konſolidiert daſtünde in Europa Quod non! Italien beginnt poſitiv nicht am Brenner, wenn es ſich auch auf der Landkarte bequem und mit einem Anſchein von geographiſcher Logik ſo konſtruieren läßt. Selbſt Napoleon war nicht imſtande, dieſe allzu primitive Konſtruktion aufrecht zu erhalten. Blutſcheide iſt wichtiger als Waſſerſcheide. Erſt mit dem Trentino beginnt „Italien". Die paar Zypreſſen und Edelkaſtanien' die ſich ein bißchen weiter nördlich hinauf ge-

wagt haben, müßt ihr uns ſchon laſſen, oh ihr Nachkommen der edlen Römer (und nicht weniger edler Germanen): auch ſchon deshalb, weil wir ſie beſſer zu ſchätzen wiſſen als ihr. Italien beginnt, wo der Wald aufhört. Viel Gutes, das wir nicht haben, fängt dafür an, z. B. der Oelbaum, die Reiskulturen und eure ſchöne Sprache (obwohl ſie im Trentino toskaniſchen Ohren keineswegs lieblich klingt). Ich denke: wir laſſen es dabei: ſoweit die deutſche Zunge klingt (und dazu gehört das obere Etſchgebiet), iſt deutſches Land. Laßt das Si mit dem Ja ehrlich und in Frieden kämpfen, richtiger geſagt: das Schi mit dem Jo. Euer Gerede von der lateiniſchen Raſſe, die ein Recht auf alles Land bis zum Brenner habe, iſt ein Unſinn, weil es dieſe Raſſe gar nicht gibt. Das echteſte römiſche Blut in Tirol (die Ladiner) hält überdies zu den Deutſchen, die dort aber auch ihrerſeits ſo wenig reine Germanen ſind, wie ihr reine Romanen ſeid. Es ſind Tiroler, Signori: ein Miſchvolk, das aber, indem es, dank dem Vorwiegen deutſchen Blutes, deutſche Mundart annahm, auch deutſchen Geiſtes geworden iſt. Dieſe Tiroler haben eine harte Zunge, aber auch einen harten Kopf. Der Wall, den dieſe harten Köpfe bilden, iſt die Grenze zwiſchen euch und uns. Daran wird eure konſtruktive Geographie zuſchanden werden, Illuſtriſſimi, verlaßt euch darauf.

*

Daß ich auf dieſe Dinge gekommen bin, daran trägt der ewige Regen ſchuld und der infame Scirocco, den ſie hier auch vento vallombrosiano nennen, weil er von Vallombroſo herüberkommt. Er hat aber nichts von der herrlich herben Friſche der Wälder da oben (die ein koſtbares Vermächtnis der ſo heftig verabſcheuten Großherzöge aus dem Erzhauſe Habsburg ſind), ſondern iſt widerlich weich, — eine pomadige Luft, die melancholiſch, unluſtig, ja ſelbſt böſe macht. Ich glaube, daß die Etrusker nicht bloß aus Gründen der Sicherheit alle ihre Städte auf Bergeshöhen angelegt haben, ſondern auch wegen der friſchen Luft in der Höhe. Geht man jetzt in Florenz herum, wo es bald lau nebelt, bald lau regnet, ſo iſt es wie ein Hin- und Herkriechen in einem Flaumfederſack. Kein Wunder, daß die Inſeratenſeiten der hieſigen Zeitungen in der Hauptſache Mittel gegen Neuraſthenie anzeigen. Auch meine Nerven ſchnurren ärgerlich wie ſchlapp geſpannte Darmſaiten einer alten Baßgeige. Und ich tremoliere, Apolln und allen neun Muſen zum Trotz:

Unglücklich bin ich! Unglücklich bin ich!
Hol mich der Teufel: unglücklich bin ich!
Ich bin ſo unglücklich, daß es mir beinah
Spaß macht,
So unglücklich zu ſein, ſo über alle Maßen
unglücklich:

Un-glück-lich!
Un-glück-lich!
Ah, welche Wonne, ſo un-glück-lich zu ſein.

Nichts gefällt mir, — alles tut mir weh.
Nichts gelingt mir, — alles geht mir ſchief.
Was? dieſe laue Heringslauge nennt ſich Tee?
Ogottogottogottogott: fiel je
Ein Menſch ſo tief?

In meinem Garten ſtehn Beſen, keine Bäume;
Alle meine Blumen ſind welk und alt;
Meine Frau iſt unerträglich; ſie quält mich;
Alle ihre Worte ſind ſpitz und kalt.
Der Himmel iſt ein alter Aufwaſchlappen.
grau;
Draus träufelt ſchmutziges Spülichtwaſſer;
an:
Gottverdammich! Dieſer Kies!
Jeder Sztein ßticht mich wie ein Szpieß.
Aber das alles iſt noch gar nichts: Auf
mein Herz
Reimt ſich Schmerz.

Jetzt heul ich entweder wie ein Hund,
Oder ich lach mich wie ein Teufel geſund.

*

Es mag ein Mißbrauch von Reim und Rhythmus ſein, dieſen ſchauerlichen Zuſtänden auf den Flügeln ſo ſchauerlicher Verſe zu entfliehen, aber es iſt ein Mittel, das ich zuweilen probat gefunden habe.

Nur hält es, wie alle Stimulantien, nicht lange an und hat, wie jedes Interim, den Schelm hinter ihm: eine Art moraliſchen Katzenjammers.

II.

(Zweite Dezemberhälfte 1907.)

Wohl dem, der keine „Nerven“ hat!

Aber: Wer wäre heute, der keine hätte?

Es iſt, wie Max Halbe treffend geſagt hat: die „Verwünſchung dieſer Zeit“, nervös zu ſein. Von Künſtlern kenne ich nur drei, die nicht nervös ſind: Stuck, Gulbranſſon, Liliencron.

Verbindet ſich Nervoſität mit Geldſorgen, ſo iſt es eine Hölle, neben der die von Dante geſehene als Idylle wirkt.

„Der Geier des Ehrgeizes richtet den Schnabel
Immer nur gegen den eigenen Nabel“

ſagt (ich ſtehe nicht für die Worte, aber für das kühne Bild des benabelten Vogels ein) der ſonderbare Ornithologe in Alt-Rahlſtätt. Iſt das richtig, ſo decken ſich Ehrgeiz und Nervoſität in einer weſentlichen Eigenſchaft. Sichſelbſtzerreißenwollen iſt Nervoſität. Zum Glück (Glück?) macht ſie aber auch feig. Erſt wenn ſie geradezu und völlig Verrücktheit wird, bringt ſie die Courage auf zu Gift, Dolch, Strick oder Revolver.

*

Die Italiener müſſen früher nervös geweſen ſein als wir. Ihr Wort für Langeweile (noia) hat eine dunkle Begriffsſchattierung, die ſich faſt mit dem deckt, was ich als Langeweile der Neuraſthenie bezeichne: die krankhafte, zerrige Verdrießlichkeit, die nur um Haaresbreite von Lebensüberdruß entfernt iſt. Dieſes Wetter jetzt nennen ſie noioso, und ſie wollen damit keineswegs bloß ſagen, daß ewiger Regen langweilig ſei. Man muß nur Ohren haben, zu hören, wie ſie das ausſprechen: tempo noioso, und man fühlt, wieviel Laſt, Qual, Ekel ſie auf das vorletzte o häufen.

Die Deutſchen haben den ſchönen Tropus dafür: „Es iſt zum Auswachſen," was wohl ſo viel heißt, wie: „Es iſt zum Buckligwerden." Aber da iſt ſchon Humor dabei, — Galgenhumor: Nervenhumor.

*

Nachdem es zwei Wochen lang lau geregnet hat und, ungeheuren weißen quabbligen Mehlwürmern vergleichbar, unausgeſetzt Nebelſchläuche den Mugnone hinab nach Florenz gekrochen ſind, raffte ich mich endlich auf und ging in die Uffizien, wie man in ein Sanatorium geht. Ich wollte endlich etwas Schönes ſehen, etwas, das nie noios werden kann, da es nicht aus der noia geboren iſt, ſondern aus der gioia, und ich meinte, meine alten Nothelfer Cimabue und Giotto würden mich über

all dieſe dumme, dumpfe Trübſal wegtröſten. — Schauerliche Enttäuſchung: Sie haben mich verhöhnt! Dieſe beiden Frommen haben mich verhöhnt wie niederträchtige Teufel. Ich ſtand vor ihnen wie ein Kunſtgelehrter und kriegte die vergleichende Krankheit. Der Teufel des Blödſinns ſelber ſetzte ſich mir auf die Schultern, bohrte mir ſeine zwei Zeigefinger wie Zügel zwiſchen die Lippen, ſchlug ſeine Hufe mir wider die Weichen und ließ mich unter lautem Herausſtoßen des gräßlichen italieniſchen Hü-Rufes, der wie ein viehiſches Rülpſen (üip!) klingt, gleich einem gepeinigten Eſel durch alle Säle, Kabinette und Korridore trabrennen. Hölliſcher Unfug! Idiotenhaftes Benehmen! Aber ach, — ich war nicht der einzige Eſel, der ſich ſo am Geiſte der Kunſt verſündigte. Eine ganze Schar rannte mit mir, und ſie war nicht einmal vom Teufel blödſinniger Nervoſität geritten, ſondern von dem unausſtehlichen Brillenaffen der Gelehrtuerei: Auf ihnen ſaß der Geiſt der Baedekerei und hieb ſie ſo gewaltig mit ſeinem Schulmeiſterbakel über den Hintern, daß ſie faſt noch unſinniger rannten als ich. Einige aber waren bedächtiger. Wie ſie an den meiſten Bildwerken vorüberſtorchten, ohne auch nur einen Blick auf ſie zu werfen, indem ſie lediglich die Nummerntafeln ablaſen, während ſie andere, deren Nummern in ihrem roten Buche einen Stern hatten, mit abſcheulicher Geſchäftsmäßig-

keit beſchnoberten, kamen ſie mir vor wie Hunde, die an zwanzig Eckſteinen vorüberrennen, um am einundzwanzigſten das Bein zu heben. Während aber Hunde, wenn ſie ſo tun, wenigſtens nicht bellen, ſo begannen dieſe Schauderhaften auch noch zu reden, indem ſie ſchnoberten. Sie baedekerten. Die rote Reiſepeſt der Deutſchen müffelte aus ihnen.

Wann endlich wird dieſes entſetzliche Magiſterbrevier ausgetilgt werden aus der deutſchen Kultur, der es wahrhaftig ſchweren Schaden lange genug zugefügt hat! Es ſteht mir nicht zu und liegt mir ferne, die Gelehrtheit der Leuchten deutſcher Kunſtwiſſenſchaft in Zweifel zu ziehen und gering anzuſchlagen, die in dieſen roten Büchern ex cathedra der jeweils herrſchenden Schule die letzten Wahrheiten kritiſcher Kunſtforſchung predigen, — aber was, um Gottes willen: was ſoll dieſe Profeſſorenweisheit in der Hand von Leuten, die doch wohl nicht reiſen, um Kunſtgeſchichte zu lernen, ſondern um ihren Alltag aufzuhöhen im Lichte der Schönheit, die hier aus früherer: äſthetiſcher Kultur ein paar Strahlen für uns Arme übrig gelaſſen hat. Sie kann nur Unheil anſtiften: das Unheil dünkelhafter Oberflächlichkeit, die urteilen will, ehe ſie gelernt hat zu ſehen, zu empfinden. Die Herrſchaft Baedekers iſt kein Beweis des wiſſenſchaftlichen Geiſtes der Deutſchen, ſondern deutſcher Barbarei. Die Vandalen, die ehemals antiken Götterbildern

Naſen, Arme, Beine abſchlugen, haben ſich im Grunde weniger barbariſch aufgeführt als dieſe frechen Touriſten, die es ſich unterſtehen, mit ihrer elenden Scheinbildung, die eine vollkommene äſthetiſche Gefühlloſigkeit aufs jämmerlichſte bemäntelt, über künſtleriſche Offenbarungen aus Zeiten zu Gerichte zu ſitzen, zu deren organiſchen Beſtandteilen die Kunſt gehörte, als welche in der unſeren nur eine mehr oder weniger hübſche Applikationsarbeit, ein aufgeſetzter ſchöner Flicken iſt. Die Vandalen handelten wenigſtens aus einem ehrlichen Glauben; ſie verſchimpfierten die Schönheit aus Religion, weil ſie ſie als heidniſch haßten: was ſie vollzogen, war der ſcheußliche Akt einer gewiſſen hiſtoriſchen Logik. (Die Bilderſtürmer in der Reformationszeit handelten aus einem verſpäteten, aber gleichen Inſtinkte. So auch der widerwärtige „Hund Gottes“ Savonarola.) Die heutigen Maulvandalen aber, die der Kunſt mit „wiſſenſchaftlichem Apparate“ zu Leibe rücken und ſie zu einem Verſuchsobjekte für ihren (ach ſo ſeichten) kritiſchen Verſtand herabwürdigen, handeln aus einem durchaus irreligiöſen, gottloſen Inſtinkte: aus der infamen Einbildung des Philiſters, er könne ſich alles, ſelbſt das Göttliche, zu eigen machen, indem er es verſtandesmäßig (mit dem Vokabularium) „klein kriegt“. Dieſe Unverſchämtheit iſt Barbarenart. Es gibt keinen greulicheren Barbaren, als den „gebildeten“ Philiſter.

Ein gutes Antidotum gegen Baedeker iſt Ruskin. Auch er rückt der Kunſt mit dem Verſtande zu Leibe. Aber hinter dieſem Verſtand ſteht Religion, und dieſer Verſtand will die Kunſt nicht klein kriegen, ſondern, indem er ſie zergliedert (aber: wie fein, wie behutſam, mit welcher Andacht!), will er den Reichtum des Ganzen, das Geſetz ſeines Lebens, will er das organiſch Göttliche der Kunſt intenſiver fühlbar machen. Es iſt ein gutes Werk des Straßburger Verlags von Eduard Heitz, daß er aus Ruskins Werken einige ganz, andere in Bruchſtücken deutſch herausgegeben hat. („Ausleſe aus den Werken von John Ruskin." Bis jetzt acht kleine Bände.) Ruskins „Sechs Morgen in Florenz" haben mir in dieſen Regenwochen (jetzt iſt es die dritte, — o noia!) die Sonne, ſoweit das möglich iſt, erſetzt. Was für ein angenehmer Engländer das iſt (obwohl er auch „ſehr unangenehm" ſein kann)! Wohl eine Schulmeiſternatur und demnach unter anderem auch rechthaberiſch, eine Spur verdreht, mit moraliſchen Nutzanwendungen immer bei der Hand, ein bißchen kahl manchmal. Aber: der gute Schulmeiſter im alten Sinne: durchaus wohlmeinend; ganz aufgehend im Lehren, Beweiſen, Warnen, Fördern; kein Wort aus dem Gehege der Zähne laſſend, wofür er nicht die Hand ins Feuer zu legen bereit wäre: ein Fanatiker der Wahrhaftigkeit in jedem Sinne. Viel

weniger Kunſtgelehrter als forſchender Kunſtpraktiker. Ueber die Güte einer Malerei weiß er Beſcheid, „wie der Schuſter über ſein Leder“. Läßt ſich Gerüſte vor Fresken bauen und unterſucht die Malerei Zoll für Zoll aus der Nähe, ſo daß er nun genau anzugeben weiß, Strich für Strich, was alt und echt, was Uebermalung iſt. Aber, indem er nicht nur Baum für Baum, ſondern Zweig für Zweig, Blatt für Blatt ſieht, überſieht er vor all dem doch den Wald nicht. Und mehr noch: er hört auch ſein Schweigen, — dieſes Schweigen, das den meiſten Kunſtgelehrten ſo ſtumm, ach ſo ſtumm iſt. Dann wird er (wer würde es nicht dann!?) zum Dichter. Freilich: er bleibt in der Didaktik hängen. Aber immerhin: **Didaskalos poieta**, während die gelehrten Herren (ein paar wirklich Große unter ihnen, wie Burkhardt, ausgenommen) immer bloß Magiſter bleiben. Darum eignet er ſich auf ſeinem eigentlichen Gebiete (dem der frühen, noch echt chriſtlichen Kunſt) zum Kunſterzieher wie kaum ein anderer.

*

Da es noch immer regnet, und der Wind immer noch nicht vom Monteſenario kommen will als der erſehnte Tramontano, der zwar Kälte, aber klaren Himmel und den Nerven neue Spannkraft bringt; da meine Roſen nun, von allzu vieler Feuchte ſchwer, die Köpfe

ganz trübſelig und katarrhaliſch triefend hängen laſſen, die Chryſanthemen auf der Gartenmauer aber ausſehen, wie ſchlecht friſierte liederliche Vorſtadtweiber (ciana nennt der Florentiner ſo was, — der Schleſier ſagt Miſtſtücke); da der Blick auf Florenz hinab immer noch wie der Blick auf ein rieſiges Bleidach und das Wandeln in der „Stadt der Blumen“ ein Wandeln zwiſchen lauter Regenſchirmen iſt: ſo ſchmachtet meine Seele immer noch in der Grundſuppe einer fürchterlichen noia, und der Geiſt der Schwere, identiſch mit dem Dämon des Scirocco, iſt Herr über mich. Ich komme mir vor wie ein alter Pelz, in dem die Motten ſind.

Muß man einen ſolchen alten Pelz nicht ausklopfen?

Ich hab's getan, und ſchonungslos. Aber luſtig wird man bei dem Geſchäfte auch nicht. Was hilft es mir, daß ich jetzt felſenfeſt von meiner Miſerabilität überzeugt bin? Daß ich weiß: dieſer da, hier, der an dem Schreibtiſche da, iſt ein ſchlechtes Subjekt: träge, wohllebig, ſchwankend, gottlos, frevelhaft, jähzornig, willensſchwach, ſtolz, rachſüchtig, eitel, ungebärdig, ehrſüchtig, leichtſinnig, verſchwenderiſch, zügellos? Was hilft das, da ich ſchon jetzt auch weiß, daß es ebenſo unrichtig wie wahr iſt, d. h. daß jede dieſer Eigenſchaften als Gegenwage ihren Gegenſatz in demſelben Subjekte hat? Dieſer Träge iſt (und allzu-

oft) ein Arbeiter, der die Feder erſt dann aus der Hand legt, wenn ihn der Schreibkrampf dazu zwingt; dieſer Genüßling und Freund bequemer Subſellien (et rerum cacterarum nach dem Geſchmacke Friedrichs von Genz und anderer Leute von ſtark angezweifelter Geſinnungstüchtigkeit) kann beliebig lange auf jede Behaglichkeit verzichten, wenn es darauf ankommt; ſein Schwanken wird zuweilen juſt am äußerſten Punkte der Schwingung zu einem trotzigen Verharren; gottlos, wie er iſt, kann er ſehr andächtig vor allen Göttern knien, in deren Anhauch er, der Frevelhafte, fromm wird und demütig, wie nur irgendein lyriſcher Mönch, ſei es Beato Angelico oder Angelus Sileſius; ſein ſchwacher Wille ſtraffte ſich in Leidenſchaft oder Not oder Begeiſterung immer federkräftig genug; ſein Stolz hat ſich noch ſtets gebeugt vor wirklicher Größe; den Rachſüchtigen entwaffnet eine Gebärde; der Eitle weiß über nichts ſo beluſtigt zu lachen, wie über ſeine Eitelkeit; wie häßlich es einen Mann kleidet, ungebärdig zu ſein, gleich einem ſchlecht erzogenen Knaben, weiß dieſer Ungezogene ſo gut, daß er ſich keine Ungebärde ſtraflos hingehen läßt; und gibt ſich redlich Mühe, ſeine Ehrfurcht nach Zielen zu lenken, ſo hoch er ſie nur zu ſehen vermag; und büßt ſeinen Leichtſinn, wenn auch nicht reuig, ſo doch recht bitter und oft in Stunden ſchwerſten Blutes, blutigſten Ernſtes; und wird aus einem

Verſchwender manchmal gar ein Geizkragen; und ſeine Zügelloſigkeit ſteht ſtill im Augenblick, wenn ſich's ernſtlich geziemt, Selbſtzucht zu üben auch bis zur Entſagung, — ſei es in der Kutte, ſei es im Harniſch.

Alles in allem: Auch der Scirocco vermag mich nicht völlig davon zu überzeugen, daß dieſer alte Pelz ausrangiert zu werden verdient. Aber das iſt gewiß: wenn ich mich einmal umbringe, ſo wird es bei Süd-Oſt geſchehen.

Doch wird es nicht geſchehen, glaube ich. Denn es gibt Ablenkungen von ſchwarzen Gedanken, die ich als durchaus probat erfunden habe. Z. B.: einen ſtarken Spazierſtock überm Knie zerbrechen. Das tut weh und wohl und bringt zur Beſinnung. Oder: Goethe leſen. Wenn man bedenkt, daß ſelbſt der verzweifeln und wüten konnte . . . Oder: laufen, laufen, laufen, bis man weit weg von allen Menſchen iſt und ungeſtört laut aufſchreien kann, ſich und die Welt verfluchen und dann, lauter noch: lachen, lachen, lachen. Oder (nach dem Rezepte des heiligen Franziskus): ſich prügeln laſſen, windelweich ſich prügeln und beſchimpfen laſſen. (Wer aber tut einem dieſen Gefallen, wenn man nicht einen anderen — Heiligen dazu zur Hand hat?) Oder: alte Muſik hören. (Mozart bringt immer zur Vernunft. Man ſchämt ſich, unglücklich zu ſein, wenn man Mozart hört.) Oder: mit Hunden, Katzen

oder Kindern ſpielen. (Hunde und Katzen in der Wirkung ſicherer.) Oder: an ſeine Feinde denken. Dies iſt ein unfehlbares Mittel. Gewiſſermaßen rein logiſcher Natur: Man müßte ſich feige vorkommen, wollte man ihnen den Platz räumen, und man würde damit auch beſtätigen, daß die Geſellſchaft recht hatte (wenigſtens für Momente). Auch ſagt man ſich wohl: Was? Dieſe Braven ſollen's weiter treiben dürfen, und du willſt verzichten? Du willſt dich um die Möglichkeit des Genuſſes bringen, ſie vor dir abtreten zu ſehen? Biſt du wirklich ſchon ſo ganz marode, daß du dir nicht die Kraft zutrauen kannſt, ſie noch eine hübſche Weile weiter zu ärgern, indem du ruhig und munter bei deiner Art bleibſt, die ihnen, grazie a Dio, grundzuwider iſt? Und da man ſich ſchließlich auch vom dickſten Scirocco nicht alle Illuſionen rauben läßt, denkt man am Ende auch daran, daß es immerhin möglich iſt, den einen oder anderen, der aus Unverſtand oder Irrtum mit in das übeltönende Horn der Verleumdung, Verkleinerung, Verzerrung ſtößt, einmal davon zu überzeugen, daß ſeine Katzenmuſik am falſchen Platze war.

Indeſſen gehört zur Benutzung all dieſer Mittel freilich das eine: daß man noch kräftig genug iſt, ſie anzuwenden. Und vor allem: man muß noch richtig verzweifeln können. Man muß noch die Kraft haben, das Gefühl

momentaner Insuffizienz mit äußerster Bitterkeit bis in die Hefe durchzufühlen: an sich so grimmig zu leiden, daß schließlich das Bewußtsein dieses Leidenkönnens zum Beweise für das bloß Momentane jener Insuffizienz wird. Dann helfen die Mittel bestimmt. Denn sie bestätigen deine Kraft; sei es primitiv und roh, wie der zerbrochene Spazierstock, sei es mehr spirituell, wie die Fähigkeit, auf Goethe, Mozart zu reagieren, oder schließlich als Instinktkomplex, wie die Reaktion auf das rote Tuch der Feinde. Es kommt dann nur noch darauf an, ob einer Stier oder Truthahn ist . . .

✿

Der Dezember meines Mißvergnügens ist vorüber. Der Tramontano hat alle Wolken und Nebel verjagt. Der Himmel ist wieder toskanisch: wie aus der hellen, feinblauen Florentiner Seide gewoben, die etwas starr (wie der Charakter des Toskaners), aber höchst edel und vornehm ist. Die Chrysanthemen sind kaput, aber die gelben und roten Rosen tun, als habe es ihnen nie in die Krone geregnet. Und, o willkommenes Wunder: in einem besonders sonnigen Winkel an der Mauer des Franziskanergartens hat sich, wie ein Schwatzkränzchen hübscher junger Mädchen, eine Gesellschaft von Narzissen zusammengefunden, die mit den dunkelroten Beeren und den graugrünen Blättern der Stechmaus (pugnitopo:

Mäuſedorn) zuſammen ein ſehr hübſches Buket ergeben. Auch anderes Bunte wird nun ſichtbar: die zartroſarote Angelika (Engelwurz); die dunkelrote Frucht des Erdbeerbaums (corbezzola: Meerkirſche); Kamelien; Nelken. — auch ſchon ein paar (mir ganz neue) gelbe Anemonen. Wer denkt da noch an Autoviviſektion und Mittel gegen Selbſtmordgedanken?

Man ſetzt ſich auf eine Straßenmauer und läßt ſich von der Sonne Verſe ins Notizbuch ſcheinen:

Angelika, die röſelrote, hängt
Auf dunklem Efeu ruhend über die Terraſſe
Verlangend nieder zu dem Roſenbuſch
Mit ſeinen gelben Blüten, die im Winde
Leis auf und nieder gehn, wie zärtliche Gedanken
Im Herzen eines Mädchens, das halb träumt,
Halb wacht. — Schwarz, wie ein Trotz aus alter Zeit,
Wächſt die Badia aus dem Silbergrau
Des ſanften Oelbaumhügels. Hinter mir
Babbelt ein Bettler ſeinen leeren Spruch
Vom Paradieſe, Jeſus, Seligkeit
Und hält den alten Hut mir zitternd hin:
Ein altes Kind, rotnaſig: lächerlich
Und rührend. Zehn Centeſimi erhöhn
Ihm ſeine Lebensfreude ſichtbarlich. —
Die Sonne brennt. Fräulein Angelika

Sehnt ſich noch immer nach den roten Roſen.
Zwei Lodenröcke fächſeln mir vorbei.

Hier iſt gut ausruhn. Hier vergißt ſich ſchnell.
Was, ach, im Norden überläſtig wird
Und klettenklammrig lange kleben bleibt:
Der Geiſt der Schwere. Satanas, der Sorgen
Schieläugiger König, mit dem Peitſchenſtiel
In haariger Fauſt, entweicht, den Schwanz
verklemmt,
Und wird in San Domenico zum Vetturino,
Der dich: „Signor, vuole? Due Lire
Fin al Firenze!“ bloß ein bißchen langweilt.

III.

(Anfang Januar 1908.)

Es gibt keine Gerechtigkeit. Meine gute Mutter in Berlin und die Paſinger Freunde berichten von krachender Kälte, Nebel und Sturm, und hier verſchwendet ſich die Sonne, iſt es klar und warm. — Man könnte alſo wohl zufrieden ſein. Indeſſen; „man“ iſt es nicht. Weil man ſehr unbeſcheiden und ein Nörgler iſt. — Ein Nörgler? Wirklich? ...

Als ich noch ſehr jung war, friſch in die Freiheit entlaſſen aus dem Grammatikkäfig des Gymnaſiums, erhielt ich zum Geſchenke einen Operngucker, der ſehr niedlich ausſah, aber in-

ſam ſchlecht war. Seine Kraft, zu vergrößern und nahe zu rücken, war lächerlich klein, und er verſammelte kein helles, ſcharfes Licht auf die Dinge, die man durch ihn betrachtete, ſondern umgab ſie mit einem farbigen Rande. Eine Unart das von einem Fernglaſe. Aber gerade ſie gefiel mir, denn ſie entſprach meinem damaligen Auge, das gar kein Verlangen hatte, die Dinge beſonders nahe, groß, hell, ſcharf zu ſehen, und ſelber die Kunſt beſaß, einen ſchmeichleriſchen Regenbogenrahmen um die Realität zu legen.

Wie manches andere, das poſitiv nicht viel taugte, aber ſehr gut zu meiner ſchwärmeriſchen Jugend paßte und mir viel Vergnügen gemacht hat, habe ich auch dieſen angenehm miſerablen Operngucker verloren. (Vielleicht auch verſetzt und nicht eingelöſt, oder es hat ihn mir jemand geſtohlen. Gleichviel.) Ich bin nicht weiter traurig deswegen. Mein Zeiß-Doppelfeldſtecher iſt unendlich viel beſſer. (Heute ſah ich damit einen Bauern, der gut 500 Meter von mir entfernt war, ſeinen Olivengarten ohne Anwendung irgendwelcher fremder Produkte auf jene uralt primitive und höchſt perſönliche Weiſe düngen, die ſchon Adam im Paradieſe angewandt hat.) Aber alles hat ſeine zwei Seiten, und auch das höchſt Mangelhafte beſitzt Reize. Der Zeiß-Doppelfeldſtecher kennt keine bunten Ränder. Er iſt mit Recht ſtolz darauf, und ich ſelber ziehe heute Schärfe und Helligkeit

vor. Aber das exakte, ſcharfe, klare Sehen, das Sehen ohne bunten Flimmerrahmen iſt keineswegs immer vergnüglich.

So würde ich z. B., wenn ich heute zwanzig Jahre jünger wäre, Florenz genau ſo ſehen, wie es ſich ein dreiundzwanzigjähriger Student in Leipzig einbildet, dem ſchon das Wort Florenz wie eine wunderbare Südfrucht iſt. Mein Jugendopernglucker, die jugendlich ſchwärmeriſche Art, erſehnte Dinge ſo zu ſehen, wie ſie in der Sehnſucht ausſahen, würde einen bunten Rand darum, ja, einen flimmernden bunten Schleier darüberlegen. Auch in der Nähe wäre mir Fiorenza, was ſie heute nur noch aus der Entfernung iſt: eine ungeheure Blüte, ein reiner Lotoskelch, roſa-gelblich leuchtend, edel in allen Linien — die Stadt der Blumen ſelber eine Blume ehrwürdig holder Schönheit. Ich würde es ſehen, wie es vor etwa zehn, zwölf Jahren Rainer Maria Rilke ſah, als er mir darüber ſchrieb: mit weißer Farbe auf hellblauem Papier. Aber ich fürchte: ſelbſt R. M. R. würde es heute nicht mehr ſo ſehen. Denn ich glaube: nicht bloß der Verluſt meiner bunträndrigen und ſchwärmeriſchen Optik iſt daran ſchuld, daß mir Florenz in der Nähe gar nicht mehr gefällt.

Traurig, aber wahr: Das alte, edle herrliche Florenz iſt in die Hände von Barbaren geraten, die mit ſcheußlicher Konſequenz erfolgreich am Werke ſind, es zu verſchandeln. Die Liga, die

ſich zu ſeiner Verteidigung gegründet hat, ſcheint machtlos zu ſein, es zu verhindern, daß die Geburtsſtadt der italieniſchen Malerei, die Vaterſtadt Dantes und Michel Angelos, äſthetiſch verwüſtet wird. Sie vermag nichts wider den „Zeitgeiſt“, der unter der Fahne des „progresso“ über alles Schöne wegtrampelt, von allem Vornehmen fortſchreitet in eine erbärmliche, häßliche Gewöhnlichkeit.

Daß man wüſt eingeriſſen hat, ohne es zu verſtehen, dafür auch nur anſtändig aufzubauen, davon ſoll nicht einmal die Rede ſein. Die „modernen“ Paläſte von Florenz hat Thomas Theodor Heine in ſeiner Weiſe höchſt treffend durch eine Frage gekennzeichnet, die er an Hartleben richtete, als er mit ihm an einigen dieſer Machwerke vorbeikam: „Nicht wahr, Herr Hartleben: das hier ſind künſtliche Paläſte?“ (Geſtern ſah ich unweit der Porta romana einen Neubau, der aufs gräßlichſte an die Baugreuel der achtziger Jahre in Deutſchland erinnerte. Selbſt beim Villenbau, für den hier Tauſende klaſſiſcher Muſter vorhanden ſind, beginnt eine Art Perverſität des Geſchmacks einzureißen. Schon kann man ſpitze Giebel und Holzfachwerk wie bei Schweizerhäuſern ſehen. Die Signori, die derartigen Unfug treiben, wollen damit offenbar ſagen: „Seht, was wir alles auf unſeren Reiſen geſehen haben, ihr elenden Popolanen, die ihr nie über Toskana hinausgekommen ſeid!“ Doch hat das Volk

wie es ſcheint, den alten etruskiſchen Inſtinkt für Baukunſt noch nicht verloren. Mein Vetturino ſagte angeſichts einer dieſer Villen: „Was für ein häßlicher Vogelbauer!“) Die Nachkommen des gewaltigen Baumeiſtervolkes der Etrusker ſind offenbar einem ausgeſogenen Boden zu vergleichen, der früher ſo ungeheuer viel hervorgebracht hat, daß er nun kümmerlich, wenn nicht ſteril geworden iſt. Man muß ſich damit abfinden. Aber ſcheußlich iſt es, daß die maßgebenden Leute in Florenz nicht einmal Reſpekt vor den gewaltigen Leiſtungen ihrer Vorfahren und keinen Sinn für die Schönheit, den äſthetiſchen Charakter ihrer Stadt haben. Augenblicklich ſind ſie dabei, die ganze Stadt, auch die innere, mit einem Netz von Trambahnlinien zu bedecken, deren Drahtwerk in der Luft alle architektoniſchen Linien zerfetzt. Ruskin hielt ſich darüber auf, daß vor dem Tore des Campanile die Halteſtelle der Droſchken und Omnibuſſe war, ſo daß man „unmöglich einen Augenblick in deſſen Nähe ſtehen konnte, um die Skulpturen anzuſehen“. Was würde er heute ſagen, wo an derſelben Stelle die meiſten Trambahnlinien ihren Ausgangspunkt haben. Der ganze Dom iſt wie eingeſchnürt von Gleiſen und Drähten, und der ſcheußliche Lärm, mit dem hier die Trambahnwagen verkehren, dringt bis ins Innere der herrlichen Kirche. Und, wie beim Dom, ſo bei Santiſſima Annunziata, San Marco, Santa Maria Novella. In den engen, alten Straßen

iſt kaum mehr Platz, ſich vor den häßlichen, ſchlecht gehaltenen und unſinnig ſchnell und lärmhaft, mit fortwährendem Geklingel und einem abſcheulichen Gekreiſch an den Biegungen, vorbeiraſenden Fahrkäſten zu retten. Da der Italiäner den Lärm liebt, ſo ſcheint ihm auch dieſer Spektakel Spaß zu machen. Auch die vielen Unglücksfälle trüben ſeine Freude an dem neuen Spielzeug des „progresso“ offenbar nicht weſentlich. Aber, da in Florenz keine Induſtrie annähernd die Bedeutung hat, wie das Geſchäft mit den Fremden, die Fremdeninduſtrie, ſo wird die Freude vermutlich doch bald etwas abnehmen, denn ſchon mehren ſich die Zeichen dafür, daß es den Foreſtieri nicht mehr recht gefällt in der modern geſchändeten Arnoſtadt. Schon ziehen ſich nicht wenige der angebeteten Ingleſi (denen man, wie vieles andere, ſo auch dies nachgemacht hat) nach dem ruhigeren Siena und Perugia zurück. Ein „old florentine“ ſchrieb kürzlich an den Florence Herald die folgenden Zeilen:

Twenty years ago, Florence was delightful; delightful, because unspoilt. It was a quiet, beautiful, picturesque city, where foreigners came for tranquil study, enjoyment of art, and association with artistic and intellectual people. What is it at present? A noisy, bustling, crowded place, invaded by ill-managed and unnecessary trams, ablaze with cinematographs, bereft of intellectual life, aping the worst styles of modern architecture, crammed full of drinking-shops, and presenting all the symptoms of being on the downgrade which leads

to utter philistinism and vulgarity. From what I gather, you appear to be leading a movement the object of which is to attract visitors whose greatest pleasure is found in music halls, casinos and circuses. Let such people go to Margate! In Florence we care for something better. The place is terribly vulgarized already.

Der Kinematographenunfug in Florenz ist wirklich abscheulich, denn er geht mit einem greulichen Mißbrauch von Grammophonen einher, die ganze Stadtviertel mit ihrem blechheiseren Gegröle erfüllen. Eine Folge der Kinematographenmanie scheint es auch zu sein, daß das Florentiner Theaterleben schändlich verdürftigt ist, — in dem Grade, daß schon auswärtige italienische Zeitungen sich darüber aufhalten. Die Stadt, für die es ehedem ein Ereignis war, wenn Cimabue eine neue Madonna gemalt hatte, scheint sich nur noch für die Filmsrollen zu interessieren, die Pariser Amüsements und Londoner Moritaten, gestellt von Varietékomödianten, abhaspeln. Die Italiäner, die so lange das Höchste in der Kunst geleistet haben, sind offenbar völlig kunstmüde und schätzen nur noch die „Wunder der Mechanik". Ihre krankhafte Vorliebe für die Schauspiele der lebenden Photographie hängt vielleicht auch damit zusammen, daß sie wenig reisen und nun fremde Länder in einer Art lebendiger Abbilder nahegerückt erhalten. Doch interessieren sie sich mehr noch für die gewissen Romane, Dramolets, Feerien,

die dieſe vervollkommnete Laterna magica ihnen vorführt: Erſindungen ſtummer Dichter von meiſt recht populärer Phantaſie, nicht unähnlich der, die ſich in den Hintertreppenromanen austobt, mit denen ſich unſere Dienſtmädchen um einen Teil ihrer Nachtruhe bringen. In ihnen findet er ſeine geliebte Pantomime wieder, und es fehlt auch nicht die melodramatiſche Muſik dazu. Da wird geliebt, betrogen, gemordet, daß es eine Art hat. Aber, ach, alles iſt ſo ſchauderhaft ſchlecht natürlich, ſo kunſtverlaſſen „wahr“; es fehlt nicht nur das Wort, es fehlt auch der Geiſt, und wäre es gleich der Geiſt eines ſchlechten Dichters. Auch begreift man nicht, wie dieſes ſinnliche Volk, das ſich ſo leidenſchaftlich gerne vom großen Klang einer lebendigen Stimme, von den ſprechenden Blicken eines ſchönen Auges, von den Bewegungen, Geſten, Poſen der Schauſpieler hinreißen läßt, ſein Genüge an dieſen geſpenſterhaften Totentänzen des Lebens auf der weißen, kalten, öden Leinwand finden kann. Vielleicht liegt gerade darin ein Reiz, und vielleicht iſt die Phantaſie dieſer Menſchen ſo groß, daß ſie es vermag, dieſe Schatten mit Blut zu erfüllen. Auch ſoll (und braucht) nicht verſchwiegen zu werden, daß die Kunſt der Dunkelkammer Möglichkeiten beſitzt, im Leben Unmögliches wie mit einer wunderbaren Kraft vorzutäuſchen (und darin liegen, wie H. H. Ewers mit Recht zum Lobe der Kinematographie vorgebracht hat, Perſpektiven in ein neues, weites

und reiches Land phantaſtiſcher Augenweide), aber hier, in Italien, ſpürt man von dieſem Beſten, das die abrollenden Films zu bieten vermögen, ſo gut wie nichts. Die an allen Ecken und Enden von Florenz etablierten Kinematographen bieten nichts weiter als Surrogate für theatraliſche Kunſt. Und ſo ſind ſie ein böſes Zeichen für den Geſchmacksverfall dieſes Volkes, deſſen Vorfahren im Schaffen und Genießen lebendiger Kunſtwerke einen ſo ſtarken, edlen, reichen Geſchmack bewährt haben, daß unſere Bewunderung für ſie zur Ehrfurcht wird.

Es gibt auch alte Florentiner nicht engliſcher Abkunft, die empört darüber ſind, wie frevelhaft gefühllos in Florenz gegen den alten Charakter der Stadt geſündigt wird. Es bleibt ihnen nichts übrig, als auf ihre Villen hinauszufliehen, wo die alte unvergleichliche Schönheit einer entzückenden, durch Kunſt noch gehobenen Natur ruhig weiterlebt.

Welch ein Kunſtwerk ſind die Hügel von Fieſole mit ihren Villen, Gärten, Terraſſen, Mauern. Das Wort wunderbar, das wir ſo oft eitel nennen, ſtellt ſich hier mit ſeinem ganzen Sinne ein.

Aber man muß ſich, die einzige Schönheit dieſes Freiluftkunſtwerks größten Stiles zu genießen, nicht damit begnügen, die Trambahn zu nehmen und zur Piazza di Mino in Fieſole hinaufzufahren. Und man muß auch nicht meinen, Fieſole ſei bloß ein beſonders ſchöner Ausſichts-

punkt auf Florenz, so daß man etwa seiner Touristenpflicht genügt hätte, wenn man zu den Franziskanern hinaufgestiegen ist, von wo aus man in der Tat einen herrlichen Blick auf die Stadt und das Arnotal genießt. Oder ein Besuch des römischen Theaters sei das Wichtigste. Oder man müsse die Kathedrale gesehen haben. Oder das malerische und („Gott, wie dreckig!") höchst interessante „echt italienische" Winkelwerk der Via dei caldani bestaunen (voll Dankbarkeit im Herzen, daß „so was in Deutschland denn doch unmöglich ist"). Selbst die Fahrt über Castel di Poggio und Castel Vingiliato nach Settignano und so nach Florenz zurück, durch die sich der Wissende vor den Unerfahrenen auszeichnet, die einfach (und billiger) wieder mit der Trambahn zum Domplatz zurückkehren, genügt nicht. Sie zeigt viel Schönes, aber nicht das Schöne, das auf der ganzen Welt nur Fiesole zu zeigen hat: die Komposition dieser Hügelgemeinde aus Villen und Gärten, Terrassen und Mauern, Frucht- und Blumenfeldern, Olivenanpflanzungen und Gehölzen. Will man eine Ahnung davon gewinnen, so muß man entweder vom höchsten Stadtteile Borg'unto aus, oder hinterwärts der Kathedrale den Weg überm Mugnone zurückgehen und dann, abseits von der Trambahnstraße, den alten Fahrweg zwischen den großen unteren Villengartenmauern bis nach Florenz verfolgen. Wer dies getan hat, unterläßt es gewiß, am nächsten Tage im häßlichen

Gekreiſche von Florenz herumzuſteigen. Er hat den Zauber der wunderbarſten etruskiſchen Kunſt geſpürt: aus einem Stück Natur ein Stück lebendigſter Kunſt zu machen, die Natur dem Menſchen nicht bloß materiell, ſondern äſthetiſch zu unterwerfen: die Natur zum Gedichte zu bewältigen, ohne ihr Zwang anzutun. Und er wird zurückkehren, ſich näher in dieſer nicht verkünſtelten, ſondern zur Kunſt ſublimierten Natur umzuſehen.

Yankeedoodle-Fahrt

I.

Vom Nervenseiltanzen und Tunnelfahren; vom schwimmenden Hotel und dem Geflügelhofe; von, Lyrik, Meer und Himmel.

Als ich so außer mir geraten war, daß ich mich selbst mit fatalster Deutlichkeit betrachten konnte, fühlte ich das Bedürfnis, wieder zu mir selber zu kommen. Aber es ist schwer, in sein Ich zurückzukriechen, wenn man es einmal verlassen und dann allzuscharf von außen angesehen hat. Ich fuhr um mich herum wie eine vergiftete Maus, die ihr Loch nicht findet und dennoch immerzu dies Loch umkreist. Ein schauderhaftes Heimweh und ein Grauen vor der Rückkehr zugleich. Selbst meinen verehrtesten Feinden wünsche ich diese Sensation nicht, obwohl es mir nicht zweifelhaft ist, daß sie, deren Oberflächlichkeit mir in der Tat manchmal Uebelkeit verursacht hat, ein bißchen Seelenqual zu ihrer Vertiefung wohl brauchen könnten.

Da sprach ein weiser Arzt und Seelenkenner

also auf mich ein: Sie gehören zu jenen Akrobaten, die auf ihren eigenen Nerven seiltanzen und dadurch gezwungen sind, immerfort einen Punkt im Auge zu behalten, der in ihnen selber liegt: nämlich im eigenen Gehirne. Das tut weder den Nerven noch dem Gehirne gut und ist überdies eine brotlose und lebensgefährliche Kunst. Wenn Sie nicht binnen kurzem augenscheinlich verrückt werden wollen (denn eine heimliche Verrücktheit ist Ihr Zustand bereits), so ist es nötig, daß Sie unverzüglich eine breitere Basis zu gewinnen suchen, um von ihr aus Ihre Blicke in einem möglichst weiten Gesichtskreis umherschweifen zu lassen. Sie sind außer sich, weil Sie zu sehr in sich sind. Das vertragen nur Heilige, und Sie würden sich einem verhängnisvollen Irrtum hingeben, wenn Sie meinen wollten, daß Sie zur Heiligkeit angelegt wären. Dazu sind Sie zu korpulent und libidinos, — wohl auch nicht unbescheiden genug. Leute Ihrer Konstitution sind darauf angewiesen, die Welt auf sich wirken zu lassen. Ihre Empfindlichkeit sträubt sich dagegen, und es ist gewiß, daß Sie unter den nicht immer zarten Fingern der Welt leiden, aber dieses Leiden ist immer noch heilsamer für Sie, als die selbst bereiteten Schmerzen der Heautontimorumenie. Ich rate Ihnen: Kaufen Sie sich einen Schiffskoffer und stellen Sie Amphitriten auf die Probe. Ihre Zukunft liegt auf dem Wasser, das Salzgehalt und im

Salze Brom hat. Speien Sie ſich einmal kräftig aus und trinken Sie ſo viel Sonnenlicht als möglich. Aber, ich beſchwöre Sie, laſſen Sie alles Schreibgeräte zu Hauſe, denn, unter uns geſagt, der Federhalter iſt die gefährliche Balancierſtange, mit der Sie ſich bisher auf dem Nervenſeile im Gleichgewichte erhalten haben.

Ich honorierte dieſe Invektionen mit zwanzig Franken und einem müden Lächeln, nahm den breitbeinigen Gang eines alten Seekapitäns an und verſetzte meine ahnungsloſe Frau in das äußerſte Erſtaunen durch Intonierung des Liedes:

Auf, Matroſen, die Anker gelichtet,
Den Kompaß geſpannt und die Segel
gerichtet!

Ihre Bemerkung, daß der Kompaß keine Flinte ſei, die man ſpannen könnte, wies ich mit der Entgegnung zurück, daß nautiſche Details uns bald mehr als genug beſchäftigen würden, einſtweilen aber Wichtigeres zu erledigen ſei: nämlich die Frage, ob man auf eine moderne Seereiſe einen Frack oder bloß einen Smoking mitnehmen müſſe.

Klug und verſorglich, wie ſie iſt, entſchied ſie ſich für beides, ja ſie wollte ſogar, daß ich auch einen Zylinderhut mitnähme. „Wahnwitzige Idee!“ grollte ich; „dir fehlt jedes Stilgefühl. Eine ſchottiſche Mütze oder ein Dreimaſter, — ja; niemals eine Tube!“

Am entſprechenden Orte wird es ſich zeigen,

wer von uns beiden auf der Höhe der Situation gewesen ist.

Da es uns vollkommen gleichgültig war, wohin wir reisen würden (denn ich hatte ja lediglich das Gebot erhalten, eine Seereise „an sich" zu machen), überließen wir es einem Freunde, Schiff und Ziel zu bestimmen. Er sandte uns eine Kabinenkarte für den Doppelschraubendampfer Yankeedoodle, den die berühmte Onkel Sam-Michel-Linie eben zu einer Orientreise in Genua bereithielt. Ein beigeschlossenes Druckheft schilderte die ganze Reise in äußerst lebendigen Farben, so daß mir sofort ganz orientalisch zumute wurde, als ich las, was alles uns bevorstand.

„Kein Zweifel," sagte ich zu meiner Frau, „es wird äußerst lehrreich werden. Schade nur, daß wir uns nicht länger auf die Reise freuen dürfen, denn das ist doch das Schönste am Reisen: sich vorher darauf zu freuen."

Aber es half nun nichts: kaum, daß die Koffer gepackt waren, mußten wir uns in den Dampfwagen setzen, der uns nach Genua transportierte. Meine Idiosynkrasie gegen das Eisenbahnreisen gestaltete diese Fahrt zu einer via crucis, an die ich nur mit Grauen denken kann. Kein Zweifel: ich bin ein arger Sünder, aber so viele Todsünden habe ich denn doch nicht begangen, daß ich die Höllenqualen verdient hätte, die mir in den endlosen Tunnels an der Riviera zuteil wurden, wo rechts und

links des Gleises offenbar teufliſche Dämonen aufgeſtellt waren, die, während ich in ſtinkendem Qualm faſt erſtickte, mit eiſernen Hämmern gegen eiſerne Wände zu ſchlagen ſchienen. Nun: wir ſind nicht zum Vergnügen auf der Welt, und es iſt gewiß in der Ordnung, daß Nerven, die für angenehme Senſationen beſonders empfindlich ſind, dafür um ſo heftiger unter unangenehmen leiden. Sela.

Das Gedröhne einer Keſſelſchmiede in den Ohren, die Lungen voller Ruß und im Schädel ein Gefühl, als ſeien ſämtliche Gehirnwindungen mit flüſſigem Blei angefüllt, begab ich mich mit meiner Frau in das berühmte Theater Carlo Felice, aber beileibe nicht, um uns Triſtano e Iſotta italieniſch vorſpielen zu laſſen, ſondern von wegen der exzellenten Küche ſeines Reſtaurants. Doch wurde uns auch hier ein außerordentliches Schauſpiel zuteil: wir ſahen einen jener italieniſchen Eßkünſtler, die den illuſtren Freſſern der Antike nichts nachgeben. Was dieſer überlebensgroße Bauch ſich alles ſervieren ließ, und mit welch andächtigem Kennerentzücken er ſeine Füllung zu einer Art gottesdienſtlichen Handlung erhob, läßt ſich in Kürze und auf Deutſch nicht ſchildern. Es muß genügen, zu ſagen, daß es ein klaſſiſches Schauſpiel war, würdig, von einem Petronius der Nachwelt überantwortet werden. Denn es läßt ſich von derart großen Gegenſtänden wohl nur in monumentaler Latinität handeln.

Als ich am nächsten Morgen den Yankeedoodle vor mir liegen sah, wie er unabsehbare Massen von Koffern und Menschen in sich aufnahm, mußte ich an den gewaltigen Speisevertilger denken, und so erübrigt es sich, zu bemerken, daß Yankeedoodle ein imposantes Schiff ist.

Wir wurden (leider) ganz tief unten in seinem Innern verstaut und fühlten uns sehr winzig. Dafür erfüllte uns aber sogleich eine sehr gewisse Zuversicht zu dem massigen Zweischlöter. „Ich glaube kaum, daß wir mit dem Yankeedoodle untergehen werden," sagte ich zu meiner Frau; „ja selbst meine Hoffnung auf ausgiebige Seekrankheit ist bereits ins Wanken geraten."

„Und mir ist schon übel," entgegnete sie.

Dabei stand das Schiff fest wie ein Turm.

Weshalb ich sagte: „Autosuggestion gilt nicht, und wenn du mit Gewalt seekrank wirst, um später damit zu renommieren, so kannst du sicher sein, daß ich deine Finten aufdecken werde."

In diesem Augenblicke brüllte Yankeedoodle auf eine Weise, daß mir Hören und Sehen verging. Dreimal. Wie nie ein Mastodon gebrüllt hat. Homer hätte das hören sollen, und er hätte kein solches Wesen vom Gebrüll seiner verwundeten Helden gemacht.

„Was h a t er denn?" fragte ich entsetzt.

„Er sagt Adieu," erklärte meine Frau ruhig, die von nun an überhaupt gerne so tat, als wüßte sie alles.

Und es war wirklich so. Immer, wenn Yankeedoodle sich anschickte, in See zu stechen (ein Ausdruck, der aber für solche Kolosse gar nicht paßt; ebensogut könnte man sagen, ein Dampfhammer sticht ins Erz), brüllte er so unmanierlich. Es gehört das zum guten Ton bei diesen Dampfgiganten. Ob es einen Zweck hat, weiß ich nicht. Vielleicht heißt es nicht bloß: adieu, sondern auch: Platz da! Hühneraugen weg!

Und richtig: wir fuhren. Doch muß ich wohl besser sagen: wir glitten dahin. So leise, sanft, unmerklich, daß ich fürs erste jede Hoffnung auf das große Speien aufgab, während meine Frau mit weiblicher Beharrlichkeit beteuerte, nun werde ihr aber schon *sehr* übel.

Da sie offenbar nur höchst ungern von diesem holden Wahne lassen wollte, bestärkte ich sie in der Ueberzeugung, seekrank zu sein, indem ich ihr erklärte, sie sähe grasgrün aus und tue mir furchtbar leid.

Worauf es ihr sehr bald besser wurde.

Eine kleine Weile noch, und sie teilte meine Empfindung, daß Yankeedoodle, weit davon entfernt, ein Schiff zu sein, wie wir es uns gedacht hatten, einfach ein Hotel war, das sich auf Salzwasser bewegte. Statt Matrosen zu sehen, die an Tauen herumkletterten, und Kommandorufe zu vernehmen von Offizieren, die Sprachrohre am Munde und Fernrohre vor den Augen hatten, erblickten wir Kellner, die da

höflich leiſe ſäuſelten: Bouillon gefällig? Doch lernten wir bald, ſie Stewards zu nennen, was immerhin eine gewiſſe Seeſtimmung erzeugte.

Doch blieb eine deutliche Enttäuſchung in uns zurück. Unſer romantiſches Bedürfnis wollte nicht auf ſeine Rechnung kommen. Wir hatten uns das alles viel abenteuerlicher vorgeſtellt. Wenn wenigſtens ein Maſtkorb dageweſen wäre, in dem ſich ein Matroſe befunden hätte, der Ahoi! rief . . .

Statt deſſen ſagte ein Herr, der zwar eine Art Seemannsmütze aufhatte, aber den Gymnaſialprofeſſor durchaus nicht verleugnen konnte, laut und vernehmlich: Thalassa! Thalassa!

Mein Magen drehte ſich um und ich mich mit ihm.

O Aegier, Herr der Fluten, ſtöhnte ich in meinem lieben Herzen, ſorge dafür, daß ich dieſem Humaniſten nirgendwo benachbart werde in dieſem ſchwimmenden Hotel!

Und ich fühlte, daß es jetzt vor allem nötig war einen Platz auf dem Yankeedoodle ausfindig zu machen, wohin wir uns vor den übrigen Hotelgäſten flüchten könnten, falls dieſe irgendwie nicht nach unſerem Geſchmack ſein ſollten.

Alle dieſe Herrſchaften, ſagten wir uns, ſind gewiß durch Qualitäten ausgezeichnet, die uns fehlen, und wir wollen ohne weiteres annehmen, daß ſie nicht bloß einer höheren

Steuerklaſſe angehören als wir, ſondern auch in jeder anderen bürgerlichen Hinſicht den Vorzug vor uns verdienen. Aber wir ſind nun mal Uhunaturen, die in den Geflügelhof nicht paſſen. Zärtlich girrende Tauben, gluckende Hennen, majeſtätiſche Hähne ſind kein Umgang für uns, geſchweige denn dieſe ſtolzen Pfauen und Perlhühner aus Amerika, die ſich, das merkten wir bald, als die Elite des Yankeedoodle betrachteten und von den Funktionären der D. S.-M.-L. auch als ſolche äſtimiert wurden, da ſie die beſten Käfige innehatten Alles das, gaben wir gerne zu, iſt ganz in der Ordnung, aber dieſe Ordnung iſt nicht die unſere. Suchen wir uns alſo einen Winkel aus, wo wir das prächtige Geſamtbild am wenigſten ſtören.

Wir fanden es auf dem Hinterdeck, das von allen beſſeren Paſſagieren ſtreng gemieden wurde, weil es bei den gewöhnlichen Fahrten des Yankeedoodle, die nicht dem Vergnügen, ſondern der Ueberfahrt nach Amerika dienen, als das Deck der zweiten Kajüte gilt. Für uns beſaß es außer dem Vorzug, wenig beſucht zu ſein, auch noch den, zwei Etagen zu haben. Die obere war die ſchönſte, denn auf ihr befand man ſich wirklich en plein air. Hier verbarg uns kein vorgeſpanntes Segeltuch Meer und Himmel, wie ſonſt überall auf dieſem Schiffe, deſſen Einrichtungen mehr darauf berechnet zu ſein ſchienen, das Meer vergeſſen,

als sehen zu lassen. Die begehrtesten Plätze des Hauptdecks (zumeist von Amerikanern besetzt), nämlich die an den Innenseiten, gewährten den dort in ihren Klappstühlen Ausgestreckten die Aussicht auf den Streifen Himmel, der zwischen dem Dach und der Segeltuchwand des Decks sichtbar bleibt. Weder Meer noch Küste war von dort aus zu sehen. Die Außenseiter des Hauptdecks sahen aber nicht einmal diesen Streifen Himmel, sondern nur die Kajütenwand, garniert mit horizontal gelagerten Amerikanern.

Es wollte uns anfangs nicht in den Sinn, wie gerade diese Plätze so sehr begehrt sein konnten, die eigentlich nichts anderes waren als Einzelglieder im Spalier einer Promenade; denn zwischen ihnen war der allgemeine Wandelgang. Wir mußten erst begreifen lernen, was wir Uhus nicht ohne weiteres wissen: daß das Publikum auch auf Reisen sich vor allem anderen für das Publikum interessiert. Die Menschen lieben einander zwar nur in einem sehr gemäßigten Grade, aber sie sind sich gegenseitig äußerst interessant, und so leben sie gerne in Gesellschaft, sei es auch nur, um sich innerhalb deren wieder in Extragesellschaften abzuspalten. Je länger wir das Wesen auf unserem Schiffe betrachteten, um so mehr spürten wir, daß viele geradezu deshalb den Yankeedoodle bestiegen hatten, um nach der vielleicht monoton gewordenen Gesellschaft zu Hause hier eine neue

zu finden. Und wir merkten ſchließlich, obwohl wir immer nur aus der Ferne in dieſes lebendige Netz von Geſellſchaftsfäden blickten, daß nicht bloß die Spinne Sympathie dabei am Werke war, ſondern auch mancherlei Berechnung, — nicht zu vergeſſen die mehr oder weniger ſchönen Damen Eitelkeit und Mediſance.

Ich kann nicht leugnen, daß, von der Ferne angeſehen, dieſes große Geſellſchaftsſpiel einen gewiſſen Reiz für mich hatte, da ich nur ſelten dazu komme, derlei zu beobachten. Einen reineren Genuß bereitete mir aber doch der Anblick des hohen Himmels und der weiten Waſſerfläche, obgleich ich geſtehen muß, daß eigentlich poetiſche Stimmungen ausblieben. Der Anblick war ſchön, — aber nur Genuß, nicht Erregung. Mein Auge ließ ſich's wohl ſein, und mein „Herz" quittierte mit Dank darüber, — aber kühl, eigentlich unbeteiligt. Ich habe es ein paarmal geſcholten deswegen und bin mir ſelber ſehr gram geweſen darum. Biſt du das noch, habe ich mir geſagt, der vor Zeiten ſich bis zur wonnigſten Verrücktheit entzücken konnte vor einem Tümpel, auf dem ein paar Spritzer Sonnenuntergang kringelten? Dem ein ſchüchternes, dummes kleines Ding wie eine junge Birke Seligkeiten ins Herz ſchüttete, der vor einem Quellchen in die Knie ſinken konnte, Verſe zu ſtammeln, deſſen Blicke verzückt an Wolken hingen und mit ihnen hinüberſchwammen zu den goldberänderten Him-

melsküſten einer nicht bloß äußerlich geſehenen, ſondern innig umfaßten Schönheit, — das iſt derſelbe, der ſich hier, in einem Stuhle der Ocean-Comfort-Company liegend, Lichteffekte ſervieren läßt, wie kurz vorher Tee mit Streuſelkuchen? Ei du ſatter, fauler, leerer Halunke du, mach daß du hinunterkommſt auf das Promenadendeck und ſieh, wenn die Sonne untergeht, nach der Uhr, ob es auch pünktlich geſchehen iſt! Laß dich von dem Gymnaſiallehrer auf Aegypten, Kleinaſien, Griechenland vorbereiten; du haſt es nötig.; denn, wer nicht mehr fühlen kann, ſoll wenigſtens wiſſen. Und wenn du auch dazu zu faul biſt, ſo zeige den jungen Töchtern Germaniens, die, halb Miſſes, halb Gretchen, die moderne Weiblichkeit des zahlungsfähigen Deutſchland mit mehr Selbſtbewußtſein als Geſchmack vertreten, das auch du tennis-engliſch und über „Frühlings Erwachen“ reden kannſt. Da du nüchtern geworden biſt, iſt dein Platz bei den Nüchternen. Vielleicht ſagen ſie dir etwas, da die großen Dinge dir ſtumm geworden ſind. — So ſchimpfte ich mich. Aber mit Unrecht. Denn es war nicht ſo, wie ich mir ſagte. Meer und Himmel waren mir nicht ſtumm. Ich verſtand ihre Sprache nur nicht ſo ſchnell, wie früher die von Buſch, Baum, Quelle, Wolken. Und dies iſt nicht verwunderlich. Jene Dinge, die den jungen lyriſchen Menſchen ſo ſchnell ins Geſpräch zogen, ſprachen ſeine Sprache, die

Sprache der ſchnellen Gefühle, naiver Luſt, einfältiger Triebe. Er hörte und ſah in allem nur ſich. Wenn er niederkniete und ins Plappern der Quelle Verſe rief, ſo kniete er vor ſich ſelber und überſchrie das murmelnde Element. Er war (Heil ihm, daß er's geweſen) frech beim Frohſinn, und ſo hatte er's wohl leicht, zu ſchwärmen. (Lyrik! Eine ſelbſtverſtändliche Sache für junge Menſchen, denn es iſt ihr Ausundeinatmen. — In dieſer Parentheſe wäre noch allerhand zu bemerken. So dies, daß die große Seltenheit wirklicher Lyriker damit nicht im Widerſpruche ſteht. Es gibt nämlich nur ſehr wenige junge Menſchen in dem Alter, wo zum Gefühle künſtleriſches Vermögen tritt. Was Goethe das Närriſche am Lyriſchen nennt, iſt das Kindliche. Die beiden reinſten Lyriker unter den heutigen Deutſchen; Martin Greif und Max Dauthendey, ſind Kindsköpfe. Auch Ludwig Finckh hat Anlage dazu. Rilke dagegen, dieſes unheimliche Genietalent, iſt ein Wunderkind. Uebrigens liegt beim reinen Lyriker die Gefahr nahe, aus dem Kindlichen ins Kindiſche zu verfallen, ſich auszuleiern. Aber wo komme ich hin!) Das ſchlechthin Große dagegen, Meer und Himmel, monoton erhaben (mit Worten aus der Terminologie menſchlicher Kunſt zu reden: Monumentalnatur) — das duckt die Frechheit. Seine Sprache iſt Gedröhn und Brauſen: Vokabeln fehlen in dieſer Muſik voll rhythmiſcher

Symbole. Das Herz, das hier nur ſtummen Dank hat, verdient keine Schmähung, und der Mann, der vor dieſem Schauſpiele Auge wird, ganz Auge: und klares, nicht trunkenes, mag ſich der Zuverſicht getröſten, daß dieſer ruhige Genuß des Reichſten, das dem Menſchen an äußeren Eindrücken zuteil werden kann, nicht bloß der Netzhaut zugute kommt, ſondern zu einem inneren Schatze wird, auch wenn er ſich nicht gerade kleinweis in lyriſche Silberſtücke ausmünzen läßt.

II.

Von meinem ſchlechten Charakter und der Abſicht, ihn zu bewähren; von meinem Lordshut und Madames Patriotismus; vom Mauldeutſchtum und dem deklaſſierten Oelbaum; von der Tugend und ihrer mangelhaften Belohnung; vom Genie der Pariſer Putzmamſells und der bedauerlichen Unfähigkeit deutſcher Dichter ſie zu fördern; von grünen Tiſchen, Théodore und der Rache auf Anſichtspoſtkarten.

Wer auch nur oberflächlich mit der modernen deutſchen Literaturgeſchichte bekannt iſt, weiß, daß ich von ſchmutzigſter Geldgier beſeſſen bin. Im übrigen ſchwankt mein Charakterbild ja bedenklich: denn, während die einen ſagen, daß ich zwar ein ganz paſſabler Lyriker ſei, aber leider auch Romane ſchreibe, ſo finden andre, daß ich zwar im Romane gewiſſe Qualitäten an den Tag gelegt, bedauerlicherweiſe aber den üblen Ehrgeiz hätte, auch Verſe machen zu wollen; und ſo durch alle übrigen Gattungen der belles lettres durch, mit denen ich mich,

immer einigen zum Vergnügen, anderen aber zur Mißluſt, abgegeben habe und immerzu weiter noch abgebe. Das einzige, was feſtſteht, iſt, wie ich mich nun hinlänglich überzeugt habe, die felſenfeſte Gewißheit, daß ich ein hervorragendes Talent beſitze, Schätze zu ſammeln. So werde ich als ein zweiter Midas in die holzpapierene Unſterblichkeit eingehen und bin ſchon jetzt, wie mein phrygiſches Urbild, durch Eſelsohren entſtellt — wobei es dahingeſtellt bleibt, ob es lauter Apollos ſind, die mir zu dieſem Schmucke verholfen haben.

Kein Wunder, daß ich manchmal Luſt habe, dieſem Zuſtande ein Ende zu machen, der immerhin etwas Peinliches hat. Nichts trägt ſich ſo läſtig, wie der Ruf von Talenten und Reichtümern, die man nicht beſitzt. Und dann: man kommt ſich, auch wenn man ihn nicht verbreitet hat, wie ein Schwindler vor.

Alſo möchte ich ihn furchtbar gerne wahrmachen.

Und ſo beſchloß ich, in Monte Carlo hundert Franken zu ſetzen, um zehntauſend zu gewinnen.

„Nimm deinen großen Pompadour mit," ſagte ich zu meiner Frau, als der Yankeedoodle ſich Villafranca näherte; „wir werden ihn nötig haben."

„Du willſt alſo wirklich ſpielen!?" rief ſie voller Entſetzen aus.

„Ja!!" ſagte ich mit zwei Ausrufezeichen.

Und ich tat mein ſchönſtes Gewand an und

ſetzte den großen grauen Lordshat auf, den ich in Deutſchland nicht zu tragen wage, weil er eine Art Nabel hat, nämlich einen Filzknopf zur Kaſchierung der Ventilöffnung. Denn es iſt ein Hut, den die engliſchen Lords in Indien tragen, wo es ſehr heiß iſt.

Auch meine Frau putzte ſich ſo ſtattlich heraus, wie es dem Umſtande angemeſſen erſcheinen mußte, daß wir uns in den wabernden Dunſtkreis rollenden Reichtums begeben wollten.

Da hier das „Reiſebureau" noch keine Macht über uns hatte (denn den Weg zum Spieltiſche würden wir, ſo meinte es nicht ohne pſychologiſchen Scharfſinn, ſchon ſelber finden), durften wir, o Glück und Wonne, o Seligkeit, allein gehen. Die Prozedur der Ausbootung, vor der meine Frau auf recht anmutige Art Angſt an den Tag legte, während ich nicht ganz ſo graziös den erfahrenen Falltreppenkletterer ſpielte, vollzog ſich ohne jede Fährlichkeit, obwohl ich, zu meinem nur mühſam verhehlten Mißvergnügen, gezwungen war, mit der Linken den zwar ſchönen, aber nicht ganz feſtſitzenden Lordshut zu halten, da ich doch die entſchiedene Tendenz hatte, mit ihr Halt am Treppengeländer zu ſuchen. Aber es ging auch ſo, und ehe wir's uns verſahen, befanden wir uns alle drei: die Frau, der Hut und ich, im Boot. Nervige Arme ruderten uns an die franzöſiſche Küſte. (Das muß ich einmal in einem Romane geleſen haben.) Da dieſe von Rechts wegen eine

italiäniſche Küſte ſein ſollte, regte ſich in meiner Frau die Patriotin, und ſie hätte gar zu gerne gehört, daß ſich der Mann mit den nervigen Armen zur Italia irredenta bekannt und Verwünſchungen gegen die Franzmänner ausgeſtoßen hätte. Aber es fiel ihm gar nicht ein, Gefühle dieſer Art grün-weiß-rot aufleuchten zu laſſen, vielmehr ſagte er, und noch dazu in einem ſtark franzöſiſch unterwachſenen Italiäniſch, ſie in Villefranche (!) ſeien allzumal höchlich zufrieden mit der Pariſer Republik, denn der galliſche Hahn füttere die Seinen beſſer als der ſavoyiſche Adler.

„Vergogna!“ meinte die Toskanerin, gab ihm aber doch eine gute Mancia, wenn auch demonſtrativerweiſe in italiäniſcher Münze. Worauf der Nervige dann endlich Evviva Italia! rief.

Nach den mächtigen Befeſtigungen zu urteilen, mit denen die Franzoſen den Hafen von Villafranca (das aber nur die Bücher ſo nennen; die Leute ſagen alle Villefranche) umgürtet haben, gedenken ſie, dieſes ſchöne Stück Land gewiß nicht freiwillig wieder herzugeben. Auch liegt eine Menge Kriegsvolk dort in Garniſon; Alpenjäger, ſehr gut ausſehende und maleriſch uniformierte Leute. Indeſſen fand die etwas kordial demokratiſche Art, mit der ſie ihre Vorgeſetzten grüßen, durchaus nicht den Beifall zweier unſrer Reiſegenoſſen, die, wohl in der Meinung, daß kein Menſch in Frankreich deutſch verſteht, recht laut und ungeniert Kritik daran

übten, wobei der Ausdruck „schlappe Bande“ noch der mildeste war. Mir kam das weder sehr klug vor, noch fand ich es hübsch, habe aber auch im weiteren Verlaufe unsrer Reise noch recht oft die Beobachtung machen müssen, daß unsre Landsleute sich gerne darin gefallen, fremde Sitten, Gewohnheiten, Einrichtungen unter dem Gesichtswinkel des in Deutschland Ueblichen zu beurteilen, zuweilen direkt mit dem Schlußtrumpf: hier sollten wir Ordnung schaffen dürfen! Ob Geibel das gemeint hat, als er ausrief „Und es mag am deutschen Wesen einmal noch die Welt genesen“, scheint mir fraglich, während ich der sehr bestimmten Ueberzeugung bin, daß dieses Wesensmachen vom deutschen Wesen sehr dazu angetan ist, das deutsche Wesen in Mißkredit zu bringen.

Schade nur, daß der schöne Weltverstand, der bisher die Deutschen auszeichnete, verloren gehen muß, wenn dieses Mauldeutschtum, das nachgerade zum Großmauldeutschtum zu werden droht, um sich greift. Ich habe auf dieser Reise nicht viele Deutsche getroffen, auf die das Wort Goethes hätte angewendet werden dürfen, das sonst vom deutschen Geiste gelten durfte: „Der ist nicht fremd, der teilzunehmen weiß.“ Und so habe ich mich manchmal gefragt: Warum reisen diese Leute eigentlich? Nur um sich einzuprägen, daß es eigentlich ein Unsinn ist, zu reisen, da es ja doch in Deutschland am schönsten ist? Insofern, als der

Deutſche ſich auf die Dauer am wohlſten in Deutſchland befinden mag, wie jeder andere Menſch in ſeinem Vaterlande, iſt das gewiß richtig. Aber, zu reiſen, bloß um das beſtätigt zu ſehen: welch eine ſonderbare Sinnesverkehrung iſt das doch! Man geht freilich nicht in die Fremde, um ſich der Heimat zu entfremden, aber einen vernünftigen Sinn hat das Reiſen doch nur inſofern, als es von der Sehnſucht eingegeben iſt, zu dem heimiſch Schönen ſich etwas fremd Schönes einzuverleiben, innerlich reicher zu werden aus den Schätzen der Fremde, indem man an ihnen teilnimmt. Dies ſcheint aber vielen direkt unmöglich zu ſein. Sie ſehen z. B. (ich konſtruiere hier nicht, ſondern gebe wieder, was ich mit eigenen Ohren gehört habe) einen Oelbaum. „Gott, was für ein häßliches Ding iſt das!“ ſagen ſie, „da iſt doch eine richtige deutſche Eiche was andres!“ Man müßte närriſch ſein, wenn man das beſtreiten oder ſich durch einen Oelbaum den Geſchmack an einer Eiche verderben laſſen wollte, aber nicht weniger närriſch iſt es auch (von dem damit bewieſenen Mangel an Schönheitsempfinden gar nicht zu reden), im fernen Syrierlande die deutſche Eiche heraufzubeſchwören, um den Eindruck eines Oelbaums zu deklaſſieren. Es wäre davon, als von etwas ſchlechthin Törichtem, gar nicht der Rede wert, wenn ſich nicht eben eine Art von perverſem Nationalismus darin äußerte, ein häßlicher Geiſt

der Selbſtzufriedenheit und Ablehnung alles Fremden, das nur noch als kurios, nicht aber als ſchön anerkannt wird. Dieſe Art Negation hat etwas Freches, das ganz unleidlich gerade für den iſt, der ſein deutſches Weſen als Bejahung jeder Schönheit empfindet. Auch iſt es gottſträflich dumm, mit alſo verkleiſterten Sinnen auf Reiſen zu gehen.

Ein Roſſelenker rief uns an, fragend, ob er uns für zwanzig Franken zweiſpännig nach Monaco befördern dürfte. Mein Lordshut und Madames Spitzenmantel hatten es ihm angetan. Aber es lag uns wahrhaftig ferne, unſerm Spielfonds zwanzig Franken zu entziehen. Wir blieben, wie hold er auch lächelte, feſt und warteten auf die elektriſche Trambahn.

Dieſe Charakterſtärke hätte einen beſſeren Lohn verdient als den, der uns zuteil wurde. Wir mußten faſt eine Stunde harren, bis ein Wagen kam, in dem es noch zwei freie Plätze gab, und zwar Stehplätze. Ich erwähne dies als Beitrag zur Morallehre. Nein, o ihr gutgläubigen Schwärmer, es iſt nicht wahr, daß Tugend belohnt wird. Das lüſterne Fleiſch fährt zweiſpännig, und der ſtoiſche Wille muß ſich von knoblauchduftigen Nizzarden auf den Hühneraugen herumtreten laſſen. Aber das iſt richtig: hinterher iſt die Genugtuung der Tugend groß, die achtzehn Franken für den Spieltiſch geſpart hat.

Von der Pracht und Herrlichkeit des Kaſinoplatzes auf Monte Carlo möge ein anderer

handeln. Ich für mein Teil finde ihn allzu prächtig und allzu herrlich. Mir fehlt der Sinn für Pompositäten ohne lebendigen Geschmack. Dagegen habe ich mit Signora recht andächtig und entzückt die Auslagen einiger Pariser Putzmachergeschäfte bewundert. Beim Andenken der verliebten kleinen Müsette! — meine Frau hat recht: diese Pariser „Schurkerinnen" (so heißt in toscano-tedesco das Femininum von Schurke) haben mehr als Talent, haben Genie. Aus ein bißchen Sammet oder Seide, Spitzen oder Tüll, Stroh oder Pelz, mit ein paar Blumen, Schleifen, Rüschen, Federn wirken sie ästhetische Wunder. Diese Hüte haben den Reiz von Improvisationen geistreich geschmackvoller Menschen. Es haftet ihnen nichts vom Geiste der Schwere an, keine Steifheit, keine Absichtlichkeit. Es ist Grazie mit Witz; Esprit, der Phantasie hat; Geschmack, der es bis zur Poesie bringt. Ein fabelhaft sicherer Sinn für Form und Farbe unternimmt die frechsten Wagnisse bis hart an die Grenze des Möglichen, ohne doch je etwas hervorzubringen, das nicht als Kunstwerk von Distinktion wirkte. Selbst das Höchste in der Kunst bringt er zuwege: reine Einfalt ohne Banalität. Wir sahen einen Hut, der eigentlich nichts war als ein umgestülpter Topf aus rotem, weißem und schwarzem Sammet. Es ist ganz unmöglich, zu sagen, warum dieses Ding nicht etwa plump oder komisch, sondern schlechterdings hinreißend schön aussah. Das

Geheimnis seiner Schönheit lag wohl darin, daß die Linien seines Umrisses sowohl wie jede Falte des Stoffes von Fingern gebildet waren, die genialer Eingebung des Momentes folgten, nachdem das Ganze zuvor innerlich von der Künstlerin gesehen worden war.

Es begreift sich leicht, daß meine Frau den lebhaften Wunsch hegte, einen solchen Hut zu besitzen, und ich den noch lebhafteren, sie in einem solchen Hute zu sehen. Daß aber ein deutscher Dichter, und er sei gleich, wie ich, noch mehr Geschäftsmann als Dichter, nicht in der Lage ist, seiner Frau ein derartiges Kunstwerk, die Verkörperung des ästhetischen Genies einer traditionell ästhetischen Rasse, zu kaufen, leuchtet ohne weiteres ein.

Unsre Begierde, die Bank von Monte Carlo zu sprengen, wurde zur wilden Leidenschaft. Kaum, daß ich noch Blicke für die eleganten Ambassadricen der Venus von Paris hatte; kaum, daß meine Frau noch Andachtskraft für die Auslagen der großen Schneider aufzubringen vermochte: das Gold läutete uns in seinen Tempel; wir folgten der großen Glocke. (Ich rühre die Pauke des Pathos. Wenn sie ledern klingt — ist es meine Schuld?)

Das Leben in den Spielsälen der Monaco-Aktien-Gesellschaft, deren Dividenden so gewaltig sind, wie es unsre Hoffnung war, sie durch einen phänomenalen Gewinn zu schmälern, ist zum Glück schon so oft und mit so glühen-

den Farben geſchildert worden, daß ich mir die Mühe erſparen kann, ein Gemälde davon zu entwerfen. Ich laſſe es um ſo lieber bleiben, als ich weder die flackernden Augen der verzweiflungsvoll ihr Letztes auf eine Karte ſetzenden Spieler, noch das müde Lächeln der Verſpieler von Rieſenvermögen, noch die grauſame Verkniffenheit in den erbarmungsloſen Augen des Croupiers bemerkt habe. Ich ſah es nicht, weil ich lediglich auf die dicken Fünffrankenſtücke guckte, die ich, gänzlich unbekannt mit den Regeln des Spieles, irgendwohin ſetzte, wo gerade Platz war. Ich hörte „Faites votre jeu, messieurs“ und „rien ne va plus“; und die Kugeln tanzten; und es roch wie in einem Parfümerieladen. Und das ging eine Weile ſo hin, bis ich fünfzig Franken verloren hatte und die Stimme meiner Frau vernahm, die da lautete: „Du haſt gar keine Ahnung von der Sache. Laß mich machen!“

Sie hatte nämlich, während ich im Intereſſe unſrer Finanzen raſtlos tätig geweſen war, verſucht, den Sinn der Figuren und Nummern zu ergründen, die auf dem grünen Tuche zu ſehen waren. Und nun fing ſie an, mit Ueberlegung zu tun, was ich völlig unüberlegt getan hatte. Mit anderen Worten: ich hatte geſpielt — ſie: berechnete.

Wenn Fortuna nicht ein ganz albernes Frauenzimmer wäre, das keine Idee davon hat, worin ihr Weſen eigentlich beruht: nämlich im Unberechenbaren, das ich mit dem Inſtinkte

des Schickſalskundigen kühn und groß herausgefordert hatte, ſo hätte ſie meine Frau ſofort durch andauerndes Einziehen ihrer Fünffrankenſtücke beſtrafen müſſen. Statt deſſen bereitete ſie ihr den Triumph, ſie die fünfzig Franken wiedergewinnen zu laſſen, die ich verloren hatte.

Ich wußte nicht, ob ich mich darüber freuen oder ärgern ſollte. Denn, wenn es zwar erfreulich war, den Spielfonds wieder beiſammen zu haben, ſo war es doch auch ärgerlich, dies mit einer Einbuße an Autorität zu bezahlen.

Indeſſen: würdelos, wie man nun einmal wird, wenn man, wie ich, den Sinn auf das Materielle zu richten gewöhnt iſt, freute ich mich ſchließlich doch, indem ich im geheimen hoffte, die verlorene Autorität auf anderem Wege wieder zu gewinnen.

Meine Frau aber ſetzte mit Ueberlegung weiter. Einmal ſogar zehn Franken. Und gewann immerzu. Es kam der Augenblick, wo unſer Spielfonds verdoppelt war.

„Siehſt du?“ ſagte ſie und lächelte ſo infam, wie ich es ihr niemals zugetraut hätte.

„Was denn?“ entgegnete ich kühl.

„Duecento lire!“ erwiderte ſie, — der Moment war zu erhaben, als daß ſie ihn nicht toskaniſch hätte verklären müſſen.

„Wenn's weiter nichts iſt!?“ warf ich verächtlich hin.

Da ſetzte ſie, gereizt und kühn, fünfzig Franken auf einmal.

Ich dachte nicht anderes, als ſie ſei im Glückstaumel übergeſchnappt, und ergriff eines der unheimlichen Schiebeſtäbchen, den Wahnwitz aufzuhalten, die fünfzig Franken zurückzuſcharren. Da krähte der glatzköpfige Croupier aber auch ſchon los: Rien ne va plus, und die ſchickſalträchtige Kugel hopſte wie beſeſſen in der Roulette.

„Du biſt verrückt“, ſtöhnte ich, von dem Rechte des Ehemanns, grob zu ſein, ſkrupellos Gebrauch machend.

Die Kugel ſtand ſtill.

Mein Herz auch.

Der Croupier ſcharrte geſchickt und gelaſſen die Unglückshäufchen von Fünf- und Zehnfrankenſtücken zu ſich heran, denen die Kugel Pech gehopſt hatte.

Gleich wird ihr Häufchen auch beim Teufel ſein, dachte ich mir und verfluchte den weiblichen Leichtſinn.

Da: ping, ping, ping, ping ließ er Goldſtücke auf das Häufchen regnen; lauter Napoleondors; eine unglaubliche Menge.

In dieſem Momente bewies meine Frau wahre Seelengröße.

Sie machte, ruhig, als ſei es ihr ein gemeiner Anblick, Goldſtücke dutzendweiſe um ſich zu verſammeln, ihren Pompadour auf, kramte darin herum, als ſuchte ſie etwas, entnahm ihm ihr Taſchentuch, wiſchte ſich am Näschen, legte das Tuch hinein, placierte den geöffneten

Silberbügel des Pompadours am Rande der Tafel und ließ mit unglaublich gut gespielter Gleichgültigkeit, den Goldstrom hineinplätschern.

Dies getan, stand sie nicht ohne Majestät auf und sagte zu mir: „Ich glaube, unsre letzte Trambahn muß gleich abgehn."

Es ist unglaublich, aber nichts als die reine Wahrheit· sie wollte sich mit ihrem Raube auf den Yankeedoodle zurückziehen.

„Wir haben genug", erklärte sie. „Ich weiß nicht, wieviel ich gewonnen habe, aber: es ist genug. Wenn ich jetzt weiter spiele, verliere ich."

Ich hatte die dunkle Empfindung, daß sie recht hatte; daß sie wirklich die Stimme des Schicksals in sich vernahm: daß es also vernünftig war, was sie sagte. Und ich wollte sie schon am Aermel nehmen und mit ihr fortgehen — direkt zu dem himmlischen Hute drüben.

Da ging ein Rauschen durch den Saal, ein Flüstern, das zu einem Surren von Stimmen wurde, und ein Rascheln von vielen, vielen seidenen Frauenkleidern.

„C'est Théodore!" hörten wir rufen. „Théodore! Théodore! Cinquante mille! Soixante! Théodore!"

Wir sahen uns um und genossen den Anblick von gut drei Dutzend aufgeregter Damen verschiedenen Alters, aber gleichen Metiers, die, Eisenfeilspänen gleich, wenn der Magnet sie in seine Sphäre gezogen hat, allesamt auf einen Punkt zuschossen: in den Nebensaal zu einem

anderen grünen Tiſche, wo ein unangenehm ſchöner junger Herr ſtand, durchaus und ausſchließlich damit beſchäftigt, Tauſendfrankennoten in ein enormes Portefeuille zu ſtopfen.

„Redner wird beglückwünſcht," ſagte ich zu meiner Frau.

„Glaubſt du wirklich, daß er fünfzig-, ſechzigtauſend Lire gewonnen hat?" ſagte ſie.

„Nach der Ovation zu urteilen, die ihm Fortunas Kuſine, die eiferſüchtige Venus, bringt, gewiß. Du kannſt dich darauf verlaſſen, daß er dieſen Tag nicht als Einſiedler beſchließen wird", ſagte ich.

„Dieſe Unanſtändigkeiten intereſſieren mich garnicht", ſagte ſie.

„Ich finde es gar nicht unanſtändig, ſechzigtauſend Franken zu gewinnen, und bin jeden Augenblick zu der gleichen Unanſtändigkeit bereit", ſagte ich.

„Ich auch", ſagte ſie, und ging in den Nebenſaal zu dem anderen grünen Tiſche.

Sie hatte es ſehr bald heraus, daß es dort in Einſatz, Gewinn und Verluſt erheblich anders kleckte, als bei unſrer zahmen Roulette.

„Ich glaube," ſagte ſie, „wir verſuchen es einmal hier."

„Aber", ſagte ich, „ich denke, du haſt kein Glück mehr?"

„Dort!" ſagte ſie; „hier iſt es etwas anderes. Wie du ſiehſt, muß man hier mindeſtens zwanzig Lire ſetzen."

Ich ſah ein, daß das in der Tat etwas ganz anderes war, und erhob keinen eheherrlichen Einſpruch. Nur machte ich zur Bedingung, daß auch ich in Théodores Spuren wandeln durfte.

„Doppelt genäht hält beſſer, weißt du ..."

„Ja, wenn du nur eine Ahnung vom Nähen hätteſt."

„Ich? Bitte: Im Trente et quarante habe ich vor zehn Jahren einmal zweihundert Franken gewonnen."

„Und ſie wieder verloren, weil du nicht zur rechten Zeit aufhörteſt."

„Aber heute habe ich zwei große Beiſpiele vor mir: dich und Théodore."

„Wenn du mir verſprichſt, aufzuhören, ſobald du fünftauſend, — nein: viertauſend, — nein: wenn du dreitauſend Franken gewonnen haſt ..."

„Selbſtredend."

Sie ließ mich einen Griff in den Pompadour tun, und ich begab mich mit einer Fauſt voller Goldſtücke zur anderen Seite des Tiſches.

Ich war wirklich vom Glück begünſtigt: eben, als ich erſchien, ſtand eine dicke Dame auf und fluchte etwas Polniſches.

Haſt du verloren, mein Täubchen, dacht ich mir, ſo iſt die Wahrſcheinlichkeit um ſo größer, daß ich auf dieſem Platz gewinnen werde.

Ach, — ich bin immer ein ſchlechter Mathematiker geweſen: auch dieſe Wahrſcheinlichkeitsrechnung ſtimmte nicht.

Andere Leute gewinnen wenigſtens anfangs

und verlieren das Gewonnene nur infolge ihrer Willensschwäche, weil sie nicht aufzuhören wissen und blind und blöde die Schwelle überschreiten, die aus dem Gewinnen ins Verlieren führt: ich aber verlor von Anfang an, unaufhörlich, immerzu, ohne Unterlaß und Unterbrechung.

Da ich von Mal zu Mal die Einsätze verdoppelte, ging es sehr schnell; ich darf wohl sagen: rapid. Die Sache hatte nicht den mindesten psychologischen Witz. Es war eine ganz blödsinnige Wiederholung von Niederträchtigkeiten.

Angeekelt von einem Schicksal, das keine Nuancen kennt, schob ich den Stuhl zurück, aufzustehen. Es blieb mir auch nichts anderes übrig, denn nicht der Schatten eines Napoleondors war mehr in meinem Besitze.

Ich hörte im zermarterten Geiste bereits die Reprimanden von Madame und trug Bedenken, mich der großen Gewinnerin zu nähern, als ich, aufstehend und mich umwendend, sie mir gegenüber sah.

Ich senkte den Blick.

Als ich ihn erhob, sah ich, daß der ihrige noch nicht den Mut aufgebracht hatte, sich zu erheben.

Ich wußte genug.

„Hast du noch Geld zur Trambahn?“ fragte ich.

„Wir können sogar noch Abendbrot essen“,

ſagte ſie, „und ein paar Anſichtspoſtkarten wegſchicken.“

„Es gibt welche mit Schmähungen auf Albert I., Honoré Charles, Fürſten von Monaco“, ſagte ich.

„Die nehmen wir“, ſagte ſie.

III.

Von unſerem Schweizer Steward, der gerne ein Hund hätte ſein mögen; von einem langen Amerikaner, der kein Staatsanwalt war, — und einiges Dazwiſchenliegende. Von einem berühmten Ausſtattungsſtücke, in dem richtige Palmen, aber keine richtigen Menſchen vorkommen; von einer Dame, die weiblichen Geſchlechtes war, — und einiges Dazwiſchenliegende. Von einem Kellner, der ein Kulturſchauſpiel gab; von ein paar italieniſchen Erdarbeitern, die bloß Hunger hatten, — und einiges Dazwiſchenliegende.

Unſer Kammerſteward war ein hübſcher Schweizer Burſch mit verflucht geſcheiten Augen und eigentlich gar kein Steward, ſondern ein Kanzleiſchreiber, der in Mailand ſogar an einer Bank angeſtellt geweſen war. Er hätte Karriere machen können, wenn es nur nicht ſo langſam zuginge beim Karrieremachen. Und dann, was ein richtiger Schweizer iſt, der will nicht bloß immerzu Aktenſtöße, Tintenfäſſer

und Federhalter, ſondern die Welt ſehen. Alſo ging unſer Freund zu Schiffe nach Amerika. Chaibe! Chaibe! Dort iſt es gar nit luſtig g'ſi. Ja, wenn einer Geld hat, dann freilich! Aber ſo . . Chaibe! Chaibe! Er hat den Schiffsjader gemacht, den Tellerwaſcher, iſt zum Kellner avanciert, ſchließlich ſogar beinahe Hotelportier geworden. Aber ſo hoch wollte ſein Ehrgeiz gar nicht hinaus. Ihm war es genug, mit ein paar Fränkeli im Sack und einem anſtändigen Gewand wieder nach Hauſe zu können, wenn auch nicht gerade als geſtellter, ſo doch als gereiſter Mann. Aber einfach als Zwiſchendecker? — nein: als Steward. Wozu hatte er das Servieren und Trinkgeldernehmen gelernt? Und es mußte ein Schiff ſein, das Umwege machte, möglichſt große, damit noch ein bißli Welt dabei abfiele. So kam ihm denn der Yankeedoodle gerade recht mit ſeinem „Grand Winter Cruise to Madeira, Spain, the Mediterranean and the orient, — a cruise of seventy-nine days duration to the most interesting countries in the world". Die intereſſanteſten Länder der Welt, — das war etwas für unſeren Schweizer. Dafür wollte er gerne Stiefel wichſen, Betten machen, Teller ſchwenken und was ſonſt noch Stewardspflichten ſind. Ließ ſich alſo anmuſtern und fuhr los, höchſt begierig auf die oriental wonderlands. Aber ach: auch die ſind nur für die zahlungsfähigen Gäſte des ſchwimmenden Hotels, nicht für das dienende Geſinde

da. Nur wer ſich auf den Liegeſtühlen der Ozean-Komfort-Kompagnie genügend dazu hat ausruhen können, um die Strapazen der Landausflüge friſch zu beſtehen, darf die Wunder des Orients anſchauen; wer ſich ſtatt deſſen mit gemeiner Arbeit abgab, ſoll, um nicht aus der Umgebung zu kommen und an Arbeitsfreudigkeit einzubüßen im Anblick von Schönheiten, die nun mal nicht für den Arbeitspöbel da ſind, an Bord bleiben und weiter ſchuften. Schuften? Nein: cavalieren; denn „Arbeit adelt", ſagt Detlev Freiherr von Liliencron. Ein ſehr verſchmitztes Wort. Es verleiht dem Arbeiter koſtenlos (auch für den Verleiher) den Adel und würde damit gewiß die ſoziale Frage löſen, wenn der Arbeiter nicht ſo würdelos dächte, auf den Adel zu pfeifen. Mein Schweizer zumal, als Republikaner, hätte herzlich gerne auf ihn verzichtet, wenn er dafür ein bißchen Genuß gekriegt hätte. Er war durchaus der Meinung, daß Arbeit nicht ſchändet; ja er rühmte ſich geradezu der niederen Arbeiten, die er verrichtet hatte. Aber er fügte hinzu: bloß arbeiten und zuſehen, wie ſich die anderen amüſieren, ſei auf die Dauer eine verfluchte Geduldsprüfung. „Wenn ich mich doch nur in einen Hund verwandeln könnte," ſagte er, „um hinter den Herrſchaften herzulaufen, wenn ſie alle die Wunderdinge ſehen!" Dieſer Gedanke verblüffte mich, weil er mich an eine glänzende Novellenidee erinnerte, die mir Felix Salten

einmal mitgeteilt hat. Aber er ergriff mich auch. Denn das war wie ein Schrei; und ich fühlte: wer so empfand, der war es wert, zu sehen, wonach er sich so ingrimmig sehnte, und er mußte scheußlich leiden als Ausgeschlossener.

Es war ein Herr an Bord, mit dem ich mich gerne über diese Dinge unterhalten hätte: ein sehr langer, dürrer Herr mit glattrasiertem Gesichte, in dem sofort der sehr große, aber dennoch feine, scharfe Mund auffiel; der Mund eines Redners, Anklägers — entweder eines Staatsanwalts oder Demagogen. Der Kabine nach, die der Longinus innehatte, einer der teuersten auf dem Yankeedoodle, entschied ich mich für Staatsanwalt, bis ich erfuhr, daß der Herr einer der mächtigsten Redner der nordamerikanischen Sozialdemokratie sei. Und deshalb hätte ich, wäre meine Scheu vor dem veramerikanisierten Englisch nicht gewesen, gerne mit ihm darüber gesprochen, wie es seine Partei anzustellen gedenkt, daß man die Arbeit nicht bloß mit schönen Redensarten abspeist, sondern ihr reelleren Lohn verschafft, und zwar nicht allein genügend Brot (was sie, auch mit Beilage, sich bereits selber zu verschaffen weiß) und allerhand Freiheiten: zu reden, zu drucken, zu streiken usw. (an denen es auch nicht fehlt), sondern auch die Möglichkeit, an den feineren Genüssen teilzunehmen, ohne die das Leben schließlich, auch wenn es fett ist, doch bloß ein armseliger Quark bleibt. Die Weisheit Grill-

parzers (die auch Goethes Weisheit war):

Ein jeder treibt, wozu er ward,
So will's ein ew'ger Schluß:
Hephäſten ſteht die Arbeit wohl,
Cytheren der Genuß,

iſt zur wohlfeilen Schlauheit derer geworden, die ſich beim Genuſſe nicht ſtören laſſen wollen durch die Zaungäſte aus der Tiefe. Nicht bloß Begehrlichkeit iſt wach geworden, ſondern Bedürfnis. „Die Unzufriedenheit wächſt," iſt zwar ein Gemeinplatz, und man kann, wie an allen Banalitäten, ſeinen Witz daran üben, ohne ſich in ſonderliche Unkoſten des Geiſtes zu ſtürzen, aber doch mit dem ganz ſicheren Effekte, für einen ſtarken Geiſt gehalten zu werden. Was hilft's aber? Er wird, wie ein Fettfleck, immer größer, und ſchließlich iſt das ganze ſchöne Tafeltuch der ſicher Schmauſenden von ihm ſo unſäuberlich bedeckt, daß es für Leute von einigem Sauberkeitsbedürfnis gar kein Vergnügen mehr iſt, mitzutafeln.

Irgendwo bei Wedekind findet ſich der Gedanke, daß zum beſſeren Gefühle des Reichtums auch der Bettler am Portale gehört. In Rainer Maria Rilkes „Stundenbuch" aber heißt es (dem Sinne nach), daß heute die Reichen nicht mehr reich, die Armen nicht mehr arm ſind. Beide Gedanken gehören zuſammen, obwohl der eine nach einem Kardinal aus der italieniſchen Renaiſſance, der andre nach orientaliſchem Chriſtentum ſchmeckt. Es gibt nicht

mehr ſolche Reiche im Wedekindſchen Sinne, und es gibt im Rilkeſchen Sinne überhaupt keine richtigen Reichen, keine richtigen Armen mehr: weil das Chriſtentum als wirklich beſtimmende Macht abgewirtſchaftet hat. Die Lehre Jeſu war eine frohe Botſchaft für die Armen geweſen, aber, da Jeſus wirklich die Liebe war, ſo ließ ſich aus ſeiner Lehre mit Leichtigkeit eine Religion ableiten, die es auch den Reichen recht machte. In ihr funktionierte der Wedekindſche Bettler am Portale (wenn auch nicht im Sinne Wedekinds) tadellos und war dabei auch ſeinerſeits in vortrefflicher Gemütsverfaſſung. Die große Kunſt des Orients, Religionen zu ſchaffen, die, realiſtiſch und idealiſtiſch zugleich, Genuß und Hoffnung in der Gleichſchwebe halten: den Mächtigen erlauben, mit Glanz mächtig zu ſein, und den Ohnmächtigen eine Art Wolluſt der Ohnmacht beſcheren, hatte ſich wunderbar bewährt. Die Griechen, ehedem das Bollwerk des Weſtens gegen den Orient, wurden durch das Chriſtentum zu Orientalen. Rom, nicht ſo völlig überwunden, mußte doch, um wenigſtens über die Geiſter mächtig zu bleiben, paktieren (was es mit dem ganzen Geſchicke ſeiner Begabung für bona pacta tat); und ſelbſt die ſiegreich heranpolternden weſtlichen Barbaren, die germaniſchen Bären voran, ſogen den ſüßen Dampf der orientaliſchen Weihrauchkörner mit ſoviel innigem Behagen ein, daß das ganze Innere ihres

Volksweſens auf gut ein Jahrtauſend hin verräuchert worden iſt. Auch heute ſchmeckt die germaniſche Seele noch deutlich nach dem orientaliſchen Räucherwerk des Chriſtentums, aber ſchon ſeit Luther riecht spiritus teutonicus merklich mit hinein, und von einer angenehmen Benebelung kann längſt keine Rede mehr ſein. Der Orient hat ſeine Macht verloren. Seine Wunder ſind Ruinen. Aegypten, Syrien, Paläſtina, Byzanz, Griechenland: Muſeum, nicht mehr palaestra; Studienobjekt, nicht Leben; Peripherie, nicht Fokus. Und nun muß der Weſten Erſatz ſchaffen für die immer mehr verduftende Religion aus dem Oſten. Die große Unzufriedenheit iſt da — es fehlt nur noch der große Menſch, der diesmal vermutlich nicht mit der großen Liebe, ſondern mit dem großen Zorne kommen wird. Die Sozialdemokratie freilich will uns glauben machen, es bedürfe im XX. Jahrhundert keines Heilandes mehr: die Maſſe ſelber werde das Heil herbeiwalzen — langſam, aber ſicher. „Mahle, Mühle, mahle!“ Aber der Wille zur Tat pflegt nicht ſo langmütig zu ſein. Er ſammelt ſeine Kräfte in Millionen Machtloſen, um ſie, wenn die Zeit gekommen iſt, in einem genialen Temperament machtvoll zu vereinigen: dem Helden. Der, der einmal ſein Vater ſein wird, ſehnt ſich jetzt vielleicht beim Ausbürſten der Unterröcke einer Sen-Sen kauenden Miß danach, nachts heimlich ein Boot heranzu-

rufen und ſich an einem Tau hinabzulaſſen, um wenigſtens bei Nacht die Wunder des Orients kennen zu lernen. Der mächtigſte Redner der nordamerikaniſchen Sozialdemokratie wird derweile ruhig in ſeiner Luxuskabine ſchlafen, neue Kräfte zu ſammeln für gewaltige Reden, die das Heil der Organiſation predigen und die alleinſeligmachende Kirche der Partei, außer der nichts gedeiht, als fruchtloſes ohnmächtiges Wüten. Er ruhe ſanft: auch er ein Johannes. wenngleich er ſich nicht von Heuſchrecken nährt Denn Wüſtendiät oder härenes Gewand ſind gewiß nicht das Weſentliche an einem, der den verkündet, der da kommen ſoll. Ja, man kann ſogar ein Johannes ſein, ohne an einen Jeſus zu glauben. Solcher Johanneſſe gibt es heute viele. Sie werden einen heilloſen Schrecken erleben, wenn ſtatt der Sache, die ſie verkündet haben, ein Menſch kommt.

Ich für mein Teil glaube an dieſen Menſchen, ohne daß ich mich zu den Johanneſſen zähle, die an „ſeine" (nämlich ihre) Sache glauben. Ich glaube vielmehr, daß er dieſe Sache genau ſo als Held traktieren wird, wie jede andre. „Gebet Raum dem Zorn!" wird ſein Ruf ſein, und er wird ſicherlich mit dem Schwert kommen. Und es wird eine Weile ſehr ungemütlich, aber gar nicht langweilig ſein. Das Leben wird wieder einmal billig im Preiſe ſtehen, und es wird Kommerzienräte geben, die mit Witz und Anſtand zu ſterben wiſſen: vielleicht mit

einem Verſe von Stefan George auf den Lippen (was ſchon ſehr witzig wäre). Der eine Held wird viele Helden machen: rechts und links; aber die Löwen der äſthetiſchen Salons mit den gebrannten Mähnen werden zu ganz, ganz kleinen Pintſcherchen werden und ſich hinterm Nachttopf ihrer Anbeterinnen verkriechen: denn die Blutloſen können kein Blut ſehen. Gelten und walten wird die Gewalt der Vergeltung ohne alle Gerechtigkeit im kleinen, denn alles Perſönliche wird Bagatellſache ſein in dem großen Prozeſſe der Maſſenrache.

✿

Yankeedoodle, wohin haſt du mich geführt mit deinen beiden Schloten, deren einen ich Elend, den andern aber Ueberfluß taufte?

Kehre zurück ins Gemütliche, o Doppelſchraube, und alles iſt verziehen!

✿

Das Reiſebureau wollte uns verlocken, eine Geſellſchaftsfahrt im Automobil mitzumachen, die die herrlichſten Punkte der unbeſchreiblich ſchönen Riviera abſchnaufen ſollte. Aber wir ſind weder für Geſellſchaftsautomobile, noch für die unbeſchreiblich ſchöne Riviera eingenommen. Sobald das Automobil zum Omnibus wird, verliert es jeden Reiz für uns, und eine mit Palmen friſierte Natur, die überdies mit protzigen Villen im ſchlechteſten modernen Geſchmack beſteckt iſt,

wie die Frisur einer Demimondaine minderen Grades mit falschen Schildpattkämmen aus Zelluloid, mißbehagt uns gar heftig. Wir hatten das auf dem Wege zu unserer Niederlage am grünen Tische schon genügend gesehen; Theater, Kulisse, hergerichtet für das Publikum des gegenwärtig in den besseren Kreisen so sehr beliebten Ausstattungsstückes: Riviera oder der Frühling im Winter. Es ist ein leeres, verlogenes Stück ohne alle poetischen Qualitäten, gerade gut genug für Menschen, die weniger empfinden, als, ganz äußerlich, sehen, und weniger noch sehen, als gesehen werden wollen. Gegenwärtig spielt dabei die Hauptrolle das Automobil. Die schönen Wagen, allesamt geschlossen, weil der eine den andern in Staubwolken hüllt, rasen wie die Verkörperung der Tobsucht wild besessen hintereinander her. Eine wunderbare Kraft jammervoll mißbraucht. Stupor! Stupor!

Wir fuhren mit der Trambahn nach Nizza. Eine etwa fünfzigjährige französische Dame saß mit einer etwas jüngeren uns gegenüber. Ich machte von der gütig gewährten Erlaubnis meiner Frau (die auf Reisen nicht so ist) Gebrauch und verliebte mich in sie. Wie reizend war sie aber auch! Wie lebhaft, munter, elegant! Und ihr Französisch klang wie tongewordener Esprit. Auch ein bißchen kokett war sie noch, aber es war die Koketterie, die fünfzig Jahren noch wohl ansteht. Sie war ganz Dame und doch Natur: eine weibliche Dame.

Wie angenehm das ist. Ich war sehr glücklich darüber, daß sie meiner Frau genau so gut gefiel wie mir. Grazie, Signora!

Nizza hat das Kunststück fertig gebracht, aus lauter Hotels eine Stadt zu bilden, und noch dazu eine amüsante Stadt. Das Vorbild liegt natürlich an der Seine. Einen Pariser Boulevard hat man tel quel herübergenommen. Und es fehlen auch nicht die Pariser Boulevardtypen, als da sind: mustergültige Kokotten jeden Genres (doch keine Midinetten; für die ist das Pflaster zu industriell); ernsthaft elegante ältere Viveurs von schon beinahe geistreichem Aeußern, weil sie den Stil des großen Dégouts brillant markieren; Offiziersaspiranten des taggültigen Geschmacks mit noch zu absichtlicher Korrektheit, aber doch montmartrehoch stehend über unseren dilettantischen, pseudobritischen Snob-Dandys; zweifelhafte Gentilhommes mit der gewissen Unsicherheit in den allzu begehrlichen Augen und in den Bewegungen wider Willen eine latente Brutalität verratend; Engländer mit den Eroberterschritten; deutsche Offiziere in Zivil mit dem unaustilgbaren Parademarsch im allzu strammen Leibe; die drolligen kleinen Rentner aus der französischen Provinz, halb Neugier, halb moralische Mißbilligung; und, sieh da, sie da Timotheus: auch der junge Herr Poet aus dem Kaffeehause, der selbst mit langen Haaren nicht wie ein Tapezierergehilfe, sondern ganz richtig wie ein Dichter nach dem Herzen junger Mädchen aussieht,

obwohl er, dem Zeitgeiſte Rechnung tragend, ein Monokel trägt.

Wir fanden das alles ſehr hübſch, und meine Frau war klug genug, ſich das Vergnügen daran nicht durch den Anblick des immerhin etwas ſonderbar anmutenden Denkmals verderben zu laſſen, das (nicht Nizza, denn Nizza gibt's offiziell nicht mehr, ſondern) „la ville de Nice à la France" errichtet hat. (Ob wir ein Denkmal erleben werden mit der Aufſchrift: „Die Stadt Straßburg dem Deutſchen Reiche"? Kaum. Das Elſaß, der alten deutſchen Kultur zugehörig und durchſetzt mit vielen und ſchönen Elementen der franzöſiſchen, wird dem Reiche ſo lange nur angegliedert ſein, als dieſes Reich weſentlich preußiſchen Geiſt atmet. „Der Norden, ach, iſt kalt und klug." Und der Nordwind ſtreng. Lauter Eigenſchaften, die ſchwer Liebe erregen, zumal wenn ſie hochfahrend auftreten. Ich habe mich auf dieſer Reiſe überzeugt, daß dieſes oft geradezu karikaturhaft wirkende hochnäſige Gebaren von Vertretern der preußiſchen Hegemonie im Grunde auf einen Mangel an feinerem Formſinn zurückzuführen und meiſt „gar nicht ſo gemeint" iſt; aber was hilft das? Der einzelne mag ja, wenn er dahinter kommt, verſöhnt werden (obwohl ein gewiſſer Widerwille bleibt), aber das Volk ſchließt aus dem Aeußeren und lehnt ab, wo es nichts als Ablehnung gewahrt. — Nebenbei: Merkwürdig, daß das

nuancenloſe Entweder-Oder des preußiſchen Weſens ſich ſchon in den preußiſchen Farben, dieſem harten Nebeneinander: Schwarz-Weiß ausdrückt. Möge auch das hinzugekommene Rot eine ſymboliſche Bedeutung haben. Denn wenn es die Farbe der Liebe iſt, iſt es wohl auch die Farbe der Liebenswürdigkeit, und das iſt eine Eigenſchaft, um deretwillen, wie es die Sympathie beweiſt, deren ſich die Franzoſen zu erfreuen haben, viel verziehen wird.)

Für die große, einfache Linie echter Architektur ſcheint auch in Nizza, wie an der franzöſiſchen Riviera überhaupt, kein günſtiger Boden zu ſein. Der geſchwollene Reichtum, der hier baut, tobt ſich in Geſchwollenheiten aus, die auch in glitzerndem Marmor höchſt unerfreulich anzuſehen ſind. Die ſimpelſte Villa in Toskana zeigt mehr Größe und Vornehmheit. Die Medicis, die doch gewiß nicht weniger große Herren waren als die Leute, die ſich heute ein Haus an der Promenade des Anglais in Nizza leiſten können: welche ſchöne Zurückhaltung legten ſie an den Tag, wenn ſie bauten. Hier aber kreiſcht alles, und es iſt ein ewiges Pochen auf das Portemonnaie. Reichtum, der blödſinnig geworden iſt, ſtatt Majeſtät zu werden.

Zum Karneval ſahen wir nur die Vorbereitungen: die Ehrenpforte und die via triumphalis des jokoſen Prinzen, der auf gewaltigen Plakaten als der gnädige Souverän von Nizza bezeichnet war. Ich fürchte, auch er iſt keine

echte Majeſtät von Humors Gnaden, ſondern nur ein armer Lohn-Narr, der ſo tun muß, als ſei er vor Uebermut närriſch geworden. Was iſt ein Karneval ohne Volk? Kann es ſehr luſtig zugehen, wo man nach Programm närriſch iſt? Ich glaube, daß es auf dem Karneval von Nizza ſehr bunt und koſtſpielig zugeht, aber gar nicht luſtig. Ein gemanageter Faſching, — Gott bewahre mich!

So waren wir gar nicht betrübt darüber, dieſe Glanznummer des Riviera-Ausſtattungsſtückes entbehren zu müſſen, und beſchloſſen, dafür eine der Stätten zu beſuchen, wo ſich das Logen-Publikum dieſer Vorſtellung auf ihren Genuß vorzubereiten pflegt durch Einnahme von Mahlzeiten, die uns ein erfahrener Kenner als „abſolut erſtrangig“ bezeichnet hatte. Nun kann das moderne Adjektivum „erſtrangig“ einem den ſchönſten Appetit verderben, aber um ſo ſicherer, ſchloſſen wir, würde es ſich dann herausſtellen, ob die berühmte Küche des Reſtaurants du Helder-Armenonville ihren hohen Ruhm verdient. Kein Wort darüber: ſie iſt eines geſchmackvolleren Adjektivums würdig. Nur im Savoy-Hotel in Kairo ſind uns Meiſterwerke der Kochkunſt von gleicher Vollendung aufgetiſcht worden. Und dabei haben wir uns nicht einmal auf Fineſſen eingelaſſen, ſondern mit dem ordinären Tagesmenu begnügt. (Denn der Geiſt der Hybris war aus uns gewichen ſeit unſerm Débâcle

in Monte Carlo.) Aber ganz ausgeschlossen vom Genusse des höchsten Raffinements blieben wir doch nicht: wir durften es als Schauspiel genießen. Da es gratis war und ich mir von Unbekannten nicht gerne was schenken lasse, will ich versuchen, es nachträglich in klingender Hexameter-Münze abzubezahlen. Auch widerstrebt der außerordentliche Gegenstand gemeiner prosaischer Behandlung. Und somit: Singe mir, Muse!

Siehe, am Nebentische erschien hochherrlich ein Ober-,
Nein: ein Ueberkellner erschien: ein Cherub im Fracke,
Ganz untadelig schön, gemessen in jeder Bewegung.
Feierlich trug er einher, streng wagerecht haltend die Hände,
Während die Beuge des Armes fest lag am Einschnitt des Leibes,
Silbern ein tiefes Kasserol, bedeckt von knausiger Stürze.
Dieses Gefäß, lautlos, aufstellte er silbernem Dreifuß,
Brachte dem Weingeist nahe die gelblich weinende Kerze
Und entzündete so die schlangenäugige Flamme.
Wartend, die goldene Uhr in der Hand, stand still eine Weile,
Völlig im Banne des Amts, das ihm Würde verlieh und Trinkgeld,

Gänzlich der Welt entrückt, der Trägen des schößigen Frackes.
Nun aber hob er die Stürze und fuhr mit der silbernen Gabel
Sicher hinein in den Bauch der mäßig erhitzten Kasserolle.
Sieh und er brachte ans Licht eine speckumhäutete Schnepfe,
Löste den Speck rund ab und legte den leckeren Vogel
Lind, wie die Mutter das Kind hinlegt auf schimmerndes Linnen,
Rücklings grad vor sich hin und öffnete sicheren Schnittes
Hurtig den Leib des Tiers. Nun wieder die Gabel zu Händen
Fuhr er ins Dunkel hinein und brachte mit spießender Zinke
Blutig Magen und Herz und Lunge und sonst vielleicht noch was
Triefend heraus. Es war, beim Zeus, kein lieblicher Anblick.
Vor sich breitend das Ganze bewarf er's mit reichlichem Pfeffer.
Gab auch Salzes hinzu genügendes Maß und sprühte
Aromatische Säure darauf gepreßter Limone.
Jetzt ergriff er ein Messer und hackte in Stücke der Schnepfe

Würziges Interieur, so daß es ein blutiger Brei ward,
Und vertraute den Brei nochmals dem silbernen Kochtopf,
Wieder entzündend die grünliche Gier des hitzigen Weinsprits.
Aber das übrige auch des unglückseligen Vogels,
Der der Schlinge verfiel, weil allzu lecker sein Fleisch ist,
Ward auf Feuer gebettet in silberner Platte, belegt mit
Buttrig geröstetem Brot. So war ein doppeltes Kochen
Unter dem wachsamen Auge des unvergleichlichen Kellners.
Dieser rückte heran einen Tisch mit vielerlei Flaschen:
Glänzenden Leibern voll Geist, entstanden aus fruchtiger Gärung.
Und zuerst erhob er den dreifach gestirneten Kognak.
Davon weihte ein winziges Glas dem schnepfigen Innern
Höchst bedacht der erfahrene Mann, indes von Madeiras
Süßerem Feuer das doppelte Maß zuführte der Weise.
Und so schmorte in Geist und schmorte in Würze der Blutbrei,

Bis die Kunſt es gebot, hinzuzufügen das andre,
Das indeſſen gediehen zu völliger Gare und braun war.
Zwei Minuten, die Uhr in der Hand, gewährte der Künſtler,
Daß das Fleiſch ſich erfüllte mit Saft und Würze des Miſchbreis;
Dann erhob er den Topf und ſetzte beiſeite den Dreifuß.
Und er lüpfte den Deckel; es kam der lange erſehnte
Hohe, ſublime Moment, da die Naſe genießt. Mit Schweigen
Zoll' ich dem Unſagbaren Reſpekt und künde nur dies noch:
Hoch auf ſilbernem Dreizack hielt der Kellner der Kellner
Frei in der Luft das ambroſiſche Tier und zerlegte es alſo,
Keinerlei Baſis bedürfend, ein Meiſter auch in der Tranchierkunſt.

Wir aber begaben uns, im Bewußtſein, ein Kulturſchauſpiel genoſſen zu haben, das auch zu Luculli Zeiten nicht vollendeter in Szene geſetzt und durchgeführt worden ſein kann, nach Villafranca zurück, wo wir, bis unſer Boot bereit war, einer Schar italieniſcher Erdarbeiter zuſahen, wie ſie ſich zwiſchen zwei Steinen in einem eiſernen Topfe ihre Polenta kochten.

IV.

Von Uebermenſchen und Unterbriten; von der ringsum ſchweigenden Amphitrite und ringsum wartenden Müttern; von Schwulſt und Prulſt; von Korſika und Sachſen; von deutſcher und italiäniſcher Zoologie; von Napoleon.

Von Villafranca bis Syrakus iſt es eine hübſche Strecke: 593 „miles", yankeedoodliſch zu reden. („Seemeilen" würde nach gar nichts klingen.) Man ſagt auch nicht „Dampfer", ſondern „Steamer": „man", d. h. die „ganz Noblichten", um, unter uns Plebs, münchneriſch zu reden. — Sonderbar, daß in Deutſchland die oberen Schichten — es iſt das Fett, das immer oben ſchwimmt — ſtets das Bedürfnis nach einer Art Geheimſprache haben. Erſt war's das Lateiniſche, dann das Franzöſiſche. Jetzt iſt das Engliſche an der Reihe. Es wird ſich, fürcht' ich, lange erhalten, weil es leicht zu lernen iſt. Es fliegt einen an wie der Ruß aus den beiden Yankeedoodleſchlöten. Und dann: es iſt die heutige „Herrenſprache", und als „Herren"

fühlen ſich die „Noblichten“ entſchieden. Man muß nur ſehen, wie ſie ſich den „niederen Raſſen“ gegenüber benehmen. Und die niederen Raſſen fangen ſchon mit den Italiänern an: ſofern dieſe nicht *auch* engliſch angezogen ſind. Doch darüber wird ſpäter zu handeln ſein. (Hier nur dies noch: Die neue Ariſtokratie in Homeſpun ſollte *überhaupt* nur Engliſch reden. Sie ſollte ſich auch durch die Sprache nicht mit dem Volke gemein machen. Nur das zum Kommandieren Nötigſte könnte im Pöbelidiom abgemacht werden. — Man kommt auf abſurde Gedanken, wenn man mit dieſen abſurden Fratzen des Herrenmenſchen in Berührung kommt. Unterbriten ſtatt Uebermenſchen — beim großen Friedrich! —: *das mußte nicht* kommen!)

Fünfhundertdreiundneunzig Seemeilen O Commendatore Senatore Professore Dottore Crocco (klingt nicht der Name ſchon wie ein Befehl: Werde geſund!... ?): welche Menge von Bromſalzen werde ich auf dieſer Strecke aus dem Mittelmeer in mich geſogen haben! Hätte nur nicht das Uebermaß an allzu ſalzloſer Muſik die beſänftigende Bromwirkung immer wieder aufgehoben. Das Meer war ſo himmliſch ruhig: ein Bild der heiligen, großen, ſtillen Kraft. Amphitrite, die „Ringsumrauſchende“, hatte die hübſche Weiberlaune, einmal die „Ringsumſchweigende“ zu ſein. Aber die Schiffsmuſik duldet kein Leiſes: mit geblähten Backen ſtehen die Blechbläſer im Kreiſe und erfüllen die ruhige,

laue Luft mit schändlichem Lärm. Die schlechte Sentimentalität gottverlassener Tondichterlinge blasen sie um sich herum wie den klanggewordenen Uebelruch ranzigen Haaröls, und Amerika und Deutschland an Bord finden diesen groben Unfug allright. Knüpfen sich schon zarte Bande (ach: zarte! ach: Bande!), oder ist es noch bloß Flirt?

Es sitzen die Mütter steuerbordlängs,
Es sitzen die Mütter backbordlängs,
Und alle denken: Wird's was?

O ihr gewaltigen Götter des Meers und Göttinnen: warum laßt ihr euch das so ruhig gefallen? Winde, ich rufe euch auf! Stürme, ich beschwöre euch!

Niederfahrender: Kataigis — komm!
Heftig brausender: Lailaps — komm!
Strobilos, wirbelnder — komm!
Komm, o Wasserhose meiner Sehnsucht: Siphon!

Aber die faulen Schufte liegen und schlafen, wer weiß wo, und denken nicht daran, mir zuliebe den Flirt in Seekrankheit zu verwandeln. Haben sie ihr Griechisch verlernt und sprechen auch sie jetzt Englisch?

Ich zog mich aufs oberste Hinterdeck zurück und sang an meine Frau eine Arie der Verzweiflung hin.

Sie aber sagte: „Du bist ein schlechter Mensch."

„Wieſo!“ heiſchte ich kurz Erklärung.

„Weil du den armen Leuten ihr bißchen Vergnügen nicht gönnſt“, antwortete ſie unerſchrocken.

„Findeſt du dieſe Tuerei etwa ſympathiſch?“ fragte ich wiederum.

„Nein, aber ſie können's nun mal nicht beſſer“, erklärte ſie.

Da ergriff mich der Geiſt, und ich ſprach Engliſch. „Goddam!“ ſagte ich. Fuhr aber ſogleich Deutſch fort: „Du haſt recht. Ich küſſe den Saum deiner liebenswürdigen Toleranz und bekenne, daß ich zu hohe Anforderungen an die Geſten der Mitwelt ſtelle. Ach, bleib mit Deiner Gnade und Toleranz bei mir!“

Ehrlich zu ſein: Ich habe das nicht ganz ſo ſchön geſagt, mich aber immerhin ziemlich gewählt ausgedrückt. Denn ich hatte am Abend vorher in einem modernen Drama geleſen (an dem ſich jetzt die Delphine zwiſchen Korſika und der Riviera ergötzen) und das hatte Blüten in meinen Wortſchatz geregnet.

Es kommt der Schwulſt von „ſchwellen“;
So bild' ich „Prulſt“ aus prellen
Und nenne den preziöſen Schwulſt
Poetiſchen Prulſt.

(Weshalb meine liebenswürdige beſſere Hälfte mich wiederum mit Fug und Recht einen ſchlechten Menſchen nennen dürfte, der armen Leuten ihr bißchen Vergnügen nicht gönnt, obwohl ſie's doch nun mal nicht beſſer können.)

Zur Strafe für meine Bosheit mußte ich am 21. Februar schon früh beim Morgengrauen die Bettleitern hinabklettern.

„Hol' ihn der Teufel!" brummte ich dabei, denn ich war durchaus nicht ausgeschlafen.

„Wen denn?" fragte es aus der unteren Etage.

„Napoleon!" knurrte ich.

Meine Frau schob die Bettgardine so heftig auseinander, daß die Ringe erschrocken aufkreischten, und sah mich unter ihrem hellblauen Haarnetze mit einem Blicke grenzenlosen Erstaunens an. Denn bisher hatte sie von mir alles andre als Verwünschungen des korsischen Parvenüs (Pendant zum altmärker Handlanger) vernommen.

„Korsika kommt in Sicht," erklärte ich. „Ich hätte es immerhin noch etwas erwarten können. Das war aber immer sein Trick: eher da zu sein, als es den anderen angenehm war."

„Bleib lieber liegen!" riet die wohlerfahrene Gattin: „Wenn du nicht ausgeschlafen hast, bist du den ganzen Tag schlechter Laune."

„Wenn ich wegen Napoleon nicht ausgeschlafen habe," erwiderte ich fest, „werde ich den ganzen Tag guter Laune sein. Man muß seinen Göttern auch Opfer bringen können."

Sehr zufrieden mit diesem schönen Axiom, wusch ich mich, nicht ohne das beseifte Antlitz zuweilen zum Bullauge zu wenden, spähend, ob Korsika nicht am Ende doch noch unsicht-

bar wäre; für welchen Fall der faule Adam ſchmählich entſchloſſen war, wieder bettwärts zu klettern.

Aber Held Napoleon (ſo geheißen von Wolfgang Goethe, der, obwohl auch ihm Wilhelm der Monumentale ein Denkmal geſetzt hat, Seiner Majeſtät durchaus nicht kongenial iſt) läßt ſich keine Minute abhandeln: das Neſt des Adlers war da.

Ich umgürtete mich mit dem Zeiß-Doppelfeldſtecher und ſtieg hinauf zu meinem Hinterdeck. Die ſchwarz-weiß-rote Fahne ſchlief noch im Flaggenkaſten. Sie hätte Korſika wohl auch nicht ſalutiert. Sie ſalutiert nur reelle Mächte, und der Geiſt, der von dieſer Felſeninſel ausgegangen iſt, kann nur Anſpruch auf den Namen einer geiſtigen Macht erheben: einer Großmacht freilich auch heute noch, denn ſie hat ſich keineswegs in den Gewittern erſchöpft, die ihren Namen tragen. „Il reviendra", wie es nach Elba hieß. Wie — wenn er das zweitemal einen deutſchen Namen hätte!

Phantasmagorien! Die Politik iſt zu einem Wurſtkeſſel geworden, und die Wurſtſuppe iſt dünne. Heil uns! Die Kleinen ſind wieder obenan, die ſich ſo lange unter den Großen geduckt hatten. Die Völker, ſtärker als er, aber nicht klüger, hoben ſie mit ihren Schultern wieder hoch und ließen ſich ſelber mehr und immer mehr zu grimmig feſten Baſteien für die alten Mächte machen: eine gegen die andere über-

aus herrlich und trutzig gewappnet und alle sehr stolz darauf, daß sie sich bloß antrotzen und kein gefährliches Genie mehr da ist, unbequeme Bewegungen hervorzurufen. Quieta non movere! Der böse Hecht (der böse Geist) ist aus dem Karpfenteiche weg, und die alten, moosbedeckten Karpfen werden immer dicker. Manchmal tut wohl einer recht hechtmäßig wild und absonderlich, aber er tut bloß so. Keine Angst! Es sind echte Karpfen und alle miteinander nicht bloß verwandt, sondern auch durch innigste Interessen gemeinschaftlich verbunden. Ueberdies hat es ihnen jener schreckliche Hecht gezeigt, daß es entsetzliche Möglichkeiten gibt, wenn die Völker einmal aus der Ruhe kommen. Der Friede macht behaglich, macht faul. Im sanften Fortschritt setzt der Bürger Speck an, und wer in der Mast ist, denkt nicht an Veränderung, sondern an Verdauung. Die Wissenschaften haben ihre Rüpeljahre hinter sich, da sie Gesetze entdeckten und aus den Gesetzen gerne verfängliche Schlüsse ziehen mochten. Sie sind zu Techniken geworden, die in der Hauptsache praktische Bequemlichkeiten erfinden. Aehnlich die Künste. Sie regen nicht mehr auf, sie regen ab. Gott Lob und Dank: der große Inhalt fehlt, und Sehnsucht gilt als geschmacklos. Schon hat man das Ohr bis dahin ausgebildet, daß es blau und grün hört und die verschiedensten Perversitäten einer immer raffinierter werdenden Geschlechtlichkeit in Tönen

wohl zu unterſcheiden weiß, während es für den plumpen Aufſchwung einer gemein gemüthaften Muſik taub geworden iſt. Bald wird man auch das Auge ähnlich weit haben. Schon ſehen die Précurſeurs Moll und Dur; ſchon verkünden ſie, daß eine Malerei, die außer Netzhautempfindungen auch Gefühle außerhalb des Optiſchen erregt, Pöbelkunſt iſt. Alles dies trägt dazu bei, den Geiſt der Sammlung, der immer bedenklich iſt; weil er kräftigt und auf Kraftentfaltung vorbereitet und drängt, durch den Geiſt der Zerſtreuung zu vertreiben. Byzanz, das prächtige Byzanz funkelt heran. Eine Schönheit ohne lebenden Inhalt macht ſich breit. Bald wird ſie ſich lächelnd zum Niedlichen bekennen. Denn auch die großen Worte (übrigens ungefährlich) werden bald nicht mehr beliebt ſein. Alles geht ausgezeichnet, ſeitdem die Menſchheit und ihre kleinen Götter durch keinen Titanen mehr geſtört werden. Die Unzufriedenen bellen heute bloß und beißen nicht. Jener Hyperion, der Titane von Korſika, der den Helios einer neuen Zeit erzeugen wollte mit ſeiner Schweſter, der Revolution, war ihr letztes Gebiß. Man ſtopft ihnen das belfernde Maul gleichfalls mit kleinen Behaglichkeiten und darf ſich der Zuverſicht hingeben, daß einmal auch ſie das Maul halten werden. Dann iſt's erreicht und das Fettnäpfchen voll.

Als ich in ſolchen Gedanken das graublau umduftete gelbgraue Felsgemäuer von Korſika

eben im Meere verſchwinden ſah: verſinken dem Auge, aber nicht der Erinnerung, die dieſes Bild einer ſchickſalsſtarren Größe und Einſamkeit nie verlieren kann, erſcholl unter mir ein dreifaches Hurra. Es war ein ſächſiſches Hurra: ſehr hoch und ſchneidig, aber doch mit dem gewiſſen Untertone jener nicht ganz echten Gemütlichkeit, die nur meine ſächſiſchen Mitbürger zu vokaliſieren imſtande ſind. Ich hätte am liebſten mit naſſem Lehme geworfen. Doch war es gut, daß ich keinen zur Hand hatte, denn, ungeſtört durch die Projektile eines entarteten Landsmanns, konnte der Sachſe nun ſeinen Triumphſchrei wie folgt kommentieren: „Es is doch wärklich ä Hochgefiehl, Madilde, wemmer bedenkt, daß mer auf ſo äm brachdvollen deitſchen Schiffe, ſo äner Vergerberung deitſcher Macht und Herrlichgeet, an dem gottverfluchten Neſte vorbeifahren darf, wo der Mann geboren worden is, der es ſich hat unterſtehen genn, der deitſchen Freiheit den Garaus machen zu wolln. Wie ſtehmer heite da, Madilde? Jeberleg drſch emal!“

Gelobt ſei Mathilde, daß ſie auf dieſe Hochgefühle nicht einging, ſondern anderen Ueberlegungen Ausdruck verlieh, indem ſie ſang: „Nu freilch! Awwer gomm! Mer wolln Gaffee dringgn!“ —

Ich muß nicht ganz vergnügt ausgeſehen haben, als ich kurz darauf meine Frau am Frühſtückstiſche begrüßte. Denn ſie ſagte: „Siehſt du, du haſt doch ſchlechte Laune.“

Aber da ſchämte ich mich gleich und antwortete lachend: „Nein, es iſt mir bloß die Laus über die Leber gelaufen.“

Derlei grobe Fineſſen der deutſchen Bilderſprache verſteht die Toskanerin noch nicht, und ſo fragte ſie mich, was dieſer unappetitliche Tropus bedeute.

Nicht immer bin ich das erwünſchte Lexikon, aber diesmal erklärte ich, daß die Laus auf der Leber ſoviel wie Zorn heißt: ſchneller Zorn, bereits vergangener Zorn.

Sie fand das Bild verrückt, aber gut, und freute ſich herzlich, daß die Laus kein Elefant war. „Denn“, ſagte ſie, „bei dir kommen auch Elefanten vor. Und manchmal machſt du aus einer Laus einen Elefanten.“

„In dieſem Falle ſagt man Mücke“, dozierte ich, „und wenn zugleich vom Ohr, die Rede iſt bedient man ſich des Flohs, während man beim Teufel von Fliegen ſpricht.“

Seitdem frißt bei ihr der Teufel in der Not Elefanten, die Flöhe ſpazieren auf der Leber, und in den Ohren ſitzen Läuſe.

Aber ſie gibt nun endlich zu, daß die deutſche Sprache zwar nicht ſchöner iſt, als die italiäniſche, aber bei weitem luſtiger. Denn in der Tat wiſſen die Italiener mit dem Tierreich nichts anzufangen. Daß wir einen dummen Menſchen einen Ochſen oder Eſel nennen, erklären ſie z. B. für eine ganz unangebrachte und ſinnloſe Beleidigung dieſer Vierfüßler. Und wenn ſie einen

Menſchen einen Affen heißen, ſo wollen ſie ihm eine Schmeichelei ſagen. Nur beim Schwein und Bock berührt ſich ihre Sprachzoologie mit der unſrigen.

Ich verbrachte den Tag mit der Lektüre der „Worte Napoleons“, die Dr. Kircheiſen zu einer ſchönen Sammlung im Verlage von Luß in Stuttgart vereinigt hat. Welch ein Menſch! „Das Meer iſt ein großer Anblick“, ſchrieb Goethe an Charlotte von Stein: nichts weiter. So findet man auch, ſteht man dem Phänomen Napoleon gegenüber, keine Worte außer dem Bekenntnis: ein großer Anblick. Das Jenſeits von Gut und Böſe wurde in ihm zum menſchlichen Ereignis, das die Größe einer Elementargewalt hat. Man ſchweigt und denkt nicht daran, es geiſtreich zu beleuchten. Es ergreift. Aber nicht tragiſch. Napoleon ſteht über dem menſchlich Tragiſchen ſeines Geſchickes. Wo findet ſich dies außer bei ihm und Chriſtus? Sein Tod war elender als der des Gekreuzigten. Das edle Albion ließ ihn langſam verrecken: es gibt kein beſſeres Wort für dieſe Schändlichkeit, deren ſich heute noch jeder Engländer von adeliger Geſinnung ſchämt. Aber die unerhörte Qual dieſes langſamen Sterbens drückte dieſen Geiſt nicht, ſondern ſublimierte ihn hoch noch über alle ſeine Taten hinaus. Er gewann ſeine volle Größe erſt in ſeiner äußeren Erniedrigung. Es begab ſich das Wunderbarſte, das die Weltgeſchichte kennt: ſeine Menſchen-

verachtung (in der ſeine tragiſche Schuld liegt) fiel von ihm ab, als ihr die ſchmerzlichſte Gelegenheit wurde, ſich aufs unwiderleglichſte beſtätigt zu ſehen. Welch ein Menſch! Nicht: Uebermenſch! Wie man eigentlich nur Goethe leſen ſollte, ſollte man nur Napoleon-Geſchichte treiben. Aber man müßte dann ſogleich entſchloſſen Einſiedler werden und überdies jeden Spiegel aus ſeiner Nähe bannen.

Heroenkult! O Gott ja! Wenn wir nur wenigſtens dazu noch Kraft der Sammlung und Andacht hätten!

Tſching-tſching-tſching-daraba! Tſching-daraba bum!

Yankeedudeln wir ruhig weiter! Die Doppelſchraube treibt zum alten Griechenland. Wir werden Syrakus mit dem ſchönen Lied begrüßen:

Da geh' ich zu Maxim!
Da bin ich ſehr intim!
Ich nenne alle Da—amen
Bei ihren Koſena—amen.

Naſſen Lehm her!

V.

Vom Propheten Freſſaias; der Macht der Liebe; der Nüzlichkeit der Antiphons; der Geſundheit der Amerikaner; vom ultragelben Neide und von der Sehnſucht.

Impoſant wie der Yankeedoodle ſelbſt war ſeine Speiſekarte. Wenn er, wie es ausgeſprochenermaßen ſein Ehrgeiz war, nicht bloß ein ſchwimmendes Kurhotel genannt werden wollte, ſo konnte man dieſen Titel erweitern, indem man ihn ein Maſtkurhotel auf See nannte.

Wie ſchade, daß der Konzerteſſer aus dem Theater Carlo Felice nicht an Bord war. Hier hätte er unüberſehbaren Stoff für ſeine Kunſt gefunden. Indeſſen mangelte es nicht an Herrſchaften, die wenigſtens als Dilettanten darin Erſtaunliches leiſteten. Doch fehlte die unnachahmliche romaniſche Geſte und Attitüde, die ſchöne bedachtſame Gliederung, die delicatezza. Dreimal hintereinander Kaviar zu verlangen, iſt ſchließlich noch keine Kunſt.

Ein frommer Greis, den die Sehnſucht, wie

er ſagte, zu den Stätten trieb, wo unſer Herr und Heiland gewandelt iſt, bereitete ſich auf die Strapazen, die eine Reiſe im Gelobten Lande nach Baedekers erfahrener Warnung mit ſich bringt, beſonders ſorgfältig vor, indem er, dem Kamele gleich, das ſich zu einer Wüſtenwanderung anſchickt, auf Vorrat aß. Wir nannten ihn dieſerhalb den Propheten Freſſaias, und ich werde mein Lebtag den Anblick nicht vergeſſen, den er darbot, wenn er ſich, mit einer Andacht, die an Entrücktheit grenzte, Flüſſiges oder Breiiges löffelvoll zuſchaufelte, Kompaktes aber mit einer probaten Kombination von Meſſer und Gabel fuderweiſe den ehrwürdigen Prophetenbart entlang emporführte bis zum choralgewohnten Munde.

Für ihn war Yankeedoodle das ideale Schiff. Denn, nicht allein, daß es für des Leibes Nahrung und Notdurft auf eine überſchwenglich üppige Weiſe ſorgte, es ließ auch die Seele nicht darben, die es alltäglich einmal, an Sonntagen aber zweimal an ihre höhere Heimat erinnerte, indem es mit ungemein viel Blech und großem wie kleinem Trommelſchlag das Kirchenlied „Wir beten an die Macht der Liebe" trompeten und pauken ließ. Ich bin in meinem Leben nie ſo oft mit der Macht der Liebe zu Bette gegangen, wie auf dem Yankeedoodle.

Fragt ſich nur, ob es nicht gegen das Gebot vom Sinai „Du ſollſt den Namen deines Gottes nicht eitel nennen" verſtößt, wenn die

Schiffskapelle dieſen Choral zum Konkurrenten der Luſtigen Witwe machte. Doch ich bin in Fragen muſikaliſch angewandter Frömmigkeit wohl nicht kompetent. Es ſcheint ein amerikaniſches Bedürfnis zu ſein, allabendlich die Macht der Liebe wenn ſchon nicht ſelbſt anzubeten, ſo doch inſtrumental anbeten zu laſſen. Es iſt das recht praktiſch, muß ich ſagen; praktiſch im Sinne der tibetaniſchen Gebetsmühlen etwa. Nur würde ich für mein Teil dieſe geräuſchloſen Frömmigkeitsmaſchinen dem orcheſtralen Gebetsdſchingderaddada entſchieden vorziehen. Heißt es nicht in der Bibel: „Willſt du beten, ſo gehe in dein Kämmerlein und ſchließe die Türe hinter dir zu!“ Ich hege nicht den geringſten Zweifel, daß Chriſtus, falls er (als Zwiſchendeckspaſſagier, verſteht ſich) an Bord des Yankeedoodle geweſen wäre, alle dieſe zu einer unſchicklich lärmhaften Frommtuerei mißbrauchten Muſikinſtrumente ins Meer geworfen haben würde, entſprechend ſeiner temperamentvollen Aktion gegen die Handelsleute im Tempel. Doch ſteht zu befürchten, daß ihm das hier übler bekommen wäre, als ſeine tempelpolizeiwidrige Handlungsweiſe in Jeruſalem, die nicht einmal zivilrechtliche Folgen gehabt zu haben ſcheint, obwohl ſie ſich doch zweifellos als gewaltſame Geſchäftsſtörung qualifiziert. Der Kommandant des Yankeedoodle würde kurzen Prozeß mit ihm gemacht haben; es ſei denn, er hätte ſich als Amerikaner und Inhaber einer

Luxuskabine ausweiſen können. In dieſem Falle: All right.

Ach Gott: wie oft habe ich dieſes all right hören müſſen! Es klingt von amerikaniſchen Lippen wie das Gurgeln eines Menſchen, der ſich den Mund ausſpült. Ueberhaupt ähnelt das Engliſch, wie es Amerikaner ſprechen, weniger einer menſchlichen Sprache, als einer abſcheulichen Folge von unappetitlichen Geräuſchen, die man in Gegenwart anderer Menſchen ſonſt vermeidet.

Ein wahres Glück, daß ich meine Antiphons bei mir hatte. Mit dieſen barmherzigen Nickelkugeln in den Ohren habe ich es in der Tat einige Male gewagt, das Promenadendeck im Geſchwindſchritte zu durchmeſſen, während es von Amerikanern bevölkert war. Nur ihrer ſchalldämpfenden Wirkung verdanke ich es, daß ich dabei nicht ſeekrank geworden bin.

Möge jeder, der eine Seereiſe auf einem Schiffe macht, das nicht abſolut amerikanerrein garantiert iſt, es ja nicht unterlaſſen, ein paar Antiphons mitzunehmen!

Man kann ſie zu Schiffe auch ſonſt gut gebrauchen. Denn, was alles auf einem modernen Dampfer man auch finden mag: elektriſche Haarbrennmaſchinen, Telegraphie ohne Draht, Dunkelkammer zur Entwicklung von photographiſchen Platten, Leſe- und Rauchſalons, einen Grillroom, einen Turnſaal mit Zanderapparaten, einen Barbierladen, eine Buchdruckerei, eine

Buchhandlung, eine Dampfwäscherei, warme Seewasserbäder, eine Leihbibliothek, ein Hospital mit Arzt und Heilgehilfen, einen Photographen, einen Zauberkünstler, einen Hühneraugenoperateur, eine Klapperschlange, einen dritten Mann zum Skat, amerikanisches Kauzuckerzeug, Schweizer Schokolade, Hamburger und Havannazigarren, vielleicht auch eine Braut und eine Schwiegermutter, — eines findet man nicht: Ruhe. Es kann wohl nirgends so still sein auf der Welt, wie auf dem Meere, dem Reiche der stummen Kreatur; drum bildet sich der Unkundige mit voreiligem Trugschlusse ein, daß er auf einer Seefahrt heilige Stille genießen werde. Sie mag ihm vielleicht wirklich werden, wenn er sich einer Segeljacht bedienen kann: auf einem Doppelschraubenhotel muß er sich an ihren Gegensatz gewöhnen. Es kann ja auch nicht anders sein. Ein wirklich ruhiges Hotel existiert schon auf dem Lande nicht; es besteht geradezu eine Erbfeindschaft zwischen den Begriffen Hotel und Ruhe. Ein schwimmendes Hotel aber ist geradezu eine Herberge der Geräusche, ein Pandämonium des Rumors. Das Ruhigste auf ihm ist noch die Dampfmaschine, seine Lunge. Sie arbeitete auf dem Yankeedoodle mit bewunderungswürdiger Gleichmäßigkeit: gewissermaßen majestätisch gesund. Kaum, daß man ein leises Zittern von ihr spürte. Nur in der Kabine, die ich zuletzt innehatte, vernahm ich zuzeiten ein sonderbar tiefes, manchmal von

einem verhaltenen Raſſeln begleiteres Stöhnen, wie von einem Aſthmaanfall. Aber Geräuſche dieſer Art ſind am leichteſten zu ertragen, weil man ſie als Begleiterſcheinungen einer notwendigen und bedeutenden Arbeit ohne weiteres hinnimmt, ſich daran gewöhnend wie an Elementargeräuſche. (So ſchläft man beim wildeſten Heulen des Windes ſchließlich ruhig ein, — wenn nur nicht Fenſter klirren oder Türen knarren. Darüber ärgert man ſich, weil es vermieden werden könnte und Symptom menſchlicher Schlamperei iſt; das Brüllen Gottes im Sturm dagegen iſt ein Teilchen Allmacht, in das ſich jegliche Kreatur zu fügen hat, weil es nun mal nicht abzuſtellen iſt.) Aber: daß in der Nebenkabine das Klappwaſchbecken mit roher Heftigkeit knallend zurückgeſchnellt wird; aber: daß juſt über deinem Haupte genau zur Zeit, wenn du eben glücklich eingeſchlafen biſt, das Deck geſcheuert wird; aber: daß man über dir tanzt; aber: daß im Gange neben deiner Kammer Jung-Amerika mit Indianergeſchrei hin und wieder tobt; aber: daß an deinem Kabinenfenſter auf der herabgelaſſenen Ausbootungstreppe Paſſagiere, Matroſen, Araber, Neger uſw. auf- und niederſteigen; aber: daß deinen Morgenſchlummer allzuhartbeſohlte amerikaniſche Stiefel ſtören, deren Inhaber über dir viel zu früh ihren obligaten Promenadendeckdauerlauf beginnen: dies und noch manches andere ejusdem farinae dünkt den an Ruhe Ge-

wöhnten unerträglich, weil er ſich (in der mangelnden Seelenruhe des Halbſchlafs) einbildet, es ließe ſich vermeiden. Indeſſen mag es unvermeidlich ſein und ſtört vermutlich nur Sybariten, denen es am Ende heilſam iſt, ein bißchen torquiert zu werden. Ich nehme an, es gehört zur Kur, wie vermutlich auch das Uebermaß von Muſik, womit der Yankeedoodle ſeine Gäſte regalierte, als Kurmittel anzuſehen iſt. Oder führt es ſich auf mythologiſche Reminiſzenz zurück: weil Orion, des Neptunus Sohn, auf einem Delphin reitend die Leier ſchlug, und es den Tritonen eigen war, in Muſchelhörner zu ſtoßen? Jedennoch, o ihr hochgebietenden Herren von der O. S. M. L., — weder Orion noch die Tritonen haben unabläſſig geleiert und getutet; ſie taten es gewiß auch nicht bandenweiſe; und die Luſtige Witwe war ihnen ebenſo unbekannt wie die grauſame Muſik der Vereinigten Staaten von Nordamerika, die eine Miſchung von Gaſſenjungenfrechheit und ranziger Sentimentalität iſt. „Sei du mir tauſendmal willkommen, meine löbliche, liebliche, künſtliche, vornehme und angenehme Muſika!“ hat Abraham a Santa Clara ausgerufen. Ich ſtimme in ſeinen Ruf gewiß ein, ja ich nenne eine gute Muſik ſogar etwas Heiliges, weil ſie am reinſten offenbart, was der Menſch an Ahnungen des Göttlichen beſitzt. Aber dreimal täglich Blech und Kalbfell, erbarmungslos Hohes und Niederes hinter-

einander und immer con forza furiosa, als ging's in den männermordenden Krieg: Gnade, Gnade! Zu viel des Guten! Hört auf zu tuten!

Mag es immer eine Kur gewesen sein, — es war eine Roßkur. Doch hat sie, glaub ich, den meisten Yankeedoodle-Gästen gar wohl behagt, und ich fühle mich dadurch neuerdings in der Ueberzeugung bestärkt, daß wir keineswegs in einer Periode der Dekadenz leben, sondern von geradezu barbarischer Gesamtgesundheit umgeben sind.

Was aber so ein massiv gesunder Mensch von heutzutage ist, der zum ersten Frühstück zwei Pfannkuchen, sechs belegte Brötchen und ein kleines Waschbecken voll Milchkaffee zu sich nimmt, dann um elf Uhr Fleischbrühe und englische Biskuits, um eins einen Lunch, bestehend aus Suppe, drei Fleischgerichten mit Gemüse und einer Mehlspeise (nicht gerechnet Kompott und Salat), um vier Uhr Tee nebst einem halben Pfund Kuchen, und um sieben ein Diner von acht Gängen, wohl eingebreit durch reichliche Spirituosen, worauf er gegen elf Uhr vor dem Zubettgehen sich noch einige Sandwichs einverleibt, um nicht aus der Uebung zu kommen —: solch ein Genußmensch bedarf der heiligen Stille, die dem Dekadenten Bedürfnis ist, keineswegs. Für ihn müssen vielmehr auch noch Maskenbälle an Bord inszeniert werden, bei denen sein Witz so heftig glänzt, daß mir die erstaunten Augen übergegangen

ſind. Wenn es ein Er iſt, ſo wendet er ſeinen Ueberrock und hat damit ein höchſt komiſches Koſtüm hervorgebracht, ſetzt ſich einen eingedrückten Hut auf, der gleichfalls höchſt munter wirkt, ſchreit einige dutzend Male entzückt all right, tanzt wie ein epileptiſcher Neger und iſt überzeugt, genügend Humor entwickelt zu haben, um ſich als würdigen Landsmann Mark Twains zu legitimieren. Iſt es aber eine Sie, ſo leiht ſie ſich die Montur eines Schiffsoffiziers, beſteckt ſich vorn und hinten mit kleinen Sternbannerchen, kreiſcht gleichfalls entſetzlich oft all right und verſetzt ihre allzuprall umſpannte Hinterpartie in derart konvulſiviſche Bewegungen, daß das Spiel der Wellen ſelbſt bei der zwölften Windſtärke dagegen phlegmatiſch wirkt.

Beim hohen Himmel, nein: unſere Zeit leidet nicht an kultureller Edelfäule; ſie iſt kartoffelgeſund. Irgendwo in Europa mag es vielleicht Orte geben, wo ein Uebermaß von Reichtum oder Bildung zur Laſterhaftigkeit des Geſchmacks, zu Debauchen des Geiſtes und der Sinne, kurz zu jener von allen guten Bürgern ſo heftig beklagten Perverſität ins ſpirituell und ſenſuell Aeſthetiſche geführt hat, die man als Dekadenz, d. i. Abfall vom robuſt Normalen, bezeichnet, — was tut's: America robusta beweiſt, daß nicht immer und überall der Reichtum durch Ueberfeinerung in den Geſchmack verführt, —: noch ſind die Tage der Knoten!

Ich weiß wohl, daß es der gelbe Neid iſt,

der aus mir ſpricht. O ja: ein ultragelber Neid. Denn, man denke doch: reich ſein und geiſtig bedürfnislos, — iſt das nicht beneidenswert? Iſt es nicht beneidenswert, Säcke, Schränke, Häuſer voll Dollars zu haben und keine Nerven? Zufrieden zu ſein im Beſitze ideal gut plombierter Zähne und der Ueberzeugung, daß man alles hat, wenn man Geld hat, — iſt das nicht wirklich beneidenswert?

Laſſen wir es dahingeſtellt ſein. Sicher iſt, daß ich dem Verkehr mit derartigen Amerikanern (denn, o ihr wunderbaren Götter, ihr werdet doch wohl auch andere auf Lager haben?) den mit ſämtlichen Krüppeln und Lahmen von den Landſtraßen des Orients vorziehen würde. Sie zeigen uns ihre häßlichen Gebrechen: das iſt gewiß nicht ſchön; aber jene zeigen uns die ſcheußliche Plumpheit ihres Reichtums: das iſt ekelhaft.

Doch man gewöhnt ſich an alles; richtiger geſagt: man lernt, über alles hinwegzuſehen. Nur: nachdenken muß man nicht darüber. Muß ſich z. B. nicht vorſtellen, wieviel friſche, geiſtreiche, empfängliche Jungen, denen eine ſolche Reiſe das ganze Leben überglänzen würde, an der Kette der Armut liegen und ſich die Seele vor Sehnſucht wundſcheuern müſſen, während Stumpfſinnige blöden Auges ſich an all der Fülle der Geſichte vorüberlangweilen, die für jene Offenbarungen wären, für ſie aber höchſtens Kuriositäten ſind. In der Tat: man muß ſo nicht

denken, denn es ist die reine, leere Vergeblichkeit, und ihr einziger Effekt ist schlechte Laune. Auch ist am Ende denen, die das Land der Griechen mit der Seele suchen, das bessere Los gefallen. Insoferne sie Künstler sind, ist das sogar gewiß. Um einen Sprung zu machen: ich glaube nicht, daß Goethe seine Iphigenie geschrieben haben würde, hätte er das heutige Griechenland gesehen. Er würde viel gelernt, für sich und uns viel gewonnen haben: aber kein Gedicht. „Das Unzulängliche ist produktiv," sagte er einmal zu Riemer: „Ich schrieb meine Iphigenie aus einem Studium der griechischen Sachen, das aber unzulänglich war. Wenn es erschöpfend gewesen wäre, so wäre das Stück ungeschrieben geblieben."

Ein wahres Glück, daß eine Gesellschaftsreise auf einem schwimmenden Kurhotel nichts „erschöpft" . . . Die Fülle der Gesichte wird durch die Menge der Gesichter immerhin etwas beeinträchtigt. Und schließlich, auch abgesehen davon: uns Modernen bleibt, wiederum mit Goethe zu reden, immer etwas zu wünschen übrig, und das heißt: zu dichten.

Im Zyklus „Le voyage" von Baudelaire fand ich darüber dies:

Was saht ihr? Sprecht! —: Wir sahn die ewigen Sterne,
Und sahen Wüstensand und wildes Wellenspiel:

Schönes und Häßliches; o ja, wir ſahen viel,
Und dennoch blieb uns Langeweil nicht ferne
Und Sehnſucht. Denn der Sonne Goldverbluten
Auf veilchenfarbenem Meer, die Purpurpracht,
Mit der die ſterbende die Städte überdacht,
Sang uns von Himmeln, die noch tiefer gluten.

VI.

Von der Bildung durch Papers und durch Baedeker, sowie von der unübertrefflichen Fixigkeit eines Vergnügungsreiseprogramms. Oder: Syrakus in fünf Stunden.

Als wir am 22. Februar mittags vor Syrakus festlegten, öffnete eine neben mir stehende alte und über alle Begriffe häßliche Amerikanerin den tadellos mit falschen Zähnen garnierten Mund und sprach in einem amerikanisch gutturalisierten Deutsch, dem man aber noch deutlich anmerkte, daß es schwäbischer Herkunft war, die denkwürdigen Worte: „Seit wann ischt Syrakus deutsch? Ich hab' doch immer gemoint, es sei englisch."

Ich begriff nicht, warum die transatlantische Schwäbin auf den Einfall kam, gerade angesichts dieser klassischen Insel so ungesalzene Witze zu machen, und weshalb sie mich dazu auserwählte, sie anzuhören. Entgegnete also etwas unwirsch: „Wie meinen?"

„Ewwe das," antwortete sie, „ich seh da lauter deutsche Fähnle an die Boote."

Richtig: es kamen Boote mit den deutſchen Farben uns entgegen: wohl der deutſche Konſul und andere Angehörige des Reichs.

„Deshalb meinen Sie . . .?“ fragte ich erſtaunt. Und ſie antwortete mit der Gegenfrage: „Alſo iſchts doch noch engliſch?“

Der Anblick von Syrakus war mir ſehr intereſſant (Gott ſtrafe mich für das infame Wort, das einem heute aus der Feder fließt wie Speichel aus dem Munde eines ſchlafenden Säuglings: man denkt ſich ſchon gar nichts mehr dabei und hat alles Gefühl dafür verloren, wie inhaltslos es iſt): aber dieſe überlebensgroße Dummheit ſchien mir in dieſem Augenblicke doch noch beachtenswerter. Erkundigte mich alſo teilnehmend, ob ihre Geographie ſchwäbiſch oder amerikaniſch ſei.

Ich erfuhr folgendes: als Kind habe ſie ſich nicht ſehr angelegentlich mit den Wiſſenſchaften abgegeben; es habe ihr genügt, gerade leſen, ſchreiben, rechnen und bibliſche Geſchichte zu lernen; dafür habe ſie ſich in Amerika um ſo eifriger fortgebildet durch die Lektüre der großen **Papers**, „in dene alles ſteht“. Und daher wiſſe ſie, daß Syrakus den Engländern gehört. Indeſſen habe ſie in der letzten Zeit in denſelben **Papers** geleſen, daß der Kaiſer darauf aus ſei, den Engländern überall „die ſcheenſte Fetze“ wegzunehmen, und ſo habe ſie angeſichts der ſchwarzweißroten Fähnchen gemeint, es ſei ihm das mit Syrakus bereits gelungen.

Als ich ihr so schonend als möglich beizubringen versuchte, daß die Insel Sizilien mit allen Städten und Dörfern darauf einstweilen auch den Briten noch nicht gehörte, geschweige denn den Deutschen, leistete sie heftigen Widerstand, wobei es ihr zugute kam, daß unweit vom Yankeedoodle zwei englische Kriegsschiffe lagen.

„So? Und was tun denn die da?" sagte sie in dem bekannten Triumphfragetone voreilig siegesgewisser Dummheit.

Obwohl ein deutliches „Schafskopf" mitvibrierte, antwortete ich durchaus höflich: „Sie werden von Malta herübergekommen sein: von Malta, wo die frühen Kartoffeln wachsen, und auch die Engländer wirklich zu Hause sind."

Und siehe: die unerschrocken stupide Schwabamerikanerin fand, daß sie „also" recht gehabt hätte. Denn, erklärte sie, wenn die Engländer in der Nähe von Syrakus (das sie standhaft für Sizilien substituierte) säßen, so säßen sie auch schon in Syrakus selber, und die Italiäner würden nur noch aus Gnade und Barmherzigkeit eine Weile geduldet.

„Lehre Sie mich die Engländer kenne!" schloß sie und ließ mich stehen, wie ein Unteroffizier einen Rekruten stehen läßt, dem er den Beweis, ein Rhinozeros zu sein, bündig geliefert zu haben glaubt.

Da sich an der Falltreppe die Vergnügungsreisegesellschaft noch staute, mit der wir zu unserm

Vergnügen zu reiſen vom Schickſal beſtimmt waren, hatte ich Zeit, einige Betrachtungen über die Niederlage anzuſtellen, die mir eben beigebracht worden war.

Ich ſagte mir, erſtlich: Das kommt davon, wenn man eine Geſellſchaftsreiſe mitmacht. Wer ſich in eine Geſellſchaft begibt, kommt darin um.

Sodann: Nichts iſt ſo unerſchütterlich wie Dummheit. Nichts alſo gewährt ſo das Gefühl der Sicherheit, der Ruhe. Demnach iſt Dummheit ein erſtrebenswerter Zuſtand. Daß keiner entſchiedener verteidigt wird als er, iſt durchaus begreiflich.

Dann: Geprieſen ſeien die Papers! Sie verhüten, daß das Glück dieſes Zuſtandes durch Selbſterkenntnis beeinträchtigt wird. Fundiert auf der Fiktion der Allwiſſenheit und Unfehlbarkeit, vermitteln ſie dem Abonnenten, ohne den Kern und Grund ſeines Wohlſeins anzutaſten, die angenehme Ueberzeugung, mit allen Wahrheiten, Erkenntniſſen, Errungenſchaften und, nicht zu vergeſſen, edlen Prinzipien ſo prompt wie billig bedient zu werden. In den Papers offenbart ſich der große Anonyme, den man früher Gott nannte, denen, die geiſtig ſchwach und daher zu Offenbarungen prädeſtiniert ſind.

Ferner: Nichts hat einen ſo guten Inſtinkt wie die Dummheit. Hatte die Yankeeſchwäbin, im Grunde, nicht wirklich recht? „Lehre Sie mich die Engländer kenne!“ Nein: ſie braucht keine Lehre mehr: ihre Einfalt weiß genug!

Und ich begann, mich ernſtlich darüber zu wundern, daß Sizilien immer noch italiäniſch iſt.

Aber da kam meine Frau und machte mich darauf aufmerkſam, daß ſämtliche Genoſſen und Genoſſinnen unſeres Vergnügens den Yankee-doodle ſchon verlaſſen hatten. Wollten wir etwas von Syrakus ſehen, ſo mußte ich alſo meinem Nachdenken Einhalt gebieten und ihnen nacheilen.

Während wir ans Land gerudert wurden, überlegte ich mir, wie wir das Problem bewältigen wollten, Syrakus in fünf Stunden zu erledigen. Ich dachte an meine Lieblingslektüre in den Mathematik- und Religionsſtunden der Obertertia an der Thomasſchule zu Leipzig: Seumes Spaziergang nach Syrakus, und hatte die Empfindung, daß der alte biedere Johann Gottfried zwar unbequemer, aber beträchtlich vernünftiger gereiſt ſei als ich, und daß mir Uebles bevorſtünde, falls ich ſeinem Schatten in den Latomien begegnen ſollte. Denn, ſagte ich mir (nicht zum erſten und nicht zum letzten Male auf dieſer wunderlichen Fahrt), es iſt ein Unfug, ſich an ſolchen Karikaturen zu beteiligen.

Die wüſte Miß, die die unbegrenzten Möglichkeiten Amerikas auf dem großen Gebiete der Dummheit illuſtriert hatte, war ſchuld daran. Sie hatte mich zu grob daran erinnert, daß ich nicht als beſſerer Menſch, ſondern als Yankee-doodler reiſte. Ich ſchämte mich grimmig und war höchſt üblen Humors.

Im Grunde war aber doch nicht die gut plombierte Vertreterin amerikaniſcher Paper-Bildung daran ſchuld, ſondern der Umſtand, daß ich angeſichts des erſten Stückes der Magna Graecia durchaus nicht imſtande war, auf den Stil zu kommen, in dem man derlei moderne Späße mitmachen muß. Dieſer Stil hat zu ſeinen Hauptbeſtandteilen Humor und Reſignation (falls das keine Tautologie iſt). Sich lächelnd beſcheiden heißt die Philoſophie des Menſchen von beſchaulicher Weſensart und allzu labiler Stimmungsabhängigkeit, der ſich einmal entſchloſſen hat, zu yankeedoodlen ſtatt zu reiſen. Woraus hervorgeht, welch hoher Wert als Lebensſchulung den Yankeedoodlefahrten innewohnt.

Doch genug davon!

Kaum hatten wir den klaſſiſchen Boden betreten, ſo begrüßte uns das moderne Leben: ſechs Kutſcher umringten uns mit der Leidenſchaftlichkeit des Südens. Es ſah aus wie ein räuberiſcher Ueberfall. Gott beſchere allen unſeren deutſchen erſten Helden dieſes Temperament, dieſes feurige Aug' (der Apoſtroph iſt wichtig), dieſe Mimik, Geſtik und Suada.

Beppo war der wildeſte, obgleich er hinkte. Beppo eroberte uns. Beppo durfte ſich rühmen, daß wir ſein klaſſiſches Profil mit der doppelten Taxe bezahlten.

Dafür verſprach er uns, Wege einzuſchlagen, auf denen wir der großen Heerſchar nicht be-

gegnen würden, und uns Herrlichkeiten zu zeigen, von denen seine Konkurrenten keine Ahnung hätten. Auch wollte er sein Pferd nicht geradezu totschlagen.

Den letzten Punkt hat er eingehalten, und so wollen wir es ihm verzeihen, daß die übrigen Schwindel waren.

Vom Reisebureau des Yankeedoodle inspiriert und zum Lohne dafür mit einem Schilde ausgezeichnet, das die Initialen der O-S-M-L aufwies, führte er uns zum griechischen Theater, gewährte uns Zeit, die Latomien zu durchwandern, brachte uns zu den Katakomben, setzte uns an der Fassade des Doms ab und ließ uns schließlich, sozusagen als Zugabe, auch ein paar gewöhnliche Straßen von Syrakus sehen, die nicht unter den Sehenswürdigkeiten rangieren.

Das griechische Theater. — Man kann bei Baedeker nachlesen, wie es nach der Meinung seines Leibarchäologen ausgesehen hat. „Eine breite und eine schmale Präcinction durchschnitten die neun Cunei." („Seid ihr Deutschen wirklich alle so gelehrt, daß ihr das versteht?" fragte mich später ein amerikanischer Professor, der, den übrigen Yankees der Vergnügungsfahrt übrigens ganz unähnlich, mein Genosse auf dem Hinterdeck war. Ich antwortete mit patriotisch gebotener Diplomatie: „Ich bin noch keinem Deutschen begegnet, der seines Baedeker nicht voll und ganz würdig gewesen wäre.") Mich ergriff die wundervolle Aussicht und der Gedanke,

daß hier Aeſchylos der Aufführung einiger der Dramen beigewohnt haben mag, die mir auf der Schule ſo viele Rüffel eingebracht haben, daß ich erſt ſehr viel ſpäter imſtande war, ſie zu bewundern. Lügen würde ich aber, wenn ich ſagen wollte, ich hätte aus dem Augenſchein des Vorhandenen einen Begriff von der Großartigkeit des Geweſenen gewonnen. Das Talent, ſo ſchnell (in knapp fünfzehn Minuten) ſo Großes zu gewinnen, fehlt mir, und ich beſchränkte mich darauf, den Blick von Trümmern über Trümmer zum Hafen und Meer auf mich wirken zu laſſen im Schatten eines großen Namens, der aber doch nur (um alle Klauſen beiſeite zu laſſen) empfindſam-ornamentales Beiwerk war. — Ich hätte übrigens, auch wenn ich allein und nicht programmgemäß auf fünfzehn Minuten beſchränkt geweſen wäre, den Verſuch, mir das Theater an der Hand Seiner roten Exzellenz des Herrn Baedeker zu rekonſtruieren, vermutlich unterlaſſen und bloß geträumt. Was kann man zwiſchen Trümmern Beſſeres tun als träumen? Präcinctionen und Cunei ſind gewiß über die Maßen wichtige Dinge, aber ſchöner iſt es, den Zug der Masken an ſich vorüberſchreiten zu ſehen und den Rhythmen der „Perſer“ zu lauſchen, während rechts eine ſchöne Syrakuſanerin ihrer Nachbarin vom Hofſtaate König Hierons zuflüſtert und links ein Dandy aus Athen abſchätzig bemerkt, der gute Aeſchylos ſei doch im Ver-

gleiche zum jungen Sophokles ein recht antiquiertes Stück von einem Dramatiker. Und ich fange an, mich mit dem Cuneus und der Präcinction meiner Nachbarin angelegentlich (ob auch nur durch Blicke) zu beschäftigen, indem ich, mitten im Wogenprall der Perserchöre, mir die schönsten attischen Phrasen zurecht lege, mit denen ich sie nachher ansprechen werde. Sie wird, da wir ja Heiden sind, gewiß nicht antworten: „Bin weder Fräulein, weder schön, kann ungeleitet nach Hause gehn," wenn ich ihr meine Begleitung antrage: „Reich mir die Hand, mein Leben, komm auf mein Schloß mit mir!" Wir werden eine himmlische Nacht genießen in meiner Villa am Meer bei schneegekühltem Syrakuser, und der goldflügelige Amor wird mehr als einmal . . .

Halt! Kein Wort weiter! Schweig, Passagier des Yankeedoodle, und bekenne, wieviel moralischer eine moderne Vergnügungsfahrt ist, die zu so unschicklichen Träumen keine Zeit läßt, als eine Reise nach deinem Geschmacke, du Sklave sämtlicher Laster!

Wir gehen über zu den Latomien. — Es versteht sich, daß die Gehilfen des Custode dell' Antichità, während wir der Latomia del Paradiso zuschritten, heftige Angriffe auf unsere Geduld unternahmen, indem sie uns durchaus alles das erzählen wollten, was uns der Geist Baedekers bereits eingeflößt hatte. Zum Glück gerieten sie mit einem Fähnlein nicht privile-

gierter Führer ins Maulgemenge, so daß wir ihnen, während sie sich unsäglich verfluchten, entschlüpfen konnten. Aber selbst die Damen von Syrakus, die an der alten Wasserleitung ihre Wäsche wuschen, attackierten uns, und nur der Umstand, daß sie meine Frau als Kompatriotin erkannten, überhob uns der Notwendigkeit, uns von jeder einzelnen durch einen Soldo loszukaufen. Denn die guten Weiblein hatten es nur auf die Forestieri abgesehen, von denen sie, wie alles Volk in Italien überhaupt, überzeugt waren, daß es allesamt Millionäre seien; was dagegen mit der povera Italia zusammenhängt, läßt man liebenswürdig laufen. Es gibt demnach ein sehr einfaches Mittel, von Bettlern unbelästigt durch Italien zu reisen: man muß eine Italiänerin heiraten. Doch genügt es auch, sich eine italiänische Reisebegleiterin ohne Ring am Finger mitzunehmen. (Was aber am Ende nicht billiger ist.) — In den Latomien wachsen die ungeheuerlichsten Kaktusse, die ich je gesehen habe. Es ist, als hätte die Familie Kaktus sich vorgenommen, in diesen Riesensteinbrüchen den Ueberkaktus zu erzeugen. Ein Mann mit derben Händen und jenem starken Fleischwulst überm Hemdkragen, der nirgendwo so häufig vorkommt wie in der Gilde der Berliner Schlächtermeister, stand ergriffen vor so einem Ungetüm und äußerte im schönsten Spreeathenisch: das sei bis jetzt das Großartigste von der ganzen Reise. Wir hatten

das Vergnügen, ihm im Ohr des Dionyſios wieder zu begegnen. Zwar ſahen wir ihn nicht, aber wir hörten ihn. Oder wer anders als er ſollte es geweſen ſein, der die berühmte Akuſtik dieſes Höhlenganges durch das muntere Lied auf die Probe ſtellte: „Komm, Karlineken, komm, Karlineken, komm, wir woll'n nach Pankow gehn, da is es wunderſcheen!“ Nie iſt es mir ſo rippenſtoßhaft zum Bewußtſein gekommen, daß wir uns auf einer Vergnügungsreiſe befanden, als bei dieſen heimatlichen Klängen. Sinn und Bedeutung eines ſolchen Amüſiervergnügens zu Waſſer und zu Lande aber hat mich derſelbe Uebernackenmenſch gelehrt, als er, das Ohr des Tyrannen vor uns verlaſſend, zu einem Genoſſen alſo ſprach: „Das hätt ma nu alſo ooch jeſehn!“

Nummer drei: die Katakomben. — Das Yankeedoodle-Programm wirkte, wie man ſieht, durch Kontraſte. Erſt ein Auge voll (was die Wimper hält) ſtrahlende antike Kultur: das rieſige Theater überm Meere, gebadet in Licht; ſodann die Geilheit ſüdlicher Natur, die noch zwiſchen Steinen ſich in Pflanzenweſen voll üppigſter Fleiſchlichkeit austobt; und hart darauf der lichtloſe, kalte, nach Askeſe riechende Totenkeller des Chriſtentums. Er iſt drei Stockwerke tief in den Kalkſtein gegraben: Maulwurfsarbeit. Für Leichen ein recht paſſender Aufenthaltsort. Aber für die erſten Chriſten waren die Katakomben zugleich ein Rendezvousplatz der From-

men, die annoch lebten. In dieſen Kellern berauſchten ſie ſich am Weine des Evangeliums. Die Sonne draußen, die aus den Aloeſtauden, wenn ihre Zeit gekommen war, innerhalb vierundzwanzig Stunden ungeheure Phallus-Schäfte emportrieb und anderes Heidenwerk ähnlicher Art zuwege brachte, ſtörte: überſtrahlte das Flämmchen im Herzen dieſer Licht-, Glanz-, Erde-, Sonnemüden, die ſich nach dem Himmel ſehnten. Es war nicht bloß gebotene Heimlichkeit, die ſie zwang, Souterrainkirchen zu ſubſtruieren: die Kellerſtimmung lag in den Seelen dieſer Menſchen, die aus überirdiſchem Begehren unterirdiſch wurden. Auch als es Staatskirche wurde, hat das Chriſtentum die Krypta beibehalten, und bis auf den heutigen Tag liebt es Gotteshäuſer, in denen ſich das liebe Himmelslicht trüb durch gemalte Scheiben bricht. Die Alten waren religiös en plein air: Sonnendienſt war ihr Urkult. Die Chriſten krochen in den Bauch der Erde und nannten den Teufel: Luzifer, Lichtbringer. Nur die Kunſt, die ſie von den Heiden erbten, ſchmuggelte Licht und Glanz in ihre Kirchen. Es iſt Heidentum, was von den Moſaiken Ravennas, Torcellos, Monreales leuchtet. — In den Katakomben von Syrakus leuchtet nichts. Die römiſchen Katakomben ſind kleiner, aber es flackert doch noch ein bißchen Farbe in ihnen. Der Gerippekeller von Syrakus iſt ganz Kalk und Knochen. Gänge, endloſe Gänge und weite

Rotunden: Grab an Grab. Der Mönch leuchtet hinein: leer; doch am Boden liegen Knöchlein. Die Rotunden haben Oberlicht; aber das ist das Werk der neugierigen Nachwelt, die sich orientieren, den Plan dieser unterirdischen Architektur kennen lernen wollte. Es ist nämlich Plan in dieser Stadt der Toten: kein Zufallslabyrinth. Wer sich aber von dem führenden Mönch entfernt, verläuft sich. So ging es uns; zum Entsetzen meiner Frau, die ganz und gar keinen Sinn für düstere Romantik hat. Um so mehr Blick bewährte sie für die wunderliche Eigenart des Franziskanermönchs, der uns und einen Yankeedoodletrupp führte. Ich kann sein Wesen und Gebaren nicht besser schildern, als sie es in einem Brief an eine Freundin getan hat: „Es war ein kleiner, junger Mönch, sehr weiblich aussehend. Wackelte graziös mit dem Hinterteil, das, obwohl versteckt unter einer dicken Tunika, deutlich genug zum Vorscheine kam. Er hob sich den Rock vorn, leise, mit zwei Fingern, beugte nach rechts und links seinen mit dichtem, lockigem Haar bestandenen Kopf, feuchtete von Zeit zu Zeit mit der Zunge seine sehr roten aber schmalen Lippen und sprach ein weiches, leises, zärtliches, spitziges Französisch. Wenn er uns, d. h. der Karawane, etwas zu zeigen hatte, das hoch lag, sah er besonders lieblich aus. Mit der linken Hand hielt er eine Oellampe fast über seinem Kopf, und mit der rechten zeigte er auf die Sehens-

würdigkeit, indem er nur den Daumen und den kleinen Finger kokett erhob; die anderen blieben abgebogen. Mit Damen war er kurz und bündig; sonst konnte er sich nicht süß genug machen. An den Schluß eines jeden Satzes setzte er ein ganz zuckersüßes fragendes Oui?"

Da war der Franziskaner, der uns die Marterſäule des heiligen Marcian und dann die Kirche von San Giovanni zeigte, ein anderer Kerl: derb, faſt ungeſchlacht, der richtige Bauer in der Kutte, dem man ſämtliche Mönchsabenteuer aus der italieniſchen Fazetienliteratur zutrauen konnte. Mit einem breiten Lächeln, aus dem man ſo etwas wie bäueriſches Triumphgefühl des Sieges über die reichen heidniſchen Sünder herausleſen konnte, machte er uns darauf aufmerkſam, daß die jetzt reichlich mit Kreuzen verſehenen Säulen der kleinen Kirche über den Katakomben früher einem tempio di Bacco angehört hatten: man ſieht noch ein Reliefband mit Weinkrügen und Bechern.

Zum Schluß: der Dom. Ein lehrreiches Gebäude. Vorn fuchtelt eine Barockfaſſade mit chriſtlichen Heiligen in der Luft herum (denn damals war ja das Chriſtentum längſt aus dem Souterrain in die Beletage gezogen), und dahinter in der nördlichen Flankenlinie werden elf Säulen eines antiken Tempels ſichtbar, die keineswegs ſo viel Spektakel, aber eine viel vornehmere Figur machen. Am beſten kennzeichnet den Unterſchied, wenn man ſagt: die

Faſſade: protzig aufgedonnerte Hyſterie, die Säulen: ſimpel würdige Geſundheit. Der rote Profeſſor in der Reiſetaſche ſtillt unſern Wiſſensdurſt, indem er erklärt, daß dieſe Säulen von jenem Minervatempel ſtammen, den Cicero in einer ſeiner Reden gegen Verres als ſehr ſchön und mit den größten Koſtbarkeiten erfüllt ſchildert. Gut, wir danken für die Belehrung und bedauern, daß er jetzt nur von einer recht häßlichen und überdies verwahrloſten Kirche erfüllt iſt. Wenn der Profeſſor in Rotleinen aber ſeine Gelehrſamkeit weiterhin auspackt und verkündet, daß dieſer Tempel der Minerva ein Hexaſtylos Peripteros war, ſo und ſo lang, ſo und ſo breit, uſw., ſo empfinden wir nicht Dank, ſondern Aerger. Statt dieſer Steine einer Gelehrſamkeit, die zu lebendiger Bildung gar nichts beiträgt, erwarten wir von einem Reiſeführer wirkliches Brot des Geiſtes, das ſtark und empfänglich für die Eindrücke einer Reiſe macht. Die ewigen archäologiſchen und kunſthiſtoriſchen Fachſimpeleien in den Baedekerbüchern müſſen endlich einmal mit aller Rückſichtsloſigkeit als das gekennzeichnet werden, was ſie ſind: ſchädliche Ueberflüſſigkeiten, die allzu lange darüber hinweggetäuſcht haben, daß dieſen berühmten Führern juſt das fehlt, was ſie enthalten ſollten. Schädlich ſind ſie, weil ſie den Blick vom Ganzen ablenken, indem ſie ſpezialiſieren, wo groß zuſammengefaßt werden ſollte. Ueberflüſſig, weil ſie

damit nicht einmal wirkliche Spezialkenntniſſe vermitteln, ſondern nur termini technici verbreiten, die dann, bei der ſeltſamen Neigung vieler Deutſchen zur Gelehrttuerei, häufig genug als bare Begriffsmünze in Umlauf gebracht werden, während ſie doch nur wertloſe Spielpfennige ſind. Wenn die roten Bände des Baedekerſchen Verlages ſich ausdrücklich „Reiſeführer für Gymnaſiallehrer" nennten, ſo wäre nichts dagegen einzuwenden. Als „Handbücher für Reiſende" ſchlechthin ſind ſie Karikaturen. Ihre große Verbreitung iſt nicht etwa ein Zeichen für den Wiſſenstrieb des Deutſchen ſondern ein Symptom dafür, daß heute allzu viele unter den Landsleuten Goethes ſich mit der Allüre der Bildung begnügen, und daß die Kunſt des Reiſens unter uns gleichfalls zur Karikatur geworden iſt. Die ſcheinbare Gründlichkeit der Baedekerführer läßt den meiſten eine Vorbereitung zur Reiſe als überflüſſig erſcheinen. Man verläßt ſich darauf, daß man von Fall zu Fall nachſchlagen kann. Findet man dann Präcinctionen, Cunei, Hexastylos, perypteros, ſo verſteht man das zwar ohne Lexikon nicht, hat aber das Gefühl, ſich vis-à-vis höchſt feierlicher Gegenſtände zu befinden. Und das ſcheint vielen Deutſchen wirklich ſchon ein Genuß zu ſein.

Das Thema Baedeker hängt mit dem Thema der Yankeedoodlefahrt ſo eng zuſammen, daß ich wohl noch öfters darauf zurückkommen werde.

In der Art, wie die Menschen einer Zeit reisen, und in der Art der Bücher, durch die sie sich auf ihren Reisen begleiten: führen lassen, spricht sich ein gut Teil des Gehaltes und der Richtung ihrer Kultur aus. Die Baedekerei enthüllt ein wenig erhebendes Kapitel deutscher Kulturgeschichte. Die Yankeedoodlefahrtgeschichte ist eine Illustration dazu, bei der versucht wird, die spaßhaften Seiten hervorzuheben, aber die unerquicklichen nicht zu unterschlagen.

VII.

Von großen Zuckertüten, Triumphzügen und dem Erbfeinde; von Mondkälbern, Rudyard Kipling und zwei Bauernburſchen; von Engländern, Deutſchen und Amerikanern; von malteſer Menſchen, Tieren und Induſtrien; von der Menſurehrlichkeit der Johanniter, dem Leben im Stein und von einer prächtigen Kathedrale.

Kurz nachdem ich die große Zuckertüte erhalten hatte, mit der in der mythologiſchen Aera meiner Kinderjahre vor 1870 der erſte Schulgang verſüßt zu werden pflegte, war ich Zeuge eines ungeheuren Jubeltrubels, in dem die Stadt Leipzig ſozuſagen ſymboliſch ihr Teil an der großen Reichszuckertüte in Empfang nahm: worauf dann der ſchwere politiſche Schulgang des deutſchen Volkes begann, der jetzt bis zu der rigoroſen Maturitätsprüfung mit dem Thema Weltpolitik gediehen iſt. Ich war ſechs Jahre alt und hatte an den kriegeriſchen Errungenſchaften nur inſofern teilgenommen, als ich, wie alle anderen Leipziger Jungen, fleißig mit den fran-

zösischen Kriegsgefangenen „kaupelte". Für eine Tasche voll Dreier, die ich meiner guten Mutter abgebettelt hatte, war ich in den Besitz eines französischen Soldatenkäppis gelangt, das mir zwar bis über die Ohren herunterrutschte, mich aber doch viel forscher dünkte als die schöne schottische Mütze mit Flatterbändern, die ich nach der damaligen Jungenmode sonst trug: natürlich schief sitzend, denn, wie es damals hieß: schief ist englisch, und englisch ist modern. Nun aber durfte ich als Zuschauer auch am Allgemeinen der Siegeslust teilnehmen. „Einzug der siegreichen Truppen": das Wort rauschte durch den Tag wie die schwarzweißroten Fahnen, die aus allen Fenstern hingen. (Uebrigens habe ich es nicht in der Erinnerung, daß die Straßen Leipzigs, durch die der Siegeseinzug damals ging, mit demselben Aufwand von Goldgewinden und Triumphpforten so pompös dekoriert waren wie die Straßen Wiesbadens vor drei Jahren zum Einzuge Kaiser Wilhelms II., der sich in der Stadt der heißen Quellen nicht von Siegen, sondern von einer Reise auszuruhen kam. Angesichts dieser Via triumphalis ohne triumphale Ursache habe ich mich damals gefragt, was den guten Wiesbadenern wohl zu tun übrig bliebe, wenn es einmal gilt, wirklich einen Triumph zu feiern. Vermutlich werden sie sich dann allesamt persönlich vergolden lassen.) Alle Welt war aufgeregt und begeistert. Das ging aus dem Gebrause hervor, das in meine Welt drang, deren

Mittelpunkt mein Vater war: gewiß der aufgeregteſte und begeiſtertſte von allen. Er hatte Biertonnen vor ſein Haus rollen und Bretter darauflegen laſſen, und auf dieſer Tribüne erwartete er mit meiner Mutter und mir und ſeinem geſamten „Perſonale“ die Sieger. Jeder von uns war mit Eichenkränzen bepackt. Ein kleines, dickes Küchenmädchen Namens Ida (ſprich Idda) ſtand überdies in einem Wäſchekorbe zwiſchen aufgehäuften Eichenlaubgewinden, die zur Reſerve beſtimmt waren. Ich erinnere mich noch deutlich, daß es unabläſſig das Lied ſummte: „Und der Hauptmann mit dem Schnurrbart.“ Ich ritt, mit dem Franzoſenkäppi bedeckt, auf den Schultern meines Vaters und hatte ſomit eine unvergleichlich ſchöne Ausſicht. Wenn ich aber auf die Frage antworten ſollte, was ich geſehen habe, ſo wüßte ich nichts zu antworten. Es war ein Strudel vor meinen Augen. Ich war völlig benommen von all dem Gewoge und Gelärme. Und als die Soldaten kamen, als die Militärmuſik dröhnte, und ein ungeheures Hurra ſich heranwälzte und über mir zuſammenſchlug wie eine brüllende Woge des Jubels, da riß ich zwar den Mund auf, vermochte aber, wie ſehr mein Vater mich auch anfeuerte, kein Hurra herauszubringen. Warf auch meine Kränze nicht: ſtarrte bloß. Starrte und ſah nichts, das mir geblieben iſt. Nur das Bild eines Offiziers zu Pferde hat ſich mir eingegraben, unauslöſchlich: Es war ein großer,

breitſchulteriger Mann mit einem langen, blonden Vollbarte, der ſeinen Degen hochhielt. Aber der Degen war bis zur Spitze verborgen unter Eichenkränzen. Und er hatte ſcheinbar keine Pickelhaube auf, ſondern einen Eichenkranzbau: ſo war ſein Helm davon bedeckt. Er lachte mit offenem Munde und bewegte dabei ſeinen Kopf fortwährend zum Gruße hin und her, auf und ab. Wie eine Viſion iſt mir das geblieben. Als mich mein Vater dann fragte: „Na, Junge, war's ſchön? Haſt Du auch alles geſehen?“, da wußte ich erſt gar nichts und dann nur zu ſagen: „Der Feldherr war das Schönſte, der wie Gambrinus ausſah.“

Mein Vater lachte, und ich hatte noch lange unter dem Spotte zu leiden, daß ich einen ſiegreichen Gambrinus hatte einreiten ſehen. Man nannte einen komiſchen Einfall, was ein ganz feierlicher Eindruck geweſen war. Denn Gambrinus, den ich oft abgebildet geſehen hatte, wenn mein Vater Bockbier ausſchenkte, war für mich nicht etwa bloß ein König ſo gut wie jeder andere, obwohl er auf einem Bierfaſſe ſaß, ſondern unbedingt der ſchönſte von allen Königen, weil er ſo majeſtätiſch luſtig und bunt ausſah.

Doch ich habe mehr erzählt, als ich in dieſem Zuſammenhange beabſichtigte. Ich wollte auf ein Wort hinaus, das ich an dieſem Tage immer wieder hörte: „Der Erbfeind iſt geſchlagen.“ Mein Vater, der es gerne geſehen hätte, daß ich die Bedeutung dieſes Siegeseinzugs erfaßte,

verſuchte, mir das Wort klarzumachen, indem er etwa ſo zu mir ſprach: „Das deutſche Volk hat immer nur einen Feind gehabt: das franzöſiſche. Das haben wir nun beſiegt. Es muß Ruhe halten. Nun können wir ganz ruhig ſein; niemand wird uns mehr angreifen. Die Franzoſen können nicht mehr, und alle anderen Völker ſind unſere guten Freunde."

Zugegeben, daß mein Vater kein großer Politikus war. Er war wohl zu gutmütig dazu. Aber es gab ſolcher guten Leute viele, und ich hörte, ſolange ich Kind war, immer dieſelbe Meinung. Auch ſpäter, als ich ſelber Zeitungen las, vernahm ich das gleiche. Und ſo wurde auch in mir die Meinung feſt: für Deutſchland könne es nur einen Krieg geben: mit Frankreich. Als ich dann, zu meinem großen Mißvergnügen, im Hofe der Pleißenburg zu Leipzig ein Jahr lang zum Krieger dreſſiert wurde, ſagte mein Feldwebel, wollte er mich zu exakteren Wendungen, ſchöneren „Griffen", hinreißenderem Stechſchritt anfeuern: „Dadrrmit wärn Se Buhlangern nich imbonieren!" Es war die Zeit, wo General Boulangers Name als Wetterwolke figurierte. Aber auch nach deſſen Tode, der viel mehr nach Liebe als nach Rache Durſt gelitten hatte, blieb die Meinung beſtehen, daß für Deutſchland nur ein Krieg mit Frankreich in Betracht käme. Wir überdies, die Generation, die den Krieg mit Frankreich als Kinder erlebt hatte, wuchſen immer

mehr in die Zuversicht hinein, daß überhaupt an keinen Krieg zu denken sei. Wir sind, je älter wir wurden, immer friedenszuversichtlicher geworden, da uns Zeichen genug dafür aus Frankreich gekommen sind, daß die dort heraufsteigende Generation Wichtigeres ins Auge faßt als das Loch in den Vogesen. Wenn aber, so fragten wir uns, die Franzosen nicht mehr mit uns anbinden wollen: wem sonst sollte das einfallen?

Ich war daher nicht wenig erstaunt, als ich vor ein paar Jahren zum erstenmal in einer Zeitung dem Gedanken begegnete: England sei der Feind.

Oh, wie bist du doch geduldig,
Zeitungsrotationspapier!
Dacht' ich mir.
Leitartikelpolitikaster
Zeugen in perversem Laster
Mondkalbsphantasien mit dir.

Aber siehe: die Mondkälber traten herdenweise auf. Und, wie bei uns, so bei den Briten. Ich hätte das immer noch nicht ernst genommen (weil meine Bewunderung für die anonymen Lenker der Weltgeschichte in den Zeitungen reichlich mit Skepsis untermengt ist), wenn ich nicht eines Tages von der erlauchten Stiefelsohle des vortrefflichen Poeten Rudyard Kipling einen Tritt gegen die Magengegend erhalten hätte. Die Grobheit, mit der der Verfasser des Dschungelbuchs uns „Teutonen" als Bar-

baren und Schlimmeres anbrüllte, gab mir zu denken. Wenn es in einem englischen Gehirne, dem für Phantasien der üppigsten Art ganz Indien zu Gebote steht, so daß es also gewiß nicht an Stoffmangel leidet, so aussieht, muß wirklich etwas los sein, das besser fest wäre, und sei es nur eine Zerebralschraube, kalkulierte ich. Die politischen Redakteure der großen Tageszeitungen mögen das Gras wachsen hören: aber das ist ein Vorgang, dessen Phonetik so schwach ist, daß auch die sensibelste Akustik in einem Redakteurgehirn sich täuschen kann. Die Gedanken eines rassigen Poeten aber sind sozusagen das Gras selber. Schießt das in so bedenkliche Halme, dann muß man wohl acht geben.

Ich tat's, und es dauerte nicht lange, so war auch ich in das große Netz von Fühlfäden eingesponnen, die jetzt zwischen Deutschland und Großbritannien, mit recht fataler Elektrizität geladen, hin und her gehen. Wird Kurzschluß eintreten? Oder werden Onkel und Neffe, die allem Anschein nach eine Weile auch reichlich geladen waren, noch rechtzeitig den Funkenstrom ausschalten können? Wird das schwarze Meer von Tinte einem roten von Blut Platz machen, oder werden wir in ein paar Jahren den Heroismus unserer politischen Schriftsteller, die hüben wie drüben sogar die großen Batterien dröhnender Kriegsromane in die Gefechtslinie rasseln ließen, so vergessen haben, wie

uns jetzt Held Buhlanger in Vergessenheit geraten ist?

Notwendigkeiten entgeht kein Mensch, kein Volk: auch dann nicht, wenn Mensch und Volk scheinbar ohne Not Notwendigkeiten vor sich aufrichten. Wenn zwei Bauernburschen ein Mädel haben wollen, so ist die Wahrscheinlichkeit gering, daß sie sich einigen: heute nacht du, morgen nacht ich. Viel größer ist die Wahrscheinlichkeit, daß jeder auf einen günstigen Moment lauert, wo der andere mit möglichst großer Aussicht auf Erfolg an der Gurgel zu packen ist. Oder sie werden so wütig, daß sie bei erstbester Gelegenheit aufeinander losfahren. Manchmal gehen sie auch taktisch vor: warten irgendeine Kirchweih oder sonst ein Fest ab und sichern sich vorher Spezis zu Hilfe und Rückhalt. Was ist bei alledem die Notwendigkeit? Daß jeder allein genießen — herrschen will. Auch spricht cavalleria rusticana mit. Wer zurücktritt, gilt dem anderen als Lapp, und es hilft ihm nichts, wenn er beteuert, er habe ein anderes, ebenso gutes oder besseres Mädel gefunden, eine aus der Nachbarschaft. Es wäre bloß vernünftig, wenn er die andere nähme. Es könnten dann zwei gleich große Bauern nebeneinander sitzen, so dick im Fett, als es nur möglich ist, es auszuschöpfen, und sie könnten sich mit ihren Weibern Sonntags zum Kaffee besuchen und über die anderen lachen. Ich frage aber alle Verfasser von

Bauernſtücken, ob ſich aus ſolcher Vernunft ein rechtſchaffenes Drama machen läßt. Nein, es läßt ſich nicht! Schon weil Vernunft unwahrſcheinlich iſt. Denn es ſitzt die Notwendigkeit in den Bauernburſchen, zu raufen. Sie wird als Liebe und Ehre empfunden: was iſt dagegen zu machen? Und ſie führt zu prachtvollen Aufregungen, die ſtärker und verlockender ſind als alle Vernunft. Denn: wohin führt die ſchließlich? Ins Fett? Gewiß! Aber im Fett iſt die Langeweile, und ſo dick iſt kein Bauernblut, daß es nicht einmal ſchäumen möchte.

Zwiſchen Deutſchland und England ſcheint die Sache ähnlich zu liegen; nur kommt als verſchärfender Umſtand hinzu, daß England das Mädel ſchon ſicher zu haben glaubt und über alle Begriffe erſtaunt iſt, kurz vorm Kirchgang einen Rivalen auf dem Plan erſcheinen zu ſehen, der bisher für einen zwar kräftigen, aber etwas einfältigen Knaben galt.

*

Dieſe Betrachtungen ſcheinen mit dem Thema der Yankeedoodlefahrt nicht das geringſte zu tun zu haben, hängen aber durchaus damit zuſamen. Denn jede Seereiſe führt irgendwie nach England und damit zu den Fragen, die heute als Holzpapierwürmer durch die Zeitungen raſcheln. Die Grundfrage iſt wohl die: hat England ein Monopol auf die alleinige Beherrſchung der Meere? In welchem Grade

es die Vorherrschaft zur See besitzt, lehrt der Augenschein auch im Mittelmeer, wo die Engländer eigentlich gar nichts zu suchen hätten — hätten sie nicht ein paar recht derbe Brocken dort schon — gefunden. Im Finden und Behalten haben sie bisher den höchsten Rekord aufgestellt — dank ihrer Flotte. Und nun macht sie der Gedanke höllisch nervös, es könnte auch ein anderer zum Suchen flottmachen. Schon die kanonenlosen Schiffe à la Yankeedoodle sind ihnen recht sehr zuwider. Denn ein wie nobles Volk sie sonst auch sein mögen — sie sind geschäftsneidisch. Auch der adlige Kaufmann wird eklig, wenn Konkurrenten kommen. Und wenn's gar ein sogenannter Vetter ist, einer aus der Verwandtschaft, dem man bisher mit einigem Wohlwollen sein Budikchen gönnen durfte, dann wird's bös. Unter Cousins sind Eifersuchten am gefährlichsten.

Es läßt sich wohl begreifen, daß den Briten die schwarzweißrote Fahne (von der Kriegsflagge gar nicht zu reden) auf See ein unerwünschter Anblick ist, zumal wenn sie, wie im Mittelmeere, fast ebenso häufig auftritt wie die englische. Die deutschen Schiffe haben den englischen bereits fühlbar Abbruch getan. Amerikaner scheinen überhaupt nur unter den schwarzweißroten Streifen zu reisen. Dafür wird auf deutschen Schiffen der Geburtstag Washingtons genau so gefeiert wie der des Deutschen Kaisers, und die D. S. M. L. geht sogar so weit, besonders

anmutige und muntere junge Herren mit auf Reiſen zu ſchicken, deren Hauptamt es zu ſein ſcheint, mit den Amerikanerinnen zu flirten. Auch die Speiſekarte hat einen deutlichen amerikaniſchen Einſchlag, und das Engliſch der Schiffsoffiziere, die, wenn ſie bei Tiſche Anſprachen halten, es nie unterlaſſen, auf die deutſche Rede den engliſchen Speech zu ſetzen, huldigt den Yankees guttural. Da dieſe die teuerſten Kabinen innehaben und überdies auch deshalb beſſere Kunden ſind als die Deutſchen, weil ſie ihre Reiſe in die oriental wonderlands nicht erſt in Genua, ſondern ſchon in New York antreten und ebenſo weit zurückfahren, ſo ergibt ſich, vom kaufmänniſchen Standpunkte, eine gewiſſe Bevorzugung der größeren Portemonnaies von ſelbſt. Und die Amerikaner ſcheinen Leute zu ſein, die auf Schmeichelbutterbröten ſelbſt ein Uebermaß von Butter recht wohl vertragen, — während die Deutſchen patriotiſch genug ſind, ſelbſt einen ſcheinbaren Mangel an vaterländiſchem Selbſtbewußtſein läßlich zu finden, wenn damit einem patriotiſchen Zwecke gedient wird; eben der Yankee-Kaptivierung. Allright. Ich bin weder Geſchäftsmann noch Politiker und konſtatiere die geſchäftspolitiſchen Bücklinge bloß. Habe im Grunde auch gar nichts dagegen, „pourvue que le geste est beau“. Daran fehlt's ein bißchen. Die Haltung könnte doch ein wenig mehr Zurückhaltung ſein. Den Engländern Abbruch tun: ſchön. Nur

sollte man es vermeiden, dabei das ohnehin recht beträchtliche Selbstbewußtsein der Großbeutel-Yankees bis zur Ueberhebung hinaufzukitzeln. Die Briten befolgen die entgegengesetzte Taktik: sind steif, fast hochmütig. Servieren weder nationalamerikanischen Hirsebrei, noch die ebenso schmackhafte amerikanische Musik und reden natürlich englisches Englisch. Sie haben dadurch, wenn ich recht berichtet bin, die amerikanischen Passagiere verloren (und das tut ihnen bitter leid), aber der Respekt, den die Amerikaner vor ihnen haben, hat nicht die leiseste Nuance von — Wohlwollen (und das erfüllt sie mit einer Genugtuung, die ich vollkommen begreife). Daß sie uns gar nicht recht mögen, spürt man bei allen Begegnungen: sei es auf See, sei es an Land. Auch Schiffe besitzen die Möglichkeit, einen Gruß in der Art eines Mannes zu erwidern, der erst einen Moment den Ueberraschten spielt („Wer ist denn das? Wo hab' ich den denn schon mal . . . ? Ach so! Na ja!") und dann ein bißchen am Hute rückt. Mag es nun an der allgemeinen Stimmung liegen, die uns heute, wenn nicht schon beherrscht, so doch immer unheimlicher beschleicht, oder beruht es auf Tatsächlichem: man fühlt sich als Deutscher draußen sonderbar kühl, fast höhnisch und herausfordernd gemustert. Ich bin vielleicht übersensibel; aber wenn wir an der Seite eines englischen Schiffes lagen, kam es mir immer vor, als hüllte sich

dies, während Yankeedoodle, nach ſeiner ſchlechten Gewohnheit, unausgeſetzt Muſik verübte und die Fülle ſeiner elektriſchen Beleuchtung blendend zur Geltung brachte, aus feindſeligem Degout in Stille und Finſternis. Einmal rückte eins ſogar mitten in der Nacht von uns ab. Das mag irgendeinen nautiſchen Grund gehabt haben. Aber mir war, als ſei es aus dem Gefühle geſchehen: die Nachbarſchaft gefällt mir nicht. Daß uns ſelbſt die kleinen Seekadetten eines engliſchen Schulſchiffes hochmütig-phlegmatiſch von oben herab wie gelangweilte Masken über die Achſel anſahen, als wir nach Malta ausgebootet wurden, war, glaub' ich, keine Einbildung, ſondern ein durchaus richtiger Eindruck.

Der Abſchied von Syrakus (abends um ſechs) war rötlichlila geweſen: einer der aquarellſten Sonnenuntergänge, die ich erlebt habe. Die Begrüßung von Malta vollzog ſich (früh um ſieben Uhr, nach einer wunderbar ruhigen Meerfahrt) auspiciis von Grau und Orange: ganz Paſtell.

Der Anblick von Hafen und Inſel gehört zu den ſtärkſten Eindrücken, die uns die ganze Reiſe beſchert hat. Er drängte ſofort das Wort auf, das mir geblieben iſt: Malta, die ſteinerne. Das Ganze eine große Baſtion. Zu höchſt ein Wachtturm, auf dem ſich der berühmte elektriſche Knopf befinden ſoll, durch den beim Nahen eines feindlichen Schiffes punktgenau

dann, wenn es die Minenlinie überfahren will, die hölliſche Granatenkette unter See zur Exploſion gebracht werden kann. Erzählte mir ein Herr, der bereit war, darauf zu ſchwören. Möglich, daß er trotz ſeines grauen Bartes phantaſierte. Aber ich traue den Engländern ſolche Punktgenauigkeiten ſchon zu. Und auch wenn's nicht ſtimmt: von der See aus dürfte es ſich kaum jemand unterſtehen, nach dieſer ſteinernen Seekrone Englands zu langen. Und mit der Zeppeline iſt's ein wenig weit. Ich ſchlage vor, wir laſſen das Vaterland der früheſten Kartoffeln unſern geliebten Vettern. Sie haben ein gewiſſes Anrecht darauf durch die muſterhafte Ordnung erworben, die ſie auf der Inſel verbreitet haben, auf der es ſonſt wohl immer etwas afrikaniſch zugegangen iſt, obgleich ſie die Herren oft genug gewechſelt hat.

Ein kleiner Abriß in den beliebten Sechsfüßern:

Malta, kartoffelberühmt in der Gegenwart, früher durch Roſen,
Ragt wie ein ſteinerner Kamm Amphitritens hervor aus der Salzflut.
Seltſame Inſel, vom Schickſal beſtimmt, gewonnen, verloren,
Immer als Beute von Hand zu Hand der Herren zu fallen:
Söhne Phöniziens; Griechen; Karthager; Römer; Vandalen;
Goten; Byzanz; der Araber Fauſt; normanniſche Franken;

Arragon dann, bis der ſpaniſche Karl, ein Kaiſer der Deutſchen,
Hin ſie gab den Rittern aus allerlei Blute Europens:
Deutſchen, Franzoſen, Spaniern und was noch ſonſt ſich dem Schlitzkreuz
Keuſch, gehorſam und arm unterwarf, großmeiſtergeleitet.
Doch ein größerer Meiſter erſchien und nahm im Vorbeigehn,
Wie ſeine Art es war, das Inſelchen: Held Bonaparte,
Bis Old England, geſchickt in derlei Geſchäften, ſich freundlich
Selbſt übertragenen Amtes befliß: den Fels zu verwalten.
Ach, und er ward ihm ſo lieb, und die Bürde ſo ſüß, daß es höflich
Sprach: Ich bleibe, ihr Herrn von der keuſchen gehorſamen Armut,
Da euch, wie ſich's gezeigt, das heiße Klima nicht guttut,
Während für mich keine Hitze zu groß, kein Reichtum zu viel iſt.
Und ſeitdem ſpaziert ſouverän der Rotrock auf Malta,
Der auf dem Welttheater die Rolle des lächelnden Erben
Wie kein anderer zu ſpielen verſteht. — Der braune Malteſer,

Araber halb, halb Grieche, soweit er nicht
sonst noch etwas ist,
Denkt sich: sei's wer es sei, geniert er nur
nicht die Kartoffeln.

Die guten Malteser, von denen meine Frau behauptet, daß sie halb wie Griechen, halb wie Affen aussehen, haben sich vermutlich nie so wohl geborgen gefühlt wie unter dem britischen Dreizack. Ganz sicher scheint es mir, daß es den Tieren auf Malta nie so gut gegangen ist, wie unter der Herrschaft der Engländer, deren Tierfreundlichkeit sich die Italiäner bezeichnenderweise damit zu erklären versuchen, daß sie annehmen, die Lords glaubten an Seelenwanderung und malträtierten die povera bestia nur deshalb nicht, weil englische Seelen darin stecken könnten. So gutgehaltene Pferde, Maultiere, Esel haben wir auf der ganzen Reise nicht zu sehen bekommen wie auf diesem britischen Dominium. Mit Ziegen und Hunden wird geradezu eine Art Kultus getrieben. Vor mehr als einem Hause sahen wir die dürren Meckertiere auf Teppichen liegen, und die Hunde, obwohl kein einziger „Malteser" darunter war (die Rasse scheint von den Ladies nach England exportiert worden zu sein), erfreuen sich Münchener Dackelembonpoints.

Die Hauptstraßen der Treppenstadt La Valette sind in einer Weise stattlich, sauber, soigniert, daß man den malerischen Dreck Siziliens beinahe vermißt. Da es Sonntag war, präsen-

tierten ſich auch die Untertanen des Kings im „Staate“, ſo daß nur die braune Hautfarbe und die unglaublich ſchwarzen afrikaniſchen Augen uns davor bewahrten, ſie für waſchechte Gentlemen zu halten, als welche, wie bekannt, die ſchönſten Apfelbäckchen unter allen Europäern haben und ſo blaue Augen, daß nur die frieſiſchen ſich daneben ſehen laſſen können.

Wie oft mögen die Eingeborenen ſchon das Koſtüm gewechſelt haben! Da wir ſchlecht imitierte Engländer auch bei uns zu Hauſe bewundern können, hätten wir natürlich lieber Nationaltrachten geſehen als dieſe vom praktiſchen England erfundene Normaltracht. Aber nur die Frauen haben davon etwas bewahrt: die Faldetta, eine Art Mittelding zwiſchen Kopftuch und Sonnenſchirm, gleichzeitig auch Mantel. Ich bin nicht recht hinter den Mechanismus der Sache gekommen, die nach Art einer Wagenplane konſtruiert zu ſein ſcheint: ſchwarzer, dünner Stoff, auf einen beweglichen Reifen geſpannt. Von weitem ſieht es aus, als käme ein Schiff, das gegen den Wind kreuzt: ſo bläht ſich nach der Sonnenſeite der Stoff über den Reifen. Uebrigens fand ich die Malteſerinnen hübſch, und es muß unangenehm geweſen ſein, das Keuſchheitsgelübde ernſt zu nehmen gegenüber dieſen raſſigen Heißblütlerinnen, die etwas liebenswürdig Animales haben. Meine Frau behauptet, und ich glaube, ſie hat recht (wie immer), daß das ſchönſte Menſchen-

kind, mit deſſen Anblick uns dieſe Reiſe begnadete, ein malteſer Baby war, das, auf dem Schoße ſeiner Mutter ſitzend, uns ſein Köpfchen zuwandte, wie wir vorüberfuhren. „Wenn es Engel gibt: das war ihr König", ſagte meine Frau, die damit freilich einen für eine gute Katholikin unziemlichen Skeptizismus, aber auch die ſchöne Kunſt bewährt hat, einen Eindruck kurz und gut in Worte zu faſſen.

Zur Belobung dafür erhielt ſie einen Orden: ein Malteſerkreuz aus Silberfiligran und ein Medaillon in derſelben Arbeit, gleichfalls ſchlitzkreuzdekoriert. Sowie in demſelben Dekor ein paar Meter malteſer Seidenſpitze. Ich erwähne das nicht, um zu zeigen, wie generös ich ſein kann, (obwohl dies Detail vielleicht dazu beitragen könnte, meinen Charakter reizend zu illuſtrieren), ſondern einmal, um darauf hinzuweiſen, wieviel beſſer treffende Worte honoriert werden, wenn ſie, ſtatt aus der Stahlfeder, aus einem Frauenmunde kommen, und dann, um auf dieſe hübſchen malteſer Induſtrien hinzuweiſen: Silberfiligran und Spitzen. In ihnen wird das Malteſerkreuz noch auf die Nachwelt kommen, die keine Ordenskreuze mehr kennt.

Vergeblich habe ich mich auf allen Plätzen nach den Kreuzen umgeſehen, die, noch bis zum Schluß der Ordensherrſchaft auf Malta, dort an die Mauern gemalt worden ſind, wo ein Ritter im Duell gefallen war. Malta war nämlich das gelobte Land der unbedingten

Satisfaktionspflicht. Seine Geſetze verboten nicht einmal pro forma den ritterlichen Zweikampf. Geſetzlich beſtimmt war nur der Ort, wo die Menſuren, öffentlich, auf einem beſtimmten Platze, ausgefochten werden mußten, und es war ferner Konvention mit der Kraft eines Geſetzes, daß augenblicklich die Degen eingeſteckt werden mußten, wenn ein Weib, ein Prieſter oder ein Ritter es befahl. Da aber die Weiber kein Intereſſe an den Rittern hatten, die Prieſter deren Diener und die Ritter ſelber Freunde des ehrehegenden Degens waren, ſo iſt anzunehmen, daß eine Menſur auf Malta noch ſeltener aufgehoben worden iſt als eine im Hirſchgraben zu Heidelberg. Eine Geſchichte aus der Zeit des letzten regierenden Ordensmeiſters zeigt, wieviel gefährlicher ein Verruf wegen „Kneifens“ unter dieſen Rittern war als heute unter Korpsſtudenten. Zwei Ritter hatten ſich beim Billardſpiel entzweit, und der eine hatte dem anderen einen Schlag verſetzt. Darauf, natürlich, Forderung. Aber der, der geſchlagen hatte, weigerte ſich, zum Erſtaunen ganz Maltas, das derlei für unmöglich hielt, Satisfaktion zu geben. Die Forderung wurde wiederholt: der ſonderbare Ritter, ein allzu verfrühtes Mitglied der Antiduelliga, weigerte ſich noch immer. Daraufhin wurde er nicht etwa c. i. dimittiert, ſondern er erhielt folgende Strafen: 1. fünfundvierzig Tage hintereinander Kirchen- (Kirchen-!) Buße in der großen Kathedrale zu

St. Johann, 2. fünf Jahre Dunkelarreſt in einem unterirdiſchen Kerker, 3. lebenslängliche Feſtungshaft, ein bißchen viel, aber ſchließlich optimo jure verhängt. Denn Ritter ſollen nicht kneifen — am wenigſten, wenn ſie ſich vorher „in Realavantage geſetzt“ haben. Arg aber iſt, was der zeitgenöſſiſche Erzähler weiterhin berichtet: auch der andere blieb diffamiert. Die Ritter konnten ſich nicht darüber hinwegſetzen, daß einer unter ihnen war, der einen empfangenen Schlag nicht mit dem Blute ſeines Gegners weggewaſchen hatte.

Wir durchwanderten im Trupp die Räume des ehemaligen Großmeiſterpalaſtes, in dem jetzt der engliſche Gouverneur reſidiert. Waffen, Waffen, Waffen. Aber alle dieſe Spieße, Beile, Schwerter, Flinten, Kanonen haben nichts ausgerichtet gegen den kleinen Bonaparte. Es ſcheint, die Ritter haben alle gerade Billard geſpielt oder pp.-Suiten ausgefochten, als er ankam. Das Schönſte iſt der Gerichtsſaal mit ſeinen prachtvollen Gobelins. Aber wir wurden vorbeigetrieben wie eine Herde am ſaftigen Raine. „Vorüber, ihr Schafe, vorüber, ſo will es das Reiſebureau“. Im Hofe eine erſtaunliche Sehenswürdigkeit — für Malteſer: ein paar ausgewachſene Bäume. Weil es deren auf der Inſel ſonſt keine gibt, hat jeder ein Schild umgehängt gekriegt mit ſeinem Namen. Man tauft hier Bäume wie anderswo Schiffe. In der Tat, Goethe hatte recht, als er 1822

zu Parthey ſagte: „Dieſer dürre Kalkfelſen zwiſchen Sizilien und Afrika muß einen eigentümlichen Charakter haben“. Das Eigentümlichſte an ihm iſt, daß er keinen Baumwuchs hat; nur der Johannisbrotbaum kommt auf ihm fort: vermutlich eine Aufmerkſamkeit für die Johanniter.

Von der Baracca superiore, dem oberſten Bollwerk dieſer unglaublichen, zum großen Teile aus dem Felſen gehauenen Feſtung, genoſſen wir nicht nur den prachtvollen Blick auf den Hafen, ſondern auch hinterwärts über das Land. Land? Wir ſahen nur Geſtein. Und worauf wachſen dann die berühmten Blutorangen? Die Baumwollſtauden? Roſen? Limonen? Feigen? Alles auf dieſem Steinicht. Es kommt einem ganz unwahrſcheinlich vor, wenn man es hört, daß ein Fels ohne Erde zu den fruchtbarſten Flecken unſeres Planeten zählt. Einiges Erdreich ſoll zwar früher aus Sizilien herübergeſchifft worden ſein; in der Hauptſache aber iſt es die künſtlich zerbröckelte Oberſchicht des Felſens ſelber, die alle dieſe Pflanzenweſen hervorbringt nnd erhält. Es gibt nichts Totes. Alles lebt und zeugt. Wer weiß, was für ſchöne Sachen auf den Kratern des Mondes wachſen. Die Mondkälber (die wirklichen) ſind am Ende fetter als unſere.

Unerhört ſchön iſt die Kathedrale San Giovanni. Hier hat Ariſtokratie Pracht mit höchſtem Geſchmacke entfaltet. Es iſt, als ſtünde man

in lauter Gold. Die Prieſter, wie lauter zelebrierende Könige, ſangen die Meſſe. Der blaue Weihrauchdampf wölkte durch Licht und Glanz. Aber die Malteſer (mehr Männer als Frauen: wieder eine Eigentümlichkeit dieſes Kalkfelſens) ſahen und hörten nichts; ſie knieten nicht: ſie lagen auf den Marmorflieſen und beteten. Den Katholizismus wird der engliſche Stahlbeſen hier nicht fortfegen. Gütiger Himmel! wie brennt die Andacht in afrikaniſchen Augen.

Wir ſchritten durch die Seitenkapellen, die nach den verſchiedenen Nationen der Ritter eingeteilt ſind. Da glänzt ſilbern die Lilie Frankreichs, dort flammt golden der deutſche Adler; die Wappen der edelſten Geſchlechter Europas durchſetzen mit ihren bunten Farben das überall dominierende Gold. Zuſammengehalten aber wird das Ganze durch das immer wiederkehrende Kreuz des Ordens.

Unter den Bildern iſt mir eins aufgefallen: ein Martyrium des heiligen Johannes. Der Adel ſeiner Linien, das Zurückgehaltene in ſeinen Farben, die ſchöne Einfalt im Ausdrucke ſeines Inhaltes laſſen dieſes bedeutende Kunſtwerk als die koſtbarſte Einzelheit in dieſem erſtaunlich eindrucksvollen Ganzen erſcheinen.

Als wir aus dieſer alten katholiſch-ritterlichen Pracht heraustraten, kam uns der Herr Konſtabler mit ſeiner Londoner Nebelmontur denn doch etwas ſonderbar vor.

VIII.

Von Eierkuchen und Sonnenuntergängen; von ordentlich und ſchief gewickelten Menſchen; von allerhand Karawanſen.

Von Malta nach Alexandrien iſt es ſehr weit: ſechs Eierkuchen weit. Ich habe mich mich daran gewöhnt, zu jedem erſten Frühſtück zwei Eierkuchen zu eſſen, und zwiſchen Malta und Alexandrien liegen drei Frühſtücke.

Dieſe Eierkuchen ſind ſo gut, daß ich den Küchenchef um das Rezept gebeten habe. Es iſt aber gar nicht ſchwer, ſie zu backen: man muß es nur können. Das Rezept iſt nicht die Hauptſache. Natürlich. Sonſt könnte man ja auch dichten, wenn man eine Poetik gekauft hat.

Ich hätte die Entfernung zwiſchen Malta und Alexandrien auch in Sonnenuntergängen angeben können, denn die waren gewiß eben ſo ſchön wie die Eierkuchen, aber ich habe ſie leider nicht ſo ungeſtört genießen können, wie dieſe. Beim Frühſtück war ich nämlich immer mit meiner Frau allein, denn ich halte auch auf dem

Schiffe ſtreng darauf, der letzte beim Aufſtehen zu ſein; aber die Sonnenuntergänge vollzogen ſich ſtets vor einem großen Publikum. Begreiflicherweiſe. Denn ein Sonnenuntergang iſt ein poetiſches Ereignis. Tauſende von Dichtern haben es unzähligemal des beſtimmteſten verſichert, und viele von ihnen haben goldene Worte dafür gefunden. Aber ich wette meinen indiſchen Lordshut gegen eine Yankeedoodlemütze: ſie waren immer allein (oder zu zweit mit ihrer Geliebten, oder ihrer Frau, oder einem Freund) wenn ſich die Transſubſtanziation des Sonnengoldes in poetiſches Gold vollzog. Hätten ſie das Phänomen zwiſchen Yankeedoodlern genießen müſſen, ſo würden ſie, wenn Apollo ſie nicht mit gnädiger Taubheit geſchlagen hätte, zu viel Poetiſches über den Vorgang vernommen haben, als daß ſie ſelber Poetiſches hätten empfinden können.

Ich wurde einmal im Morgengrauen aus dem Bette geriſſen, weil ich auf Rigikulm den Aufgang der Sonne bewundern ſollte, der im Bädeker zwei Sterne hat. Nun gut: ich ließ mich reißen, denn ich war damals verlobt, und meine Braut riß mit, — zwar nicht phyſiſch, aber kraft jener Suggeſtivgewalt, die auch einen prinzipiellen Langſchläfer zum Bruch mit ſeinen Grundſätzen zwingt. Was geſchah? Die Sonne ging pünktlich und in allen Prächten auf, aber genau in dem Momente, wo ſie alle die Firnen vergoldete, die ihr Herr Bädeker vorſchreibt,

wurde zwanzig Schritte von meinem Standpunkt entfernt ein Schwein geſchlachtet. Ich kann nicht ſagen, daß ich das erhebende Schauſpiel der erwachenden Sonne mit Andacht genoſſen habe. Das ſchauerliche Schreien der hingemetzten Kreatur erfüllte mich mit einem derartigen Grauſen, daß ich überhaupt nichts ſah: nur hörte. — Ganz ſo ſchlimm erging es mir bei den Sonnenuntergängen an Bord des Yankeedoodle nicht; ich habe ſie immerhin geſehen, und ich darf konſtatieren, daß ſie ſehr ſchön anzuſehen waren. Aber wenn irgend etwas, ſo erfordert dieſes Schauſpiel der heiligſten Ruhe, dieſes hoheitvolle Verſchwinden des Lichts in die Tiefe, die, eben noch glänzend wie bewegtes Gold, plötzlich zu Blei verſtockt, eine ebenſo vollkommene Stille: die Stille der Andacht. Auf dem Lande verſtummen ſelbſt die Vögel mit einem Schlage, wenn die Sonne verſunken iſt, und es kann geſchehen, daß der Beobachter für einen Moment das Gefühl hat, als ſtände ihm das Herz ſtill. Denn er erlebt das tiefſte Symbol von Tod und Leben. Die Vergnügungsreiſenden des Yankeedoodle jedoch, keine Vögel, ſondern gebildete Europäer und Amerikaner, verſtummten keineswegs und hatten ganz gewiß keine Herzzuſtände. Sie beſuchten das Schauſpiel, über deſſen Pünktlichkeit ſie leider gut orientiert waren, mit der beſtimmten Abſicht, ſeinen poetiſchen Qualitäten nicht bloß mit dem Gemüte, ſondern auch mit

dem Munde gerecht zu werden, und ſo ließen ſie es nicht an Beifall fehlen. Aber während der Mops, der den Mond anbellt, nur komiſch iſt, muß der Menſch, der die untergehende Sonne mit beifälligen Bemerkungen wohlwollend kritiſiert, als eine durchaus üble und höchſt läſtige Kreatur bezeichnet werden. Ein unbewußt ſich von den Lippen löſendes Oh!, ein Ah! des hingeriſſenen Entzückens, irgend ein Ausruf der Ergriffenheit: ein Wort aus vollem Herzen, einfach, unüberlegt, banal, —: wer möchte ſolch ein Echo des Gefühls bemängeln wollen. Das „Thalaſſa! Thalaſſa!“ der Griechen, als ſie das Meer ſahen, muß ergreifend geweſen ſein wie das Donnern der Brandung ſelber. Es hatte das Elementare echter Menſchennatur: war ſelbſt Natur. Das Herz der Menge traf ſich mit dem Meere und überbrauſte ſein Rauſchen. Zwei große Dinge trafen ſich: das eine ſo frei von Eitelkeit wie das andere. Wenn aber eine beleſene deutſche Bürgerstochter angeſichts der in den Fluten untertauchenden Sonne die Reſultate ihrer Penſionsbildung produziert und ihrem courmachenden Aſſeſſor zeigen will, wie fein ſie ſich auszudrücken vermag, indem ſie liſpelt: „Nein, dieſe Tinten!“, ſo iſt das um aus der Haut zu fahren, und es hält ſchwer, eine höchſt ungebildete Aeußerung zurückzuhalten, wie etwa: Infame Gans! Und wenn ein wahres Geſchnatter derartiger Läppiſchkeiten um Dich herum-

ganſt und gänſericht, ob Vergnügungs- und Geſellſchaftsreiſender, ſo ſchwöre bei der untergehenden Sonne: Einmal und nicht wieder! Nur wenn du ſelber zu den Menſchen gehörſt, die auf dem Meere Maskenbälle brauchen, wenn ſie ſich nicht langweilen wollen; denen das Meer eine umfangreiche Waſſerfläche, die Sonne ein Anlaß zu gebildeten Redensarten, alles Gewaltige, Schöne, Heilige, Alte gerade gut iſt, ſchnodderige Bemerkungen dazu zu machen; die überall wieder nur ſich in ihresgleichen ſehen wollen und überall und immer die unbewegt, ungerührt, unbereichert Gleichen bleiben: nur dann begib Dich auf eine Vergnügungs- und Geſellſchaftsreiſe. Dann iſt auf einer ſolchen für Dich in unübertrefflicher Weiſe geſorgt. Biſt Du gar ein Amerikaner, ſo kannſt Du ſicher ſein, auf geradezu ideale Art gereiſt zu werden. Und wenn Du überdies das überſchwengliche Glück haſt, eine Amerikanerin zu ſein, ſo wüßte ich nicht, was Du Dir vom Leben überhaupt noch wünſchen ſollteſt. Denn Du haſt auch noch den Flirt als Zugabe gratis, und er wird von jungen Herren der Reiſeleitung ausgeübt, die augenſcheinlich darauf trainiert ſind. Mag ihnen ſonſt auch einiges abgehen: darin ſind ſie ſo vollkommen, wie die Speiſekarte des Yankeedoodle. Biſt Du aber von anderer Art (alſo ſchief gewickelt, denn es iſt gewiß verkehrt, von andrer Art zu ſein), ſo

schimpfe nicht etwa auf die Onkel-Sam-Michel-Linie (denn sie kann ihre Dividenden nicht durch Rücksichtnahme auf eine schief gewickelte Minorität gefährden und muß mit der Masse rechnen), sondern bedenke, daß ihre schönen Schiffe auch andere Reisen machen: reguläre, die nicht um jeden Preis Amüsement en masse und für die Masse bieten wollen, aber eben deshalb für Dich und Deinesgleichen eine Fülle von echten Reisegenüssen haben. Sieh Dir aber genau die Kabine an! Nimm keine, an deren Fenster die Falltreppe vorübergeht! Keine, deren Fenster so nahe über dem Wasserspiegel liegen, daß sie nicht immer geöffnet werden können! Und laß es eine sein, die Dir einen Platz in dem ersten Speisesaale gewährleistet, der höher und daher luftiger ist, als der zweite. Ueberhaupt: spare nicht! Es sei denn, Dir fehlte das Gefühl für Nüance im Komfort und Du wärest so glücklich, im Punkte des Wohnens nicht verwöhnt zu sein. Bedenke, daß auf einem Schiffe, auch auf einem sehr großen, die Enge herrscht, und daß selbst die größten Kabinen notwendigerweise noch klein sein müssen. (Vielleicht ist das nicht so ganz notwendig, wie es scheint. Denn es ließe sich wohl denken, daß man auf die großen Gesellschaftsräume verzichtete, oder sie, die Speisesäle ausgenommen, kleiner gestaltete und dafür die Kabinen erweiterte. Doch läßt sich darüber als

Laie ſchwer urteilen.) Eine reguläre Seereiſe ohne krampfhaften Vergnügungscharakter wird auch deshalb intereſſanter ſein, weil ſie Zwiſchendeckpaſſagiere mitführt. Denn für unſereinen iſt es intereſſanter, Menſchen von mancherlei Art um ſich zu haben, als von einerlei Art. Die Vergnügsfahrten betonen die Einſchichtigkeit ihrer Reiſegeſellſchaft gefliſſentlich, indem ſie ihre Paſſagiere nicht in ſolche erſter und zweiter Klaſſe einteilen. Mir ſcheint, es handelt ſich da im allgemeinen um eine Klaſſe für ſich. Wie es, nach Hartleben, in allen Schichten der Menſchheit „Hilfsbremſer“ gibt, ſo gibt es auch ſo etwas wie eine Klaſſe der Karawanenfahrer. Wer ſich, ohne dazu angelegt zu ſein, in eine ſolche Karawane verirrt, erweitert zwar ſeine Menſchenkenntnis, kommt aber um die eigentliche Frucht, die er, nach ſeiner Art, von einer Reiſe erhofft. Uebrigens kann ebenſowohl ein Fürſt von Geblüt zu den Karawanſen gehören, wie ein reichgewordener Metzgermeiſter. Innerhalb einer Karawane ziehe ich aber den Handwerksmeiſter vor. Ich lernte einige kennen (es waren nicht gerade Metzger), die mir wieder aufs Erfreulichſte bewieſen haben, welch ein Fond von Tüchtigkeit, anſtändiger Geſinnung und aufwärtsſtrebenden Tendenzen im ſelbſtändigen deutſchen Gewerbsmanne liegt und tätig zutage tritt. Dieſe Leute haben mich nie geſtört. An ihnen habe ich auch nicht die Unart herriſchen Auf-

tretens gegenüber den Eingeborenen bemerkt; auch nicht das ewige Absprechen und Vergleichen mit heimatlichen Zuständen. Ihnen war die Reise auch mehr als bloßer Bummel, und es war rührend, sie immer wieder darauf zurückkommen zu hören, daß, durch Erzählungen und mitgebrachte Bilder und Kuriositäten, auch „die Kinder" etwas von der Reise haben sollten.

Am erfreulichsten war uns die Bekanntschaft mit zwei älteren dänischen Damen. Beide hatten im Verein vor fünfundzwanzig Jahren eine Mädchenschule in ihrer Heimat gegründet, und zur Feier des fünfundzwanzigsten Bestehens der nun zu großer Bedeutung, ja zu nationalem Ansehen gelangten Anstalt hatten ihre Schülerinnen (gegen 400) als Ehrengabe das Reisegeld für diese Fahrt nach dem Orient zusammengeschossen. Die eine der beiden war die Direktorin, und die andere, etwas jüngere, hatte eine entzückende Art, in ihr die Bedeutendere, nicht etwa die Vorgesetzte, anzuerkennen und sie dementsprechend zu behandeln. Wenn ich die Kultur Dänemarks nach diese beiden Lehrerinnen beurteilen darf, so verdient sie den höchsten Respekt. Jedenfalls beneide ich die jungen Däninnen, die von so klugen, klaren und gütigen Wesen ins Leben geleitet werden. Diese beiden reisten mit einen stillen Enthusiasmus, und was sie in sich aufnahmen, genossen sie nicht bloß für sich, sondern vornehmlich auch für ihre Schülerinnen. Dabei

hatten ſie, obwohl die ältere ausgeſprochen auch Schriftſtellerin war, gar nichts Blauſtrümpfiſches an ſich. Sie gehörten auch nicht zur ſkandinaviſchen Amazonengarde, aber von weiblicher Spießbürgerei waren ſie dennoch völlig frei. Nicht ſo vom däniſchen Chauvinismus, aber ich lernte den gerade im Umgange mit ihnen verſtehen. Es iſt die alte Geſchichte: Deutſchland wird immer mit Preußen verwechſelt, und vom preußiſchen Weſen wirkt ins Ausland nur die Büttelei und Feldwebelei. Dieſes Imponderabile wird dem deutſchen Imperialismus mehr zu ſchaffen machen als die ganze engliſche Flotte. Ich für meinen Teil möchte wünſchen, daß dieſer Imperialismus, der fürs erſte wohl nur in der ausſchweifenden Phantaſie von Politikern mit unverantwortlichem Federhalter exiſtiert, nicht eher verſucht, ſich in Taten umzuſetzen, als bis das deutſche Weſen, an dem die Welt geneſen ſoll, ſelber einige Kinderkrankheiten der Macht überwunden hat. Im übrigen aber laßt uns darnach trachten, gute Europäer zu werden, oh meine ſchief gewickelten Freunde. Die angeborene Liebe zum Vaterlande brauchen wir deshalb nicht zu verletzen, aber ich ſehe keine Möglichkeit, deutſche Landsleute, die das kulturelle Anſehen Deutſchlands ſchädigen, mehr zu lieben, als Leute fremder Zunge, mit denen mich die Gemeinſamkeit aller kulturellen Ideale und Regungen verbindet.

Eine Fahrt auf dem mittelländischen Meere ist für den guten Europäer eine Kulturreise. Dieses Meer hat uns alle Götter geboren. Noch Nietzsche-Zarathustra kam hier zur Welt.

Eine Strophe von ihm hat mich begleitet:

Das weiße Meer liegt eingeschlafen,
Und purpurn steht ein Segel drauf.
Fels, Feigenbäume, Turm und Hafen,
Idylle rings, Geblök von Schafen, —
Unschuld des Südens, nimm mich auf!

IX.

Vom Läbeln; vom Reiſen in den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts; vom Schnobern bei Hunden und Menſchen; von meiner Frau und dem Nillande; vom guten Eſſen; vom Kalauern; vom Alleineſſen; von künſtlichen Paradieſen.

„Wir ſind in Alexandrien!“ rief meine Frau früh um 7 Uhr des 26. Februar. Sie war ſchon angezogen und wußte zu erzählen, daß der Hafen „rieſig“ ſei und voller Schiffe und Leben. Ferner ſagte ſie: „Wenn du nicht gleich aufſteht, mußt du in Unterhoſen nach Kairo fahren.“ „Das erſchreckt mich wenig,“ antwortete ich, „ich habe gewiß ſchon zehnmal geträumt, daß ich in Unterhoſen und Frack auf einem Ball erſchien, bin alſo an derlei gewöhnt.“ Trotzdem ſtand ich hurtig auf, frühſtückte in unanſtändiger Eile und legte die äußerſte Sorge für unſeren großen Koffer an den Tag, der diesmal mit an Land ſollte. „Kümmre dich nicht um das,“ gebot meine Frau; „er iſt richtig geläbelt.“ „Was iſt er

richtig?" „Geläbelt." „Ich rede noch nicht Aegyptisch." „Das ist doch Deutsch!" Ich erkundigte mich und erfuhr, daß es Yankeedoodle-deutsch ist und soviel heißt wie „er ist richtig bezettelt". To label heißt nämlich bezetteln, aber bezetteln versteht der Yankeedoodle-Deutsche nicht, denn das Wort ist selten. Auch klingt label viel feiner wie Zettel.

Die Ausbootung erfolgte um 8 Uhr unter den üblichen Erscheinungen, die sich wohl bei jeder Herde zeigen, die aus der Hürde gelassen wird. Alexandrien selber ist nach der erfahrenen Karawansen-Psychologie des Yankeedoodle-Reisebureaus für eine Karawane nicht interessant genug, und so wurden wir ohne Verweilen prompt nach dem Bahnhof transportiert, wo ein Extrazug erster Klasse sehr temperamentvoll erstürmt wurde. Da wir uns an diesem kriegerischen Spiele nicht beteiligten, bekamen wir einen recht guten Platz in einem der hintersten Wagen. Sodann blieb der Zug noch eine Weile stehen, und wir genossen auf dem Bahnhofe zu Alexandrien genau das gleiche Schauspiel wie auf jedem anderen: es wurden Zeitungen und Ansichtskarten ausgerufen, sowie Apfelsinen und Zigaretten. Orientalisch war nur, daß der Polizist eine kleine Peitsche trug, mit der er allzu lebhafte Handelsleute in ihrem Geschäftseifer regulierte. Auch roch der ganze Bahnhof sehr gut nach ägyptischem Tabak (der aber bekanntlich in der Türkei und nicht in Aegypten gebaut wird). In einem

Zollschuppen lagen riesige Ballen davon aufgestapelt.

In den Coupés machten Wandbilder für die Pyramiden und für die Eisenbahnlinie nach dem Inneren Reklame. Alle Mitreisenden waren in die Lektüre des Baedeker vertieft. Ich wünschte mir ein Kamel herbei, auf ihm nach Kairo zu reiten.

Ein Grölen (von der Lokomotivpfeife wie in heftiger, heiserer Wut ausgestoßen) und der Extrazug erster Klasse verließ den Bahnhof.

In vier Stunden waren wir in Kairo. Semilasso, obwohl er doch ein Fürst war und als Fremder von ganz besonderer Distinktion sein Schiff vom Gouvernement gestellt erhielt, brauchte etwa eine Woche, und auch die Gräfin Ida Hahn-Hahn hat, stromabwärtsfahrend, (von Kairo nach Alexandrien) und teilweise das Dampfboot benützend fünfzig Stunden gebraucht. Das war in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts.

Ich beneide keine Fürsten (obwohl der von Pückler-Muskau ein beneidenswerter Fürst war, da er keinen Thron, aber viel Geld und außerdem Geist und Talent hatte), aber so wie er gereist ist, möchte ich auch reisen. „Die Nacht öffnete schon ihre dunklen Fittiche" (wie er sich ausdrückt) als er die „Kangsche" bestieg, die das Gouvernement ihm „nebst einem Kawas zu bewilligen die Artigkeit gehabt hatte" (artig gesagt). Nachdem er „bis zum Morgen sehr sanft geschlafen", stieg er früh

aus der Gondel, um auf die Jagd zu gehen, „denn der Wind war uns entgegen und die Matroſen mußten das Fahrzeug am Strick ziehen, was ziemlich langſam von ſtatten ging.“ Er ſchoß dreißig Lerchen, frühſtückte in einer Fellahhütte und war abends in Halfah. Dort, wo er ein anderes Schiff beſteigen mußte, blieb er die Nacht. Am nächſten Tage mittags erhielt er eine andere Regierungskangſche und fuhr bis Fuah, wo er ans Land ſtieg, „um ſich recht nach Herzensluſt im Grünen zu ergehen“. Dann beſuchte er die von Mehmed-Ali angelegten Fezfabriken und die Bazars und verlor ſeinen Hund Suſannis. Ihm zuliebe blieb er die ganze Nacht in Fuah, bis ſich Suſannis auf der Kangſche eingefunden hatte. Am nächſten Tage wieder Jagd, neben der Kangſche herwandernd. Diesmal Schnepfen, Tauben, Krammetsvögel. Am nächſten Tage, nachdem auch die Nacht übergefahren worden war, ging die Reiſe durch Nilnebel, und abends wurde in dem Dorfe Sidi Ibrahim eingekauft. Nachts blieb man, da es „eine wundervolle milde Mondnacht“ war, im Freien. Die zwei folgenden Tage hielt er ſich, mit Schreiben beſchäftigt, in ſeiner Kajüte auf, „die vorüberziehenden Bilder, wie durch ein Fenſter betrachtend“. Dort, „wo die Wüſte in glatten Sandhügeln bis an den Nil herantritt“, ſtieg er an Land, und wie es wieder fruchtbare Erde gab, blieb er erſt recht dort

und jagte wilde Enten und Gänſe. An einem der folgenden Morgen zeigten ſich ihm „gleich blauen Felſenkuppen am Horizont die Pyramiden von Dſchiſeh“. Nun rückte er der Hauptſtadt (die er noch Kahira nennt) näher: „Einzelne Landhäuſer mit Mauern umgeben unterbrechen die grünen Fluren rechts und links des Fluſſes, die Zitadelle am Fuß des dunklen Mokatamm blitzt in der Ferne auf, man kommt bei den prachtvollen Gärten von Schubra vorüber . . . . . und ſo von Ueberraſchung zu Ueberraſchung fortſchreitend erreicht man endlich Bulac, den Hafen Kahiras von der Meerſeite.“

Es begreift ſich, daß Semilaſſo auf dieſe Weiſe von Alexandrien nach Kairo beträchtlich mehr geſehen und erlebt hat als ich, und ſo empfehle ich auf das lebhafteſte, ſich in ſein intereſſantes Buch „Aus Mehmed Alis Reich“ (1844 bei Hallberger in Stuttgart) zu vertiefen. Auch die „Orientaliſchen Briefe“ der Hahn-Hahn empfehle ich ſehr. (Im gleichen Jahre bei Alexander Duncker in Berlin erſchienen. 3 Bände.) Iſt es nicht merkwürdig, daß heute, wo das Reiſen ſo erleichtert wird, wirkliche Reiſebeſchreibungen von dieſer Bedeutung nicht mehr zutage treten? Nein, es iſt nicht merkwürdig. Denn unſere leichten Reiſen ſind eben keine wirklichen Reiſen mehr. Dies iſt das A und O, das meine Yankeedoodlefahrt predigt. War ich wirklich in Aegypten? Nein, ich war es

weniger als Suſannis, der Hund Semilaſſos. Ein Hund hat genug von einem Lande, wenn er es durchſchnobert; für einen Menſchen iſt das nicht genug. Wenigſtens nicht für jeden.

Was zeigte uns die vierſtündige Kinematographenvorſtellung zwiſchen Alexandrien und Kairo?

Ich will meine Frau reden laſſen, die, die Naſe am Fenſter breitgedrückt, mich auf folgendes aufmerkſam machte: „Da, ein Neger! Wieder einer! Sieh nur, er hat einen hellblauen Mantel an! Entzückend! Das dort iſt gewiß ein Beduine! Sieh nur, wie ſtolz er reitet! Ah! Ah! Ah! Kamele! und Palmen! Wie ruhig die Kamele ſchreiten! Sie wiegen ſich! Aber die kleinen Eſel können unglaublich rennen! . . . . Die Landſchaft iſt doch eigentlich wie bei euch in der Ebene! Nur eben die Palmen. Und alles iſt viel ſaftiger grün. Und dann wohnen eure Bauern nicht in Backöfen aus Schlamm. Und es ſind keine Wälder da. Immer wieder Palmen. Prachtvoll! Aber es iſt ſchon wahr: Der Nilſchlamm iſt auch bloß Dreck. Und es iſt traurig und komiſch, daß die Leute in Dreckquadraten wohnen. Nicht einmal Fenſter haben ſie. Der Rauch quillt aus der Türe. Und der Kehrichthaufen iſt auf dem Dache. Aber ſelbſt da wächſt Gras. Das iſt der fruchtbarſte Dreck auf Erden. Da ſitzt einer vor der Türe und macht ihn noch fruchtbarer. Das iſt wirklich

überflüſſig. Dort watet einer ganz nackt im Waſſer herum und fängt Fiſche. Und dort eine endloſe Reihe von Kamelen. Es ſieht aus, als ob ſie zu ihrem Vergnügen ſpazieren gingen, wie ein Penſionat. Nein, wie üppig die Felder ſind. Und das ſind' ich nett: die Pferde, Eſel, Kamele können nach Herzensluſt freſſen. Auch die Ziegen und Schafe. Der Bauer arbeitet, pflockt ſeine Tiere an, und die rupfen im Kreiſe herum gemütlich ab, was ſie wollen. Ah! ein Neger ganz in gelb! Ueberhaupt: dieſe Farben! Nur die Frauen ſind alle ſchwarz angezogen, bis zu den Augen. Aber wundervolle Körper müſſen ſie unter den Lumpen haben. Dieſe Bewegungen! Wie ſtolz ſie ausſchreiten! Sie halten mit antiker Grazie die ſchönen Waſſerkrüge auf dem Kopfe im Gleichgewicht. Sonderbar wie ſie mit den Armen ſchwenken. Ich glaube, darin liegt die Balance. Dort ſchöpfen welche Waſſer aus dem Nil. Ich muß an die Bibel denken. Und dort ſind auch die alten Waſſerräder, die von Ochſen gedreht werden und das Waſſer hochbringen. Alles geht in dieſem langſamen, ſchleppenden Schritt, wie die Füße dieſer Ochſen. Nur die Eſelchen rennen. Es iſt doch wunderſchön und ſonderbar. Etwas Feierliches liegt über allem. Man hat immer das Gefühl von etwas Unendlichem. Alles iſt weit und klar. Dabei aber unglaublich farbig. Das kommt gewiß von der Feuchte in der

Luft. Aber ich weiß nicht — ist das nun Frühling oder Sommer? Ich will es Afrika nennen. — Nein, wie merkwürdig: Wir sind in Afrika! Aber nein: Aegypten ist wohl etwas für sich: das Nilland. Man sieht wirklich, daß der Nil hier der liebe Gott ist. Er segnet zwar mit Dreck, aber dieser Dreck ist heilig. Oder vielmehr: die Sonne macht ihn heilig. Und deshalb ist die Sonne die oberste Göttin." Ich hätte am liebsten gesagt: „Nein, du", aber dann hätte ich sie aus dem Konzepte gebracht, und ich wäre um das Hübscheste dieser Eisenbahnfahrt gekommen: um das Entzücken meiner Frau.

In Kairo auf dem Bahnhofe wirkte noch immer der babylonische Turmbau nach. Allerhand Menschen riefen arabisch, italiänisch, deutsch, englisch, französisch durcheinander. Wir lauschten aber nur auf das internationale Wort „Savoy", denn die Yankeedoodle-Vorsehung hatte es diesmal gut mit uns gemeint und uns für das beste der Hotels von Kairo gelabelt.

Wir wurden von einem schweizer Stubenmädchen, der Gebieterin von zwei Sudanesen-Stubenknaben, in Empfang genommen, nachdem wir nach einer endlosen Korridorwanderung bei unserer Zimmernummer angekommen waren. Die Wohltat einer ausgiebigen Waschung dehnten wir so lange als möglich aus, aber des Lunch-Gongs ewig gleichgestellter Klöppel rief uns Punkt 1 Uhr zum Mahle. Und siehe da: es war sehr gut. In dieser Hinsicht hat

es auch Fürſt Pückler (der ſeine Unſterblichkeit nicht ſeiner Literatur, ſondern ſeiner „Bombe“ verdankt) in Kairo nicht beſſer gehabt, als wir. Ich glaube, daß die Küche des Savoy-Hotels ebenſo ſehr dazu beigetragen hat, daß die ganz Reichen ſo gerne in Kairo überwintern, wie die Pyramide des Cheops. Sie iſt, modern zu reden, first class, oder was, glaube ich, noch mehr beſagen will, „Klaſſe für ſich“. (Man lernt auf dem Yankeedoodle allerhand Sprachfineſſen kennen. So hörte ich: „Das Mädchen hat Klaſſe“. Anfangs meinte ich, mich verhört zu haben, aber es war wirklich „Klaſſe“, nicht Raſſe, doch ſollte der Ausdruck ein hohes Lob ſein.) Zumal das Deſſert war immer berückend gut, und es lockte mich einmal von Kairo nach Kalau. Da aber jeder, der ein bißchen Franzöſiſch gelernt hat, den Kalauer ſelber machen kann, wenn er gleichzeitig an die Nähe der Wüſte (Siehe Sachs-Villate) denkt, ſo will ich ihn meiner Kugelſpitzfeder erſparen. Sie könnte ſtumpf davon werden, denn dieſe Wortaſſoziationen ſind eigentlich zugeſpitzter Stumpfſinn. Wir wollen aber nicht darüber ſchelten. Selbſt Shakeſpeare hat dieſen Spaß geliebt (was ſeinen Ueberſetzern viel Kopfzerbrechen gekoſtet hat) und die großen Muſiker haben ihm ſo ſehr gefrönt, daß man von einer ihnen ſpezifiſchen Abart des Kalauers reden kann: dem Muſikalauer. (Wagner war geradezu gefürchtet

deswegen, aber auch von Mozart wird es berichtet, und Bülow war Virtuos darin. Selbst der etwas feierliche Max Schillings macht welche, und ein Musiker hat mir gesagt, Richard Strauß verbreche Kalauer sogar in Noten. So habe er in seinem Zarathustra, dort, wo er den Nietzschischen Kalauer vom Hinterweltler vertonen wollte, diesen überkalauert, indem er eine unspielbare Note schrieb.) Dem Menu entsprach das Service. Wir aßen nicht alles, aber doch einiges von Silber (fast wie die Bauern in Tirol im 16. Jahrhundert); doch war das nicht das erstaunlichste. Das erstaunlichste war die Menge der Hände, die uns bediente und ihre Verschiedenfarbigkeit: vom schönsten Sudanschwarz über arabisches Braun zum wohlsoignierten Weiß der tadellosen Gentlemen aus Deutschland, die natürlich auch in Kairo alle Kellner anderer Herkunft siegreich verdrängt haben. Da die Sudanesen und Araber überdies sehr schön bunt gekleidet waren, so konnten wir Augen und Gaumen gleichzeitig weiden, und es fehlte auch nicht der obligate Ohrenschmaus. Das Schönste von allem war aber doch, daß wir einen Tisch für uns allein hatten. Die allgemeine Gasttafel, die man durch die französische Bezeichnung als Table d'hote vergeblich zu adeln versucht hat, mag amüsant sein, wenn sie die Ausnahme ist; als Regel und mit stets den gleichen Tischgenossen, die ja nicht immer Wahlverwandte sind, geht sie auf die Nerven.

Nach Tiſch eine Ueberraſchung. Der wunderbare Duft des Kaffees und ägyptiſcher Zigaretten verführten mich zu tun, was mir alle Aerzte des Weſtens verboten haben: ich trank Kaffee und rauchte Zigaretten. Und ſiehe da: es ergab ſich, daß die weſtliche Medizin nur für den Weſten recht hat: hier im Oſten bekamen mir die beiden narkotiſchen Genüſſe ausgezeichnet. Und ſo iſt es geblieben, ſo lange wir im Orient waren. Woran mag das liegen? Einbildung war es nicht, denn, als ich, natürlich, die Debauche nach unſerer Rückkehr in Italien fortſetzen wollte, ſtellten ſich augenblicklich die von früher her bekannten unangenehmen Folgen: Müdigkeit und Verdroſſenheit ein. Es gibt alſo Gifte, die am Orte ihrer Herkunft nicht giftig wirken. Iſt das ein Geſetz? Ewig ſchade, daß ich es ganz vergeſſen habe, in Kairo Haſchiſch zu rauchen. Wer weiß, um welche paradis artificiels ich dadurch gekommen bin. Ich werde es das nächſte Mal nachholen. Denn ich bin ſehr für künſtliche Paradieſe, da es natürliche nicht gibt. Alle Kunſt iſt ſchließlich ein Verſuch, das von Ungnaden Gottes verlorene Paradies durch eines von Gnaden der Kunſt zu erſetzen. Deshalb ſollte ein jeder nur ſolche Kunſt genießen, die ihn in eine Art Rauſch erhöht, in eine Sphäre intenſiv geſteigerten Lebensgefühls: in ein Paradies des Fühlens ohne Schwere und irgendwelche Befangenheit. Ich erlebe

dies, wenn ich Mozart höre, ein Shakespearesches Drama verfolge, Bilder alter Italiäner sehe, Goethe lese. Es mag ästhetische Zurückgebliebenheit sein, daß ich das Gegenteil (Schwere und Gefangenschaft) empfinde, wenn ich Richard Strauß höre, ein Drama Gerhart Hauptmanns verfolge, Bilder M. Liebermanns sehe, R. Dehmel lese. Soll ich mich aber deshalb um meine Paradiese bringen, soll ich mich auch nur für die Dauer einer Viertelstunde in Empfindungen verstricken lassen, die mir genau ebenso das Leben bietet, wenn ich aus ihm nicht in mein Paradies fliehe? Es wäre genau der gleiche Unsinn, wie wenn ich mir eine moderne Frau genommen hätte, statt einer, die ich liebe. Nur soll man darum die Nachtigallen der anderen nicht Eulen heißen. Am wenigsten dann, wenn sie uns selber einmal wie Nachtigallen vorgekommen sind. Aber das ist gewiß: der wirkliche, beglückende, bereichernde, froh- und freimachende Kunstgenuß stellt sich erst in der reifen Zeit des Menschen ein, da er seine Nachtigallen wirklich gefunden hat. Helfen kann ihm dabei ebensowenig ein Mensch, wie beim Entdecken der Frau, die wirklich seine Frau ist.

X.

Vom raſtloſen Genießen; vom Knoblauch als Sprachferment; von den vier Klaſſen der Aegyptenreiſenden; vom Backſchiſch; vom blamierten Mitteleuropäer; vom Wirbel des Volkes; von verſchiedenen Freiheiten; vom Obelisken von Onu und ſeiner verſchiedenen Wirkung auf verſchiedene Menſchen; von der Sykomore der heiligen Jungfrau und anderen Legenden; von der Dummheit und dem Magenſafte des Vogels Strauß; von der Wüſte; von einer ſchwarzen Megäre; von einem Millionenrendezvous; von einer entſetzlichen Furcht.

Da unſerer Karawane die Aufgabe geſtellt war, Kairo und Umgebung inkluſive die Wüſte Sakkarah in 175 Stunden kennen zu lernen, galt es, keine Müdigkeit vorzuſchützen, ſondern das Penſum raſtlos zu erledigen. (Ich ſagte es ſchon einmal: wer ſich auf eine Geſellſchaftsreiſe begibt, kommt darin um ſein vielleicht anſtändigeres Lebenstempo. Wenn er ſich darüber beſchwert, ſo tut er es mit keinem beſſe-

ren Rechte, als der Nachtwächter, der seine verlorene Nachtruhe beklagt. Er ist kontraktlich verpflichtet, atemlos zu genießen.) Kaum hatten unsere Ohren die weißen Schlummerkissen des Savoy-Hotels berührt, da erschien auch schon unser Leib-Sudanese, zeigte uns lachend seine Zähne und deutete auf sinnreiche Manier an, daß wir das Zimmer zu verlassen und hinab zu fahren hätten. Dort erwartete uns der Dragoman, dem wir mit gottlob nur zwanzig anderen Karawanseи für die 175 Stunden überantwortet waren.

Dieser Dragoman vereinigte zwei Nachschlagebücher in sich: einen Baedeker für Aegypten und ein polyglottes Lexikon. Er sprach armenisch, arabisch, türkisch, griechisch, deutsch, englisch, französisch, italiänisch, spanisch, russisch und hebräisch. Das Ferment, das alle diese Sprachen in ihm hielt und gleichsam konservierte und imprägnierte, war der Duft des Knoblauchs. Was er auch sprach: alles knoselte. Aber diese kleine Eigenheit hinderte nicht, daß er ein sehr gescheiter und höflicher Führer war. Nur protzte er etwas gerne mit seiner Wissenschaft und schloß seine Erklärungen: „Ich könnte Ihnen noch viel mehr erzählen, aber das geht nur bei Privatführungen, nicht bei Karawanen.“ Er hatte ja recht, aber nett war es nicht von ihm, uns immer wieder daran zu erinnern, daß wir Reisende dritter Klasse waren, Karawanseи. (Die erste Klasse ist die

der Fremden von Distinktion, die offizielle Kawassen als Führer haben; die zweite ist die der Reisenden auf eigene Faust, die sich einen Privatführer mieten; die dritte kennen wir schon (wie kenne ich sie!); die vierte ist die der ganz gescheiten Leute, die ohne Führer herumbummeln; dazu gehören zum Beispiel Archäologen, Künstler, Handwerksburschen. Wenn ich wieder reise, reise ich vierter Klasse, da ich erster nicht reisen kann, mangels der Distinktion.)

Zuerst geleitete er uns nach Heliopolis. Wir fuhren in einem sehr stattlichen Zweispänner, dessen Kutscher mir sofort ganz vertraut vorkam, weil er wie ein älterer Bruder von Felix Salten aussah. Gewiß hätte er auch so schön erzählen und phantasieren können, wie dieser (denn in seinen Augen saß das Glühlicht des Märchens), aber der Unmensch hatte sich eine Sprache angewöhnt, die aus dem Arabischen, Englischen, Französischen und Italiänischen immer nur die Worte bevorzugte, die mir unbekannt sind. Meine Frau sagte zwar immerzu: Si, si, capisco, aber es war gar nicht wahr, denn, wenn sie mir Felixens Mixtum Polyglottosum übersetzt hatte, merkte ich, klug, wie ich nun leider bin, sofort, daß sie orientalisch schwindelte. (Auch sie hat das Glühlicht.)

Nun, wir brauchten seine Kommentare gar nicht. Was wir sahen, war auch ohne Randbemerkungen verständlich. Das erste was uns

auffiel, war die unglaubliche Menge von schönen Wagen: lauter Zweispänner. Ich glaube, wenn ein Mensch in Kairo in einem Einspänner fahren würde, (ausgenommen einen Eselswagen), so würde er einen Straßenauflauf hervorrufen. Wien hat ja auch viele Wagen und darunter eine Menge schöner Zweispänner, aber neben Kairo wirkt es in dem Punkte, wie München neben Wien wirkt. Die Kutscher in Kairo aber (auch unser Felix nicht ausgenommen), sind genau wie ihre Wiener Kollegen; zwar tragen sie keinen Melonenhut, sondern einen Tarbusch, aber unter diesem Tarbusch wohnt nur der eine Gedanke: Backschisch, zu deutsch Trinkgeld, und dieser Gedanke nimmt noch phantastischere Dimensionen an, als an der Donau, denn Backschisch heißt nicht bloß Trinkgeld schlechthin, sondern Trinkgeld im Quadrat.

Die Mohammedaner teilen sich bekanntlich (einen Augenblick: ich sehe im großen Meyer nach), in Sunniten und Schiiten: alle aber sind Bakschischiten. Es ist ratsam, sich dies fest einzuprägen, wenn man eine Reise in den Orient macht, und man darf in dieser Hinsicht auch die orientalischen Christen und Juden zu den Muselmännern rechnen. Weiß man dies von vornherein, und ist man zu der Erkenntnis durchgedrungen, daß der Bakschischismus ein Bestandteil östlicher Religiosität ist, so wird man, denke ich, so weise sein und sich nicht

darüber ärgern, ſondern ſein Vergnügen daran haben. Was wollen alle dieſe Hände? —: Sich demütigen und der deinen Gelegenheit ſchaffen, über ihnen zu ſchweben. Nehmen iſt keine Schande, aber Geben iſt Verdienſt. Sie wünſchen, daß auch du, Giaur, in den Himmel kommſt. Das iſt doch ſehr hübſch von ihnen, und du ſollteſt keineswegs darüber ſchimpfen. Willſt du nichts geben, verzichteſt du auf die Wolluſt der guten Werke und ihren himmliſchen Lohn, ſo ſchweig, aber gebärde dich nicht zornig und rede wild. Das hat gar keinen Effekt und amüſiert die Bakſchiſchiten bloß. Ja, es kann dir geſchehen wie mir, und du wirſt zum blamierten Mitteleuropäer. Als ich nämlich noch nicht weiſe war, ärgerte ich mich manchmal über das, was ich noch nicht als Ausfluß demütiger Herzen erkannt hatte, ſondern für Aufdringlichkeit hielt, und ich wurde grob, wenn mich ein fanatiſcher Bakſchiſchite durchaus nicht in Ruhe laſſen wollte. Aber Beſchämung hat mich kuriert. Die gelindere Kur war dieſe: Ein junger Mann wollte mir unter allen Umſtänden ein kleines lebendiges Krokodil verkaufen, hielt es mir unausgeſetzt vor die Naſe und liſpelte: „Sehr niedlich, Herr Baron! Oh ja, ſehr niedlich“! (Dieſe intelligenten Bürger von Kairo wiſſen nämlich ſofort, ob einer ein Engländer, ein Deutſcher oder was er ſonſt iſt, und ſie wiſſen auch, daß ein Deutſcher entweder Baron oder Profeſſor an-

zuſprechen iſt, und überdies ſchnappen ſie Worte jeder Sprache auf, ihren Sinn meiſt richtig erratend.) Erſt ſagte ich bloß: Nein!! (mit zwei Ausrufungszeichen.) Im Echo klangs arabiſch ſüß: Nein??? (mit drei Fragezeichen.) Dann: „Ich will nicht.“ Er: „Sehr niedlich, Herr Baron, o ja!“ Ich: „Zum Donnerwetter, nein!“ Er: „Donnerwetter, Donnerwetter, Donnerwetter, o ja!“ Ich: „Fahr ab.“ Er: „Nein? will nicht? Donnerwetter? Fahr ab? Sehr niedlich! Sehr niedlich!“ Ich: „Himmelkreuzdonnerwetter noch mal!“ Er (akzentuierend): „Himmel-Kreuz-Donnerwetter noch mal? Noch mal? Donnerwetter? Will nicht? Nein? Fahr ab? Oh Herr Baron? Sehr niedlich! Niedlich!“ — Ich hatte die Empfindung, daß der Menſch mit dem Krokodil mich bewußt verhöhnte, und ich ſchrie ihn an: Fahr zum Teufel!!! Und er? Was tat er? Er repetierte ſämtliche Flüche und Verwünſchungen, die er je von Deutſchen vernommen hatte, wie eine Maſchine, aber alles mit ſüßeſtem Tone und dem Fragezeichen dahinter: „Rutſch mir den Buckel lang? Frecher Halunke? Infamer Schweinehund? Pack dich? Pack dich? Pack dich? Weg da, weg da? Aufdringliches Geſindel? Impertinentes Ungeziefer? Marſch, oder ich hau dir eine?“ Und es war mir wirklich eine rechtſchaffene Beſchämung, daß er als Krone dieſer deutſchen Freundlichkeiten zuletzt mein „Fahr zum Teufel“ liſpelte. Ich

bezahlte ſie mit einer kleinen Silbermünze (ſie war mehr wert) und er zog mit ſeinem Krokodil höflich von dannen, indem er nun bloß nochmals „Sehr niedlich, oh ja, Herr Baron“ flüſterte. — Die draſtiſchere Kur war dieſe: Ein älterer Bakſchiſchite, würdigen Auftretens, nicht ſehr ſchmutzig, Silberbart, dem verſtorbenen Hermann Levi ähnlich in dem etwas melancholiſchen und doch lebendig geiſtvollen Blick, drängte ſich nachts an mich, lächelte und ſagte: Backſchiſch. Ich hatte es eilig und ging ſchnell an ihm vorüber. Er aber, immer ſich dicht an mich drängend, hörte nicht auf, mir die Hand vorzuhalten und Backſchiſch zu ſäuſeln. Als ich zu rennen begann, ſetzte auch er ſich in Trab. Wenn ich aber ſchimpfte, ſo bediente er ſich nicht der Technik jenes jüngeren, ſondern wiederholte immer nur: Backſchiſch? Endlich war ich des Laufens müde, blieb ſtehen und ſchrie ihm ins Geſicht: Nein! Er, nochmals höchſt ſüß: Backſchiſch? Ich nochmals, höchſt grob: Nein! Und da geſchah etwas Verblüffendes. Er griff in ſeinen Buſen und drückte mir ein Kupferſtück in die Hand, indem er, die Brauen majeſtätiſch hochziehend, die Lippen aber höhniſch nach unten, kurz und gar nicht ſüß ſagte: Backſchiſch! Drehte ſich um und ging würdevoll weg. Erſt wollte ich ihm das Kupferſtück nachwerfen, aber dann beſann ich mich eines beſſeren und ſteckte es ein. Ich habe es mir zum Andenken aufgehoben. Es

iſt ein lehrreiches Stück Kupfer und mehr als Kupfer wert. —

Wir fuhren alſo nach Heliopolis. Durch einen „Wirbel von Volk", wie meine Frau aufs treffendſte ſagte. Auch hatte ſie recht, wenn ſie meinte, daß, gemeſſen am Lärm Kairos, Neapel eine tote Stadt iſt. Ich begriff jetzt, warum den Weiſen des Orients Ruhe gleichbedeutend mit Glück iſt. Dieſer Lärm, dieſes Gewuſel von gehenden, reitenden, fahrenden Menſchen, deren keiner, ein paar Vornehme ausgenommen, ſchweigt, deren jeder in jedem Augenblicke irgend einen höllenheißen Wunſch zu haben ſcheint, den er frenetiſch hinausbrüllt, iſt wie eine Viſion des Lebenswahnſinns. Auch ich würde die Wüſte und eine im übrigen unkomfortable Säule als Standort dem dauernden Aufenthalte in einer belebten Straße Kairos durchaus vorziehen. Schon dieſer erſte Blick in das ameiſenhafte einer großen orientaliſchen Stadt läßt es klar werden, warum die Weltflucht im Oriente geboren werden mußte. Es war die Flucht aus der Oeffentlichkeit. Ein kontemplativer Menſch hat hier die Wahl nur zwiſchen Wahnſinn und Eremitage. Für den Pöbel aber iſt es ein Paradies, denn er befindet ſich in fortwährender Fühlung mit ſeinesgleichen, und jeder Augenblick iſt eine Senſation. Ich habe in der Tat immer wieder die Empfindung gehabt, daß die Maſſe im Oriente auf ihre Weiſe glücklich iſt. Das

Problem des Tages ist die Magenfrage, aber zu ihrer Lösung bedarf es nicht in dem Maße, wie bei uns der Verdingung unter das Joch eintöniger, streng geregelter Arbeit. Unsere Proletarier sind reich im Vergleich mit den Armen des Orients, und ihre Existenz ist überdies durch allerhand Fürsorgegesetze gesichert, so sehr, daß das bourgeoise Ideal des Rentiers den proletarischen Verhältnissen von Staats wegen gleichsam aufgepfropft erscheint, aber es fehlt ihnen in den Jahren der Kraft an freier Zeit. In dieser Hinsicht führen die Aermsten der Armen im Osten ein Herrenleben, und ich glaube nicht, daß sie es für alle die Sicherheiten unserer Handarbeiter hergeben würden. Sie sind viel ungebundener und daher, äußerlich wie innerlich, elastischer. Dazu das Glück, eine Religion zu haben, deren Maß und Schnitt nach ihren Seelen genommen ist. Ihnen wird der Sozialismus wohl kaum je beikommen können. Aber auch unsere mehr spirituellen Freiheitstendenzen werden keine Bresche in die Mauer des Islam brechen. Die Jungtürken werden das vermutlich erfahren, wenn nicht von den Osmanen, so von den Arabern. Diese östlichen Völker sind zu jeder Art Knechtschaft geeignet, die ihrem Wesen entspricht, das insbesondere äußeren Zeichen der Untertänigkeit leicht Eingang gewährt, aber nicht zur Knechtschaft unter fremde Ideale, die, auch wenn sie Freiheiten ausrufen,

doch immer eine andere Freiheit meinen, als die, die der Menſch dieſes Oſtens braucht und weſentlich hat. Mohammed iſt unter den großen Religionsſtiftern der ärmſte an idealem Gehalt, aber weitaus der reichſte an national-pſychologiſcher Vernunft. Man darf es Napoleon glauben, daß es ihm nicht ſchwer gefallen wäre, zum Iſlam überzutreten. Denn dies iſt die Religion der realen Macht. Ich glaube nicht, daß dieſe Macht ausgeſpielt hat.

Doch dies iſt vorgegriffen: Einſtweilen ſahen wir nur den „Wirbel des Volks“ und waren froh, aus ihm ins Freie zu gelangen

Schön fand ich dieſe Seite Kairos gar nicht. Mir kam ſie bloß öde vor, und ich möchte wahrhaftig keine dieſer Villen im Sande bewohnen, wenngleich ſie in hübſchen Gärten liegen. Selbſt das Landhaus des Khedive würde mich nicht reizen.

Der Obelisk von Heliopolis iſt vor allem deshalb merkwürdig, weil er nicht in London oder Berlin oder Paris, ſondern noch ebendort ſteht, wohin ihn nun vor faſt viertauſend Jahren König Senwoſret*) I. als Wächter am Tempel des Sonnengottes Re geſtellt hat in der Sonnenſtadt Onu, die die Griechen Heliopolis nannten. Von dieſer Sonnenſtadt iſt nichts übrig geblieben, als dieſe dauerhafte

*) Es iſt unnötig, ſich dieſen Namen zu merken; in der nächſten Auflage des großen Meyer wird er anders geſchrieben ſein.

Nadel von rotem Granit. Und doch war dieſe Stadt einmal das Ziel der Pilgerſchaft aller der Geiſter, die wir heute noch als Nährväter unſerer Kultur verehren. Denn ihre Nahrung war die Weisheit Aegyptens. Dreizehn Jahre ſoll hier Plato ſtudiert haben, und die Gräfin Hahn-Hahn, die offenbar mehr als den Baedeker geleſen hat, als ſie nach Aegypten reiſte, behauptet ſogar, daß ſchon Orpheus da war und Dädalus und Homer und Lykurg und Solon und Pythagoras und Demokritos, — von Herodot gar nicht zu reden, der bekanntlich überall war. Und nun nichts als dieſe verwitterte Säule, einſam zwiſchen Obſtgärten, — und wo die Tempelweisheit der ägyptiſchen Prieſter geheimnisvoll tönte, macht irgend ein witziger Herr aus Berlin urkomiſche (denn andere Berliner lachen darüber) Anmerkungen zum Kapitel der ägyptiſchen Götterlehre, und unſer Dragoman knofelt eine Vorleſung über den Sonnengott. Erſtaunt aber ſtehen ein paar ägyptiſche Frauen und wundern ſich offenbar über die Heiterkeit einer deutſchen Offiziersdame, die unausgeſetzt ſchmetternd lacht. Ein Glück, daß der Obelisk nicht achttauſend Jahre alt iſt; in dieſem Falle würde ſie vermutlich einem Lachkrampfe erlegen ſein.

Die Gräfin Ida ſagt in ihren „orientaliſchen Briefen“ über dieſen Obelisken: „Solche Stätten machen ungeheuren Eindruck. Man wird dermaßen von der Nichtigkeit des Irdiſchen durch-

drungen, daß das menſchliche Leben mit ſeinem Bemühen, dauernd tuen und ſchaffen zu wollen, ganz kindlich erſcheint."

So verſchieden wirken die gleichen Dinge auf verſchiedene Menſchen. Es gibt eben ſehr verſchiedene Menſchen. Fatal iſt nur, daß die plumpen ihrer Anlage gemäß merkbarer in die Erſcheinung treten als die feinen.

Nicht weit von dieſem Obelisken, in dem Dorfe Matariye, ſteht eine alte ſchöne Sykomore, der die orientaliſchen Chriſten eine hübſche Legende angedichtet haben. Die meiſten Mitglieder unſerer Karawane fanden das Märchen freilich kindiſch, und ſie waren allem Anſcheine nach ſehr mit ihrer Intelligenz zufrieden, weil ſie die Unmöglichkeit der Geſchichte ſofort eingeſehen hatten, aber ich meine, daß die Phantaſie, die die Marienlegende um die Sykomore von Matariye gewoben hat, immerhin mehr Spiritus verrät, als das bißchen Kritikvermögen, das aus reiner Geiſtloſigkeit Nebenſächliches bemängelt, weil es blind für das Weſentliche einer ſo ſchönen poetiſchen Vorſtellung iſt. Es wäre törichte Zeitvergeudung, davon Notiz zu nehmen, wenn die ruchloſe Vordringlichkeit einer pſeudokritiſchen, dummnüchternen Sinnesart nicht leider typiſch wäre für eine gewiſſe mächtige Mittelſchicht unſerer deutſchen Bildung, die immer noch dem braven Nikolai näher ſteht, als Goethen. Die unmögliche Legende lautet ſo: Maria raſtete unter dieſem

Baume; als ſie ihre Verfolger nahen ſah, da kroch ſie in den hohlen Stamm, und eine Spinne wob eilig ein ſo dichtes Netz vor die Oeffnung, daß die heilige Jungfrau ihren Verfolgern unſichtbar blieb. — Das iſt ganz echte Poeſie: rein aus dem Gemüt durch die Anſchauung geborene. Nicht alle Legenden der orientaliſchen Chriſten ſind ſo rein und darum ſo ſchön, denn die meiſten haben einen pfäffiſchen Beigeſchmack von Abſichtlichkeit; ſie ſind oft konſtruiert und gewaltſam wunderhaft. So, wenn die Heiligkeit einer Kapelle nahe bei Bethlehem dadurch geſtützt werden ſoll, daß erzählt wird, hier habe Maria ihrem Kinde zum erſten Male die Bruſt gereicht, und es ſei ein Tropfen Milch auf den ſteinernen Boden gefallen, der dadurch Schwammſtein geworden ſei. Man erkennt ohne weiteres, daß dieſe Legende nicht aus dem Gemüte gekommen iſt, ſondern aus dem Gehirn und zwar aus einem grundunpoetiſchen, wahrſcheinlich theologiſchen. Denn dieſes Wunder der Zerſetzung des Steines durch einen Tropfen Milch der Gottesmutter ermangelt jeder eigentlichen Vorſtellung, und, verſucht man ſie ſich zu machen, ſo iſt ſie häßlich.

Was mich vor der Sykomore von Matarije mit ihrem Marienmärchen am wunderlichſten berührte, war aber dies, daß ſie ſo nahe der Sonnentempelnadel von Onu ſteht, gleichſam als eine lebendige Erinnerung daran, daß Chriſtus als Kind in Aegypten war, und es iſt etwas

in mir, das gerne glauben will, es hätten die Kinderaugen Jesu diese rote Granitspitze aus der Frühzeit ägyptischer Weisheit gesehen, auf der auch Platos Augen geruht haben. Wenn der kindliche Jesus die Augen gehabt hat, die ihm Raffael auf seiner Sixtina sah und gab, so wird dieser Anblick ihm mehr vermittelt haben, als eine Impression von rötlich und spitz. Vielleicht aber hat er auch nur nach Kinderart gerufen: „Haben! Haben!“ Und dieser Wunsch wäre dann wirklich in Erfüllung gegangen.

Von der Marien-Sykomore zur Straußenzucht. Dort werden achthundert dieser barbarisch häßlichen Vögel gehalten, um zum Schmucke unserer Damen bei lebendigem Leibe gerupft zu werden. Ihren ausdruckslosen, kugeligen, riesigen Augen nach zu schließen, sind sie wirklich so dumm, wie die Erzählung behauptet, nach der sie glauben, alle Gefahr sei vorüber, wenn sie ihren Anblick vermeiden, indem sie ihren Kopf in den Sand stecken. Es kann dies aber auch als Resignation ausgelegt werden, und dann wäre es eher weise. Jedenfalls wird an Menschen die Dummheit nicht so grausam bestraft, wie an Straußen, sonst würden wir weit mehr glatzköpfige als behaarte Vertreter unserer Gattung sehen. Gourmets scheinen die Strauße nicht zu sein, aber ihr Magensaft muß außerordentliche Qualitäten haben. Wer weiß: vielleicht haben sie auch den Geschmack im Magen. Im Gaumen oder auf der Zunge haben sie ihn

kaum, denn ſie ſchlucken alles unverkleinert tel quel hinunter: ganze Mandarinen und Orangen. Ein witziger Karawanſe bot ihnen auch ein paar große Nägel an, die er ſich offenbar zu dieſem Zwecke mitgebracht hatte. Aber er ſollte nicht das Vergnügen haben über ihre Dummheit zu triumphieren: ſie würdigten das Gaſtgeſchenk des Europäers keines Blickes.

Das ſchönſte an der Straußenzucht iſt der Blick von ihrer hohen Terraſſe auf die Wüſte Sahara. Es iſt ſchwer zu ſagen, warum dieſer Anblick ſo ergreifend ſchön iſt. Er iſt das nämlich auch dann, wenn man ſich keiner ſentimentalen Nebengeräuſche bewußt iſt und als „moderner Menſch" nur darauf ausgeht eine „Impreſſion" aufzufangen. Wahrſcheinlich iſt der Menſch als Aufnahmeapparat eben doch nicht exakt geiſtlos genug, und er fühlt, ob er nun will oder nicht, ob er ſich darüber klar iſt oder nicht, doch immer Senſationen mitſchwirren, die aus ihm ſelber kommen. Die Linſe meines Kodak hat, obwohl ſie doch eine Görz-Linſe iſt, eigentlich nichts geſehen, und mich hat der Anblick überwältigt. Aber nicht ſo, daß ich das Gefühl der Kleinheit, Machtloſigkeit, Vergeblichkeit alles Menſchlichen gegenüber dieſer ungeheuren Weite, Oede, Dürre gehabt hätte, ſondern ich fühlte mich frei, gehoben, gleichſam ausgedehnt. Es war wie ein Einatmen der Unendlichkeit. Dieſes aber nur ſo lange, als nichts Menſchliches auf dieſer gelbgrauen hügeligen Fläche ſichtbar war.

Als einzelne Reiter durch mein Geſichtsfeld ſprengten, kam Romantik in das Bild, obwohl es ſicherlich keine Wüſtenräuber waren, die dort ritten, ſondern hygieniſch bedachte Engländer, die ſich und ihren Pferden die nötige Bewegung machten. Aber: ſie ritten am Rande der Wüſte, die Unendlichkeit im Hintergrunde, und ſo war es, als ob ſie aus der Leere zu Menſchen flöhen, gerettet aus unerhörten Abenteuern.

Wir fuhren langſam nach Hauſe, mit Fleiß hinter der Karawane zurückbleibend. Ich hatte das Gefühl einer glücklichen Geborgenheit an der Seite des beſten und reinſten Menſchen, der mir in der großen Einſamkeit des Lebens (jedes Menſchenlebens, das kein Pöbeldaſein iſt) begegnete: meiner Frau. Daß ich es geſtehe: ich ſah nicht viel. Meine Augen hatten ihr Penſum getan. Aber da hörten wir plötzlich einen gräßlichen Schrei. Uns umwendend gewahrten wir eine Negerin, die ihr Kind, das auf die Trambahngeleiſe gelaufen war, an den Haaren gepackt hielt und herumſchwenkte wie ein Handtuch. Dann ſchmiß ſie es auf die Erde und ſich mit voller Leibeswucht darauf, drei-, vier-, fünfmal ſich erhebend und wieder niederwuchtend. Es war entſetzlich anzuſehen, und meine Frau wurde totenbleich. Ich mußte ſie halten, ſonſt wäre ſie aus dem Wagen geſprungen und hinübergelaufen. Aber jetzt ſtand die Megäre auf und ſchritt trotz der rührend erhobenen Händchen ihres Kindes zum zweiten Teile der Züchti-

gung: Hieben und Stößen überallhin, rücksichtslos, rasend, bis das kleine schwarze Wesen wie tot am Boden lag. — Ich hätte es meiner Frau fast übelgenommen, als sie meinte: im Grunde habe gewiß auch diese Mutter ihr Kind lieb. Aber sie hatte doch wohl recht. Nur ist die Wahrheit nicht sehr tröstlich, daß auch die Liebe schinden kann.

In der Halle des Hotels wunderbar gekleidete Damen mit leuchtenden Schultern und Busen, behängt mit Perlen und Diamanten, lächelnd, plaudernd, Fächer regend, und die schönsten Fräcke, die ich in meinem Leben je gesehen habe. Ein Mitglied der Dynastie Rothschild unterhält sich mit einem englischen Herzog; Herr Jakob Schiff aus Amerika tritt zu den beiden. Der Direktor des Hotels flüstert mir in die Ohren wieviel hundert (oder tausend, es kommt nicht drauf an) Millionen da beieinander stehen.

„Du hast doch hoffentlich meinen Frack nicht vergessen," fragte ich von entsetzlicher Furcht ergriffen, meine Frau.

„Ich vergesse bekanntlich *nie* etwas," antwortete sie.

Wohl dem, der eine Vorsehung hat, auf die er sich verlassen kann.

Ohne Frack hätte ich in diesem hochherrlichen Hotel Savoy Hungers sterben müssen.

XI.

Vom Reichtum und vom Laſter. (Schreckenskammer! Empfindliche Seelen werden gewarnt, einzutreten.)

Das Savoy-Hotel von Kairo werde ich nie vergeſſen, denn hier ſah ich zum erſten Male wirklich und aus der Nähe das, was man „die große Welt“ oder „la grande vie“ nennt (ſofern man nicht augenblicklich einen anderen Ausdruck dafür hat). Ein bischen hineingeſehen hatte ich wohl auch früher und anderswo, aber erſt hier war das Kraut richtig fett.

Es war eine lehrreiche Woche, die ich als Frack unter Fräcken verlebt habe, — lehrreich genug, um mir für mein ganzes Leben Stoff und Modelle zu Romanen aus der Welt der grandioſen Langeweile zu geben, falls mir das dazu einfallen ſollte, was allein dieſes Milieu intereſſant machen kann: die poetiſche Fabel. Nur als Objekt zum Fabulieren könnte mich dieſe Welt reizen; auf die Dauer

darin leben möchte ich nur im gehirnweichen Zuſtande.

Damit iſt keine Kritik ausgeſprochen, auch nicht die, als ob die allerhöchſt wohlhabenden Herrſchaften, die dieſe Welt ausmachen, mir blödſinnig vorgekommen wären. Es ſoll damit lediglich geſagt werden, daß ich mich zu Tode langweilen würde, müßte ich dieſes Leben führen. Ich bin zu genußſüchtig dazu und zu ſehr auf ſtarke Reize und Kontraſte erpicht. Toujours perdrix — jamais de ma vie! Ich begreife es vollkommen, daß der Reichtum gerne pervertiert. Zumal die Prügelſucht iſt mir verſtändlich geworden, ſowohl die aktive wie die paſſive. Vor allem aber iſt mir die ſchauderhaft grauſame Gerechtigkeit der Weltordnung aufgegangen, die das bischen Glück überall und immer blos als Kontraſtwirkung ſpüren läßt, — vielleicht die Weiſen ausgenommen, die bis zur Verinnerlichung des Glückes gelangt ſind; wobei es dann ziemlich gleichgültig iſt, wie das Gefängnis von außen ausſieht, in dem ſich einer wohlfühlt.

Da ich ſonſt garnicht zu dieſer Art Weltbetrachtung angelegt bin, wird es wohl die Atmoſphäre des Orients geweſen ſein, die mich dahin gebracht hat. Im Orient fiel zweierlei von mir ab, wie die Kruſte eines Geſchwürs: Neid und Mitleid. Der tollſte Reichtum, das greulichſte Elend, beides wurde

zum Objekte ruhiger Beschaulichkeit. Ich sah Aussätzige auf fußlosen Stümpfen heranhumpeln und mir handlose Stümpfe entgegenstrecken — und photographierte sie, ohne mit dem Apparate auch nur zu wackeln, der mir in Europa aus der Hand gefallen wäre vor Entsetzen, und ich sah Damen in goldenen Kleidern, die Millionen an sich hängen hatten an Perlen und was weiß ich, und hatte hier eher ein Gefühl von Bedauern, als bei jenen. Im Grunde konstatierte ich das eine wie das andere mit einem Gefühle von ergebener Gleichgültigkeit, und mir kam immer die etwas blödsinnige Phrase ins Gedächtnis, die eine zeitlang im Schwange war „Das gibts". Sie deckt sich dem Sinne nach etwas mit dem chinesischen Ausdrucke ko—ji, für den keine genaue Uebersetzung möglich ist.

An einem Abende der Woche, die wir in Kairo zubrachten, war Ball der Elite im Savoy-Hotel. Die eleganten englischen Offiziere in ihren roten Liftboy-Jäckchen über den ausgeschnittenen Westen und Hemdbrüsten mit weißen Stehkragen und schwarzen Binden (halb Uniform, halb Zivil nach unseren Begriffen; einige mit schottisch gemusterten Hosen, alle mit erstaunlich langen Beinen) tanzten mit märchenhaft schön angezogenen Damen, und meine Frau und ich guckten, vom Hoteldirektor dorthin geleitet, weil da der beste Ueberblick war, von einer Balkonestrade zu,

in deren Hintergrunde die Stubenmädchen und Diener nach derselben Musik tanzten. So saßen wir zwischen Herrschaft und Gesinde als unbeteiligte Zuschauer, den einen so wenig zugehörig wie den andern, mit dem Gefühle, daß Dienende und Herrschende gleichermaßen ihre Bewegungen zu keinem anderen Zwecke drehten, als um uns zu zeigen, daß alles Vergängliche nur ein Gleichnis ist. Es war recht amüsant.

Sonst pflegte ich abends allein auszugehen, denn die nächtlichen Vergnügen Kairos sind nicht für Damen schicklich. Trat ich aus dem Hotel, so umgaben mich sofort dienstfertige Führer durch das dunkelste Kairo, die mir in allen Sprachen ein ziemlich vollzähliges Lasterprogramm entrollten. Ich machte dabei wiederum die Erfahrung, daß die deutsche Sprache sich am wenigsten dazu eignet, geschlechtliche Divertissements mit einiger Delikatesse auszudrücken. Französisch klangs blos frech, aber doch mit Grazie; italiänisch hatte es etwas antik Schamloses; englisch machte es sich gleichsam blutig, roh; aber deutsch wars die reine Schweinerei. — Ein einäugiger Kerl mit so konfiszierter Visage, daß ich bereit war, ihm seine Photographie für drei Lire abzukaufen, produzierte Zeugnisse mit amtlichen Stempeln, denen zufolge man hätte annehmen dürfen, er sei ein Mitglied der Wohlfahrtspolizei, und unterbot überdies die Preise aller

übrigen. Zum Schluß schlug er mir ein Arrangement (englisch ausgesprochen) vor, wonach er mir für 100 Francs vom gewöhnlichsten Bauchtanz bis zu den unerhörtesten Spezialitäten ungefähr alles zeigen wollte, was der „Fischmarkt" von Kairo zu bieten hat. Ich fand das zwar billig, aber nicht nach meinem Geschmack und forderte ihn auf, zum Teufel zu fahren. Das war nun wieder nicht nach seinem Geschmack, und so schwang er sich, als ich einen Wagen genommen hatte, auf den Bock und begleitete mich zum Fischmarkt, fortwährend auf mich einredend und beteuernd, ich würde ohne ihn das Dreifache bezahlen müssen und außerdem nicht lebendig nach Hause kommen. Erst als ich ihm erklärte, ich sei Major der Heilsarmee, verließ er mich mit allen Zeichen der Verachtung. Die Fahrt für ihn mußte ich aber doch bezahlen, denn, so meinte der Kutscher, wenn es nicht mein Wunsch gewesen wäre, mich während der Fahrt mit dem Herrn zu unterhalten, so hätte ich ihn vom Bock werfen müssen. „Das wäre Ihre Pflicht gewesen," sagte ich. „Oh, Herr," entgegnete er, „es war mein Bruder." Ich beglückwünschte ihn zu der Verwandtschaft und begab mich mutig mitten in den Sumpf.

Unseligerweise hatte ich meinen Lordshut auf und wirkte daher einesteils kapitalistisch, anderenteils komisch. Der Kapitalist wurde mit lockenden Lauten in allen Sprachen (auch berlinisch

war darunter) begrüßt; der gefühllos weiterwandelnde und daher sofort als komische Figur bewertete wurde schallend verlacht und überdies teils trocken, teils flüssig beworfen. Ich war nicht blos aus Tugend unempfindlich dagegen, sondern auch aus Mangel an Appetit nach nicht mehr frischen Fleischresten. Alles was recht ist: aber diese Priesterinnen der großen Astaroth scheinen von sämtlichen Sittlichkeitsvereinen beider Hemisphären nur zu dem Zwecke auf einen Haufen zusammengekehrt zu sein, daß sie abschreckend wirken. Doch könnte es auch sein, daß ihre Scheußlichkeit eine Spekulation auf die Übersättigten des hypertrophischen Reichtums war. Ich sah (und roch) eine Französin, die durchaus einem jener Boviste ähnelte, die wir Jungen Ochsenfurz nannten, weil sie, wenn man drauftritt, auseinanderplatzen und ein braunes Gestäube von sich geben. Diese Person, ihrer schwammigen Entsetzlichkeit vollkommen bewußt, rief mich mit den Worten an: „Komm zu deiner lieben, dicken Großmama, mein Junge!" Als ich nicht kam, spuckte sie mir auf den Hut. Eine andere flüsterte unablässig: Je suis un cochon, oh, un cochon! Und diese sah genau so aus, wie sich der Maler Thumann ehedem Fausts Gretchen vorzustellen pflegte. Nicht bloß deswegen fiel mir Fausts Wort in die Seele: Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an. Ich gehöre sonst nicht zu denen, die über die Prostitution

weinen, denn ich glaube im allgemeinen nicht an das Elend der Prostituierten, aber hier gab es Dinge und Menschen zu sehen und zu hören von einer so greulichen Widerwärtigkeit, daß ich traurig wurde. — Doch nur im europäischen Viertel des Fischmarktes. Im orientalischen gewann ich die sonderbar kühle Objektivität wieder, von der ich schon sprach. Da waren ungeheuer dicke Negerinnen, die nach ranzigem Fett stanken und ihre Bereitwilligkeit zu zärtlichen Szenen durch ein komisch girrendes Rülpsen kundgaben. Kleine Araberinnen von gertenhaftem Körperbau miauten dagegen ganz allerliebst, indem sie gleichzeitig mit dem Finger in der Nase bohrten, — ein Gestus, der vielleicht „rassetümlich" zu nehmen ist. An einem beleuchteten Fenster saß ein gänzlich nacktes, rosenrot angestrichenes Wesen, das seine Bestimmung in blau tätowierten Zeichnungen auf dem Leibe trug. Bei dem lebhaften Interesse für erotische Kunst, das gegenwärtig in Deutschland herrscht, würde ich betriebsamen Spezialverlegern empfehlen, sich auf diese Haut zu abonnieren. In bibliophiler Aufmachung dürfte sie einen sensationellen Erfolg haben, zumal sie ein Unikum ist.

Der Gesamteindruck war der eines Jahrmarkts, auf dem Monstrositäten zur Schau gestellt werden. Lustig war's garnicht, obwohl aus den meisten der höhlenartigen Häuser Beckenrasseln und Flötenquietschen klang.

Ich habe mich im Verdachte, daß ich keine dieſer Liebeshöhlen beſucht haben würde, hätte ich nicht geſehen, wie der fromme Prophet Freſſaias, von dem ich bereits berichtet habe, daß er das heilige Land zu beſuchen geſonnen war, zwiſchen zwei Hängeteppichen verſchwand, die als Portieren vor dem Eingange eines in allen Stockwerken erleuchteten Hauſes hingen. Dieſes Etabliſſement iſt ſicher ſehenswert, ſagte ich mir, denn dieſer ebenſo gründliche wie fromme Mann hat ſich gewiß vorher genau über den Ort orientiert, wo er ſich den Stachel der Luſt ins Fleiſch ſtoßen will. Und ſo verſchwand auch ich zwiſchen den Hängeteppichen.

Oh, daß ich nie verſchwunden wäre! Wer war es, der mich empfing, als die Teppiche hinter mir zuſammenſchlugen? Der Einäugige mit der konfiszierten Viſage. Er hatte alle Beleidigungen vergeſſen, die ihm von mir zuteil geworden waren, und er erklärte ſich noch immer bereit, mir zu Vorzugspreiſen die Genüſſe zu verſchaffen, die dieſe Anſtalt ſpendete. „Geben Sie mir 30 Franken," ſagte er, „und ich mache mit dem Beſitzer ein Arrangement" (engliſch geſprochen!) „für Sie, über das Sie ſich nicht zu beklagen haben werden. Sie können dafür alle drei Stockwerke beſuchen und, je nach Wahl, in einem auch etwas konſumieren." — Konſumieren ſagte er, aber er meinte etwas anderes, als etwa Limonade. Denn, wenn ſeine Worte auch, ſozuſagen,

ſchamhaft waren, ſeine Geſten waren es nicht. Da ich mich einmal hinter den Teppichen befand, ging ich auf ſeinen Vorſchlag ein, handelte aber, wie es ſich gehört, die Hälfte des Preiſes herunter. Als er darauf eingegangen war, fragte ich ihn, welchen Beziehungen er es zu verdanken habe, daß er hier mit ſo billigen Preiſen dienen könnte. „Ich bin der Bruder des Beſitzers," antwortete er. „Es iſt ein Glück, einer weitverzweigten Familie anzugehören," entgegnete ich. Und er ſagte ganz ernſthaft: „Ein großes Glück."

Dann führte er mich in die Parterrelokalitäten. „Der Tanz der Henne," flüſterte er mir zu. Ich ſah eine melancholiſche Jüdin, die mit untergeſchlagenen Beinen auf einem Teppiche ſaß und ſofort mit dem Bauche zu wippen begann, wie ich eingetreten war. Dazu gluckſte ſie. Ich verſtand den Titel ihrer Produktion und verließ die Parterrelokalitäten.

Wir krochen eine enge Treppe zwiſchen glitſcherigen Wänden hinauf zum erſten Stockwerke. Dort lagen in einem europäiſch möblierten Salon von märchenhafter Schmierigkeit eine Anzahl türkiſch behoster Mädchen auf niederen Divans herum und rauchten Zigaretten. „Harem!" flüſterte der Einäugige. „Das habe ich mir gleich gedacht," ſagte ich und verlangte weiter. „Nichts konſumieren?" fragte der Vielverbrüderte. „Merci," ſagte ich.

Während wir wieder eine Art Hühnerleiter

emporkrochen, bemerkte mein Führer: „Wir kommen jetzt zu den beglaubigten Jungfrauen. Um diese zu sehen, müssen Sie aber noch fünf Francs zahlen.“ „Und mein Extrentschment!?“ rief ich. „Das gilt nicht für die Extrakabinetts“ entgegnete er. Ich verzichtete auf die beglaubigten Jungfrauen und warf nur einen Blick durch die Portieren. Er war mehr als fünf Franken wert, denn er enthüllte mir den Propheten Fressaias, der zwischen lauter kleinen nackten Mädchen saß. Ich war boshaft genug, ihn anzurufen: „Wie geht's, Herr . . . .?“ Der Prophet erschrak sichtlich.

Wir kletterten nochmals. „Wissen Sie was?“ sagte ich zu der konfiszierten Visage. „Nun?“ fragte die entgegen. „Das Etablissement Ihres Bruders steht nicht auf der Höhe.“ „Seine Stärke liegt in den Extrakabinetts,“ war die Antwort, „im dritten Stock haben Sie die Wahl zwischen . . .“ und er repetierte sein großes Programm, das ich schon einmal vernommen hatte. Ich weiß nicht, wie es kam, aber ich empfand plötzlich einen heftigen Widerwillen gegen diese in einen Preiskurant katalogisierten Laster und äußerte das Verlangen nach frischer Luft. Aber nun wurde der Kerl auf einmal vertragsehrlich und erklärte, ich müßte unbedingt wenigstens in eins der Kabinette einen Blick werfen. Schwachheit, dein Name ist Mann! Ich tats — und prallte entsetzt zurück. Ich sah ein Weib, das

zweimal Weib war, ein Monstrum schauderhaftester Art, von dem ich hoffen will, daß es eine Wachsfratze gewesen ist, kein lebendes Wesen.

Aber die einäugige Bestie, die ich jetzt hätte prügeln mögen, beteuerte mir, daß diese Person viel Zulauf habe von den vornehmsten Fremden. Selbst die stinkende Luft der Fischmarktsgassen erschien mir wie ein Schwall von Ozon nach der Stickatmosphäre dieses Hauses, die mir jetzt auf die Nerven ging.

Aber ich weiß nun eins (und das ist wohl 15 Franken wert): auch die wüsteste Phantasie ist nicht imstande, das Leben zu überstinken. Oder, was auf das Gleiche herauskommt: Wir Phantasiemenschen sind der Wirklichkeit nicht gewachsen.

XII.

Ein paar Anſichtskarten.

1.

An Herrn Schwartz in Oldenburg.

Ob Sie noch leben, Herr Schwartz, dies weiß ich nicht, aber das weiß ich,
Daß Ihr Genie zuerſt eintauſendachthundertundſiebzig
Einen Gedanken empfand, der heute Millionen gemein iſt
Und viel tauſend Maſchinen bewegt im rührigen Deutſchland.
Nie war ein Menſchengehirn phosphoriſcher hell, als das Ihre,
Wie die erlauchte Idee der Anſichtskarte ihm aufglomm.
Sicherlicht iſt Ihnen ſchon ein ragendes Denkmal errichtet
Irgend im Vaterland wo, das ſeinen führenden Geiſtern

Gerne marmornen Dank darbietet, oder in Bronze
Die auf die Nachwelt bringt, die Unvergängliches ſchufen.
Denn zu dieſen, Herr Schwartz, gehören Sie. Daran zu zweifeln,
Wäre frivol und verriete erheblichen Mangel an Einblick
In das Genie der Zeit, das Sie als Erſter erahnten.
Und ſo wag ich es denn, mit zitternden Fingern dem Sockel
Ihres Denkmals hier die allzudürftigen Worte
Einzugraben des Danks, den Ihnen die Ewigkeit ſchuldet:
Dieſer erkannte zuerſt das Bild als bündigſten Dolmetſch
Nicht gedachter Gedanken und nicht gefühlter Gefühle;
Dieſer befreite erſt ganz vom Briefe die eilige Menſchheit,
Ihn auf die Unterſchrift (geprieſen ſei er!) beſchränkend;
Dieſer machte zuerſt die Kunſt im billigen Abklatſch
Allen gemein und ſchuf Muſeen in jeglicher Kammer;
Dieſer fügte zuerſt dem Sittengeſetze der Menſchheit
Neu eine Pflicht hinzu und erweiterte damit die Ethik:

Wo du immer auch ſei'ſt, gedenke der Onkel und Tanten!
Dieſer ahnte voraus des zwanzigſten Säkulums Seele:
Überall hin und von überall her ein eiliges Bißchen,
Maſſenkonſum in Kliſchees: kein Weltbild, aber viel Bilder.

2.

An einen Gläubiger.

Sehr geehrter Herr! Ihre werte Rechnung wurde mir eben überreicht, als ich ausfuhr, den Baſar von Kairo zu beſuchen. Alſo zur Unzeit. Es gibt hier unendlich viel zu kaufen; darunter Sachen, an denen man ſchwer vorüberkommt, zumal wenn man ſeine Frau bei ſich hat. Wie ſollte ich da ſo leichtſinnig ſein und meine ohnehin geringe Reiſekaſſe angreifen? Nein, das werden Sie nicht verlangen. Dazu ſind Sie ein zu glänzender Pſychologe. Ich will Ihnen ſtatt deſſen einiges mitteilen, das mir hier aufgefallen iſt. Vor Allem dies: die moſlemitiſchen Kaufleute ſind ſehr fromm, viel frömmer als ihre chriſtlichen Kollegen. Sie, mein werter Herr, habe ich noch nie, wenn es zum Gebet läutete, niederknieen und Ihre Angelegenheiten mit Gott ordnen ſehen. Dagegen laſſen ſich Ihre Kollegen hier, wenn

zum Gebete gerufen wird, augenblicklich auf ihren Teppich nieder, wenden das Antlitz nach Mekka und beschäftigen sich ausschließlich mit Allah. Manche laufen sogar in die nächste Moschee und waschen sich die Füße. Sie würden dies, wie ich auf Erkunden erfahren habe, auch dann tun, wenn sie eben einen Mahnbrief schrieben. Kredit haben sie mir freilich nicht gegeben. Auch hatte ich die Empfindung, daß wir ihnen ziemlich komisch vorkamen, und manche schienen uns geradezu zu verachten, so hochnäsig sahen sie uns an. Das passiert in Europa nur, wenn die dritte Mahnung erfolglos geblieben ist. — Leben Sie wohl, mein wertester Herr, und haben Sie keine schwarzen Gedanken. Ich habe Ihren Gruß aus der Heimat gut aufgehoben.

3.

An Professor Witkowski in Leipzig.

Was würden Sie sagen, lieber Freund, wenn plötzlich, während Sie über Goethes „Faust" vortragen, eine Schar Araber in Ihren Hörsaal käme, Sie anguckte, Ihre Hörer anguckte, Bemerkungen über Ihren Bart machte, den Stoff Ihres Gehrockes betastete und dann in angeregten Gesprächen um Ihren Katheder herumspazierte? Sie würden das für eine Vision halten. Wir haben das heute

aber wirklich getan, und es ist mir jetzt noch rätselhaft, daß wir nicht herausgeworfen worden sind aus der Moschee „El Azhar," wo wir diesen Unfug verübt haben. Diese Moschee umschließt eine der größten Universitäten des Islam. Eine tolerantere Religion, als diese, ist schwer zu denken. Wie könnte sie es sonst ungläubigen Hunden erlauben, in ihren Heiligtümern herumzuschnobern? Das einzige, was von uns verlangt wurde, war, daß wir Pantoffeln anziehen mußten. Gewiß nehmen auch andere Götter mit recht billigen Aeußerlichkeiten fürlieb, aber so bescheiden wie Allah ist doch keiner. Oder tut er blos so? Verstellt er sich, weil er invalide ist? Wird er uns vielleicht mal anders kommen? Einige der Professoren gaben uns Blicke zu kosten (nur ganz kurze, verächtliche), die nicht eben demütig schienen, und der Säbel, der hinter der Moschee-Kanzel steckte, ist zwar blos ein Symbol aus Holz,aber es gibt doch zu denken, daß hier mit dem Säbel in der Faust gepredigt wird. — Ich habe einen großen Eindruck von dem ungeheueren Lehrsaal mit seinen Hunderten von Säulen empfangen, zwischen denen, auf dem Boden kauernd, gewiß ein halbes Tausend junger Moslems von ihren Lehrern unterrichtet wurde. Das Interessanteste war die eisige Gleichgiltigkeit, mit der diese Menschen uns Gaffer an sich vorbeiziehen ließen. Kaum daß uns hie und da einer mit einem Blick streifte.

War ein Professor mit seiner Vorlesung zu Ende, so erhoben sich die Schüler und küßten ihm die Hand, oder die linke Schulter, oder den Saum des Kleides. Dann entfernten sie sich leise mit dem schönen Gruße, den meine Frau „sinnlich und herzlich“ nannte: die rechte Hand erst zur Stirn, dann zum Herzen und dann zum Munde führend. — Mir war den ganzen Tag andächtig zu Mute.

4.

An Anna Croissant-Rust in Pasing.

Du beneidest uns? Laß das bleiben. Wir sind zu beneiden wie die Gänse beim Nudeln. Drei Moscheen an einem Tage, das ist, mit Jesus Sirach zu reden, zum Bauchgrimmenkriegen. Trotzdem haben wir beide das Gefühl, eine Art Gnade zu erleben. Es ist eine Strapaze und ein Unfug, aber es bleibt dennoch eine Menge Köstliches. Nur, eben, daß man die Empfindung von einer Art Unfug nicht los wird. Es ist doch, wie wenn man, statt den „Faust“ zu lesen, in dem Buche herumblätterte. Da fängt man wohl auch das Eine und das Andere auf, aber den „Faust“ hat man nicht kennen gelernt. So kann ich dir von der Alabastermoschee nur berichten, daß hunderte von Teppichen in ihr liegen und tausende von Silberketten von ihrer Decke herabhängen für die

Ampeln, die leider jetzt elektrisch montiert sind. Und von der Hassan-Moschee weiß ich nur zu sagen: sehr blau. Auch beteten dort ein paar Fromme auf höchst melancholische Manier. Es klang, als ob ihnen garnicht wohl wäre. — Ah, aber der Blick von der Zitadelle auf Kairo! Das duftigste Pastell: blau, rot, gelb, aber Alles wie mit grau überstäubt. Gerade unter uns, tief unten, wälzte sich ein Esel auf dem Rücken und strampelte vor Seligkeit, seiner Bürde entladen zu sein, mit den Beinen in der Luft herum. Glückselige Kreatur! (Die Esel von Kairo sind die schönsten Esel der Welt und haben's imgrunde gewiß gut. Du weißt doch, daß ich die Esel liebe? Sie sind klug und eigensinnig, gelenk und stark.)

5.

An Dr. Georg Winckler in Dresden.

Die Pyramiden von Gisch ... Aber darüber kannst du bei Meyer dem Großen alles „Nötige" erfahren. Ich bestätige, daß sie sehr groß sind, und daß man den Eindruck nicht besser ausdrücken kann, (das klingt fast ekelhaft) als durch banale Interjektionen. Sind sie nicht selber banal? Aber: was für Seelen gehörten dazu, so riesige Banalitäten zu konzipieren, vorher zu sehen, ehe sie da waren! (Garnicht zu reden von dem Geheimnisvollen

der gigantiſchen Maßverhältniſſe.) Mir hat übrigens die Sphinx unmittelbarer ins Gemüt gewirkt. Gemma mußte lachen, weil ich ſie wohl dreimal umkreiſte, immer wieder beteuernd: prachtvoll! wunderbar! — Sollte dir jemand hinterbringen, daß ich ein Kamel beſtiegen hätte, ſo darfſt du ihn Lügen ſtrafen. Ich wollte es nur, aber dieſe Tiere ſind zu hoch für mich. Gemma dagegen ritt, begleitet von zwei Beduinen, hoch zu Kamele, bis zu den Pyramiden. Ich beabſichtigte, ihr auf einem Eſel zu folgen, aber dieſes Tier fand, daß es für mich geſünder ſei, zu laufen, und wußte es mit großer Geſchicklichkeit ſo einzurichten, daß ich immer gleich wieder neben ihm ſtand, wenn ich eben auf ihm geſeſſen war. — Lebe wohl, mein alter Rodolphe! P. S. Das Licht der Wüſte iſt ſo ſtark und flimmernd, daß es Leute in hellen Kleidern gleichſam transparent ſcheinen läßt. Ich hatte einmal eine verrückte Empfindung: noch heller, und es wird ſchwarz.

6.

An Dr. Georg Elb in Dresden.

Verehrteſter! Vive l'empereur! Ich meine den, von dem Sie ſo viele ſchöne Bilder in Ihrer Wohnung hängen haben. Man muß ihn immer aufs neue bewundern. Wohin er

auch kam, er ſchuf etwas. Deutſchland gab er die Pappel-Alleen, in Venedig legte er ſchnell einen öffentlichen Garten an und ſchuf dem Markusplatz ſeinen Abſchluß; — in Aegypten baute er Windmühlen. Sie ſtehen noch da und ſehen von weitem wie Bienenkörbe aus. — Von hier wollte er nach Indien, um England auf trockenem Wege zu erreichen. Es kam ihm der Gedanke, Mohamedaner zu werden und die Kraft des Islams zu einer Weltherrſchaft zuſammenzuballen. Der Wille zur Macht iſt nie ſublimer lebendig geworden, als in ihm. Es iſt eine Wolluſt, dieſes Ungeheuer zu bewundern.

7.

An Frau von Königsbrun-Schaup in Dresden.

Sie ſind erpicht auf Kurioſitäten: Sie müſſen nach Aegypten. Aegypten iſt das Kurioſitäten-Kabinett der Erde, Caſtans Panoptikum im großen. Wir ſahen heute das alte Kairo, wo die Kopten wohnen: von allen Chriſten die jüdiſcheſten, und gleichfalls dort iſt eine der älteſten Synagogen der Welt. „Treten Sie ein, meine Herrſchaften, hier ſind zu ſehen die zehn Gebote Moſis, von ihm ſelbſt geſchrieben. Der Eintritt iſt frei, doch wird man gebeten, nicht blos Kupfer in die Sammelbüchſe zu legen. Die Stimme Gottes

aus dem feurigen Busche kostet extra." Ganz so sprach unser Führer ja nicht, aber es fehlte nicht viel, und die Stimme Gottes wird blos deshalb nicht vernommen, weil es damals keinen Phonographen gab. Dafür flogen Spatzen in der Synagoge herum, die über den Gesetzen Mosis ihr Nest hatten. — Die Kopten-Kirche war noch dreckiger, aber sehr stimmungsvoll. (Notieren Sie: Die Stimmung wächst in der Welt mit dem Drecke. Mit dem Dreck wird überall die Stimmung weggeräumt. So in Santa Lucia-Neapel.) Ich hätte unendlich gerne ein paar alte Heiligenbilder gestohlen, aber Emma wollte nicht Schmiere stehen. — Eine Kirche, die ein Stall ist; ich sage es ernsthaft und wünsche, daß Sie es nicht frivol nehmen: es wurde mir intensiv christlich zumute. Auch waren viele Lahme und Krüppel da, und unweit der Kirche heulten Klageweiber aus einem Hause heraus. Wenn die schmutzige Tugend (dieses Wort von Ihnen ist ausgezeichnet) unserer Frömmlerinnen Konsequenz hätte, müßte sie sich hier ansiedeln. — Hübsch ist auch, daß die koptischen Christen sich ihr Kreuz (sie haben ein extraes) blau auf die Hand tätowieren lassen. Halten sie diese dann bakschisch-heischend auf, so sieht man gleich, daß man zu einer christlichen Liebesspendung aufgefordert wird. — Uebrigens wurde ich das Gefühl nicht los, daß das koptische Alt-Kairo das

chriſtliche Ghetto iſt, in dem die arabiſchen Eroberer die Nachkommen der alten ägyptiſchen Chriſten, die ja auch altägyptiſches Blut haben ſollen, eingeſperrt halten. Abends werden die Tore geſchloſſen. — Das ägyptiſche Panoptikum iſt lehrreich liebe Freundin.

8.

An Frau Agnes Behrends-Süßkind in München.

Liebe Agnes, hier ſiehſt du Gemma mit ihrer neueſten Eroberung: einem ägyptiſchen Zwerge, der ſehr ſtolz darauf war, ſich mit ihr am Eingang zum Grabhauſe der Mameluken photographieren zu laſſen. Der junge Mann iſt 26 Jahre alt. Er wohnt in einem der Häuſer, die hier für die Toten errichtet werden. D. h. aber doch eigentlich für die Nachlebenden, die an gewiſſen Feiertagen in dieſen Häuſern zuſammenkommen, um im Gedenken der Toten Kaffee zu trinken und Gutſeln zu eſſen. Pietät mit Komfort. Die Häuſer ſind zum Teil ſehr hübſch eingerichtet. Gibt es keine Nachlebenden mehr zur Abhaltung dieſes ſinnigen Kaffeekränzchens, ſo verfallen die Häuſer, und die lebendige Armut nimmt von ihnen Beſitz. — Die Mamelukengräber ſind mehr bunt und prächtig, als ſchön. Du weißt von den Mameluken vermutlich

nur, daß sie Mut zeigen und daß sich auf Mameluk der Schmuck reimt, mit dem der gehorsame Christ bei Schiller so gut abschneidet. Diese Mameluken sind aber noch dadurch interessant, daß sie Mehmed Ali umbringen wollten, aber nicht fix genug waren, und so lud sie Mehmed Ali zum Essen ein und brachte sie um. Von da beginnt die modernste Geschichte Ägyptens, die jetzt bei den Engländern angekommen ist. Auch ihr kann mal ein mamelukisches Intermezzo beschieden sein.

XIII.

Vom Nilſchlamm und ſeinen Produkten; von meinem Mangel an Humor; vom Sandmahlen; von Ramſes-Guliver; von Memphis; von meinem Freund Bartels und anderen Heiligen; von einem luſtigen Geheimrat; von meinem Egoismus.

Die großen Flüſſe waren in früheren Zeiten den Menſchen viel mehr als heute. Sie waren ihnen ſo viel, daß man ihnen göttliche Ehren erwies, ſie zu Göttern verſinnbildlichte, und heute noch haben Namen, wie Rhein, Donau, Wolga einen beſonderen Klang. Es tönt aus ihnen Dank, Ehrfurcht, Bewunderung. Kein Name aber hat mehr Majeſtät, als der des Stromes von Ägypten. Der Nil! Er iſt auch heute noch nicht bloß die Lebensader Ägyptens: er iſt die Lebensquelle des Landes, das überall Wüſte iſt, wohin ſein Schlamm nicht reicht.

Millionen Menſchen haben dieſem Strome gedient, haben ihm gehuldigt als dem großen Lebensbringer, und er hat auf ſeinem Schlamme

eine Bildung erſtehen ſehen, die uns nicht nur durch ihr Alter ehrwürdig iſt. In dieſem Schlammboden lagen die Keime auch unſerer Kultur und wurden Frucht. Wie alle Erde iſt er mit Schweiß und Blut gedüngt worden, und er hat ebenſoviel Leben gefreſſen wie geboren.

Vielleicht iſt die alte Weisheit der Ägypter ſo tief und reich, weil ſich dieſe Menſchen ihrer Herkunft aus dem Schlamm ſo deutlich bewußt waren. Sie mußte zur Myſtik werden, mußte Götter bilden, weil das unbegreiflich Wunderbare der Lebensentſtehung hier ſo augenfällig und in ſo koloſſalem Maßſtabe vor ſich geht, und immer Tod und Leben: Wüſte und Nilſchlamm dicht beieinander liegen. Man mußte glauben, d. h. dichten, um ſich neben dieſer Macht zu behaupten. Aus demſelben Grunde baute man hier ſo koloſſal und gleichſam für die Ewigkeit: aber immer in Symbolen und ausſchließlich Werke von allgemeiner Bedeutung. Was dem gewöhnlichen Menſchendaſein diente, wurde in vergänglichſtem Material nur eben zur Not aufgeführt, aber die Bauten, die Göttliches repräſentieren ſollten, die Tempel und Staatsgebäude, türmten ſich in ungeheueren Quadern. Desgleichen wurden für die Toten die allerfeſteſten Kammern gemauert und die Leichen ſelber mit unglaublicher Kunſt konſerviert. Das ſieht faſt wie Trotz aus. Auf alle Fälle iſt es Ausfluß einer ungeheueren

Entſchloſſenheit, Menſchliches als das Bleibende im ewigen Wechſel zu ſtabilieren. Sie wollten durchaus nicht wieder zu Dreck werden, dieſe merkwürdigen afrikaniſchen Menſchen, die doch den Dreck als heilig erkannten: als Lebens Herkunft. (Und wem haben ſie ihre Mumien aufbewahrt? Den Muſeen, d. h. den Gaffern und Gelehrten. So kommt Hochmut vor dem Falle.)

Geilheit und Öde umgab ſie in ſchroffem Kontraſt; ſie ſahen zum Himmel empor und ahnten Geſetze unabänderlicher Gewißheit. Das Rechnen, das ſie vom Nile gelernt hatten, wandten ſie auf die Geſtirne an. Aber alles wurde ihnen göttlich, denn ſie waren noch keine Gelehrten, ſondern Weiſe, und alſo waren ſie Dichter. Aber ſie waren auch Prieſter, und aus Prieſtern kommen immer Pfaffen. So wurde aus der Weisheit und Poeſie ein wirres Gewuſel von beſtioformen Göttern: eine ungeheuerliche Groteske (die Religion als Ueberbrettl.)

Amenhotep IV. fand dieſe Menagerie unwürdig und erkühnte ſich, zu befehlen, daß nur ein Gott ſei: Aten, die Sonne. Ihr (die hier unten dem doppelten Namen Re und Atum angerufen wird) galt der ſchöne Hymnus:

Anbetung dir, o Re, beim Aufgang, Atum beim Untergang!
Du gehſt auf, du gehſt auf, du ſtrahleſt, du ſtrahleſt

Mit leuchtender Krone, du König der Götter.
Des Himmels, der Erde Herr bist du.
Du bist der, der die Sterne da oben, die Menschen hier unten schuf.
Du bist der einzige Gott, der war schon zu Anfang.
Länder ließest du werden, und Völker hast du geschaffen.
Du hast die Wasser der Feste, hast den Nil uns erschaffen.
Alle Gewässer hast du geschenkt und Leben dem, das darin ist.
Du warst, der der Berge Ketten verband und Menschen und Erde ließ werden.*)

Aber es war (um 1400 vor Christus) zu spät. Das Volk liebte bereits sein Spielzeug und wollte nicht von seinem heiligen Tiergarten lassen. Schon Amenhoteps Nachfolger mußte von sich sagen: „Ich muß die Kniee beugen vor Göttern, die ich verachte."

Auf so nachdenkliche Dinge führt eine Fahrt auf dem Nil, dessen Gottheit sich die Aegypter als doppelgeschlechtliches Wesen dachten: mit Bart und Frauenbrüsten und blauhäutig. (Schöner ist der Gedanke, daß das Steigen des Nils von einer Träne der Isis

*) Ich entnehme die Verdeutschung dem schönen Werke von Svante Arrhenius „Die Vorstellung vom Weltgebäude im Wandel der Zeiten" (Leipzig, Akademische Verlagsgesellschaft m. b. H. — der ich auch das Bild des Sonnengottes verdanke.)

herrührt. Denn es hat viel für ſich, zu glauben, daß Götter weinen müſſen, um Menſchen glücklich zu machen. Das Chriſtentum ruht ja auch auf dieſer Vorſtellung.)

✿

O ihr grundgütigen Leſer! Verzeiht dieſe hartgeſottene Einleitung! Man fährt nicht ungeſtört zwiſchen Palmen auf dem Nile mit einer Yankeedoodlegeſellſchaft. Denn dieſe iſt ſo unendlich fidel, daß man notgedrungen an das Variete der lieben alten ägyptiſchen Götter denken muß, die ganz gewiß unſterblich ſind, obwohl ſie ſchon König Ai, des direktionsloſen Amenhotep Nachfolger, verachtet hat. Hei, was für Witze habe ich auf dem Nil genießen dürfen! Ein wahres Feuerwerk praſſelte auf, als wir an der Stelle vorüberkamen, wo die Legende will, daß Moſes in ſeinem Körbchen von der Tochter des Pharao gefunden worden iſt. Wie oft mußte ich mir da ſagen, daß ich ein grundhumorloſer Menſch bin. Kein Wunder alſo, daß ich traurig wurde.

Ja, mir war ſehr ernſthaft zumute. Nicht einmal die Wettfahrt erheiterte mich, die unſer Yankeedoodleboot mit dem Cook-Dampfer veranſtaltete, der Miene machte, vor uns am Ziele anzukommen. Und dann hätten die Cook-Engländer uns die beſten Eſel weggegrabſcht. Es war gewiß gut, daß dieſe Abſicht der

Konkurrenz vereitelt wurde, aber eine nationale Angelegenheit war es doch eigentlich nicht.

Der Nil war nur von wenig Booten belebt mit seltsam schräg gestellten Segeln an dünnen gebogenen Stangen. Genau die selben Segel haben wir später auf alten ägyptischen Malereien abgebildet gesehen.

Immer wieder kamen wir an Schöpfwerken vorbei, — gleichfalls den selben, die schon die alten Ägypter hatten: von Stieren bewegt, die mit verbundenen Augen im Kreise schritten.

In der Ferne Palmenpflanzungen; an den Ufern wasserholende Frauen. Manche tragen statt der alten schönen Gefäße moderne Conservenbüchsen aus Blech auf dem Kopfe. Einmal kamen wir an einem Gefängnis vorbei. Sträflinge mit Ketten an den Füßen schleppten Steine. Das hat der heilige Nil wohl am ofteſten gesehen. Mühsal mahlt im gleichen Takte . . .

An unserem Bestimmungsorte angelangt, empfing uns eine kleine Armee von Eseltreibern mit ihren schönen Tieren. Ich hatte mich leider entschlossen, einen Sandwagen zu bestellen, da ich meine Erfahrungen mit dem Esel von Giseh nicht wiederholen wollte. Ich wäre gescheiter gewesen, wenn ich mutiger gewesen wäre. Die Fahrt im Sandwagen war eine Tortur, weil das Pferd nicht imstande war, das schwere Gefährt mit zwei Personen

zu ziehen (denn außer mir fuhr noch eine Dame von gleichfalls beträchtlicher Leiblichkeit mit). Daß ich zuweilen im Wüſtenſande laufen mußte, war nicht weiter ſchlimm, aber die Qual der vierbeinigen Kreatur mit anſehen zu müſſen, war ſchauderhaft. Dafür entſchädigte mich das Vergnügen, das meine Frau am Eſelreiten hatte, und der Anblick, den ſie dabei bot. Sie hatte einen der hübſcheſten und ſtärkſten Eſel erwiſcht, der eigentlich Moſes hieß, ihr zu Ehren aber von ſeinem Führer Kaiſer Wilhelm genannt wurde. Dieſer Führer war ein hübſcher Kerl und hieß Haſſan. Daß er etwas italiäniſch ſprach, erwarb ihm die Sympathie meiner Frau, aber daß er zu der in Ägypten weitverbreiteten Zunft der Pizzicatori gehörte, die es lieben, ihre Hände mit weiblichen Körperteilen in Berührung zu bringen, wo ſich nicht alle Damen von jedermann betaſten laſſen, brachte ihm einige Male Namen aus der italiäniſchen Zoologie ein, bis er dieſe Vertraulichkeiten ließ. Dafür erklärte er dann unabläſſig, meine Frau ſei „koloſſal", wollte damit aber nicht ſagen, daß ſie rieſig, ſondern daß ſie überhaupt etwas beſonderes ſei, denn er hatte das Wort von Deutſchen aufgeſchnappt, die ja wirklich gerne „koloſſal" ſagen, wenn ſie Bewunderung ausdrücken wollen. Natürlich ſagt er das gewohnheitsmäßig zu jeder Dame, die jeweils auf ſeinem Moſes ſitzt. Warum auch nicht? Auch wir ſagen ja zu jedermann „Herr"

und versichern alle Welt schriftlich einer Hochachtung, von der wir sogar voll zu sein vorgeben.

Wir ritten also (ich mahlte) zur Wüste Sakkarah. Bald kamen wir durch Palmenwälder, bald ging's durch Sand und Sand und nochmal Sand, zwischen enormen Kaktusstauden. Ich sagte eben: Palmenwälder. Das ist eine Übertreibung, insofern man sich unter Wald das vorstellt, was bei uns so heißt. Palmenanpflanzungen wäre richtiger gewesen. Es sind Kulturen, und jede Palme ist in den Steuerlisten Ägyptens numeriert. Trotzdem haben diese Versammlungen von Palmen mitten in der leeren, riesigen Ebene etwas Schönes, fast Heiliges. Da die Palmen weit auseinander stehen, kann von einem dichten Schatten nicht die Rede sein. Vielmehr sieht man das Schattenbild jedes einzelnen Baumes klar und scharf auf dem sandigen Boden. Das gibt einen sehr sonderbaren Anblick.

Die erste Rast machten wir an der Kolossalstatue des zweiten Ramses, die es längst vorgezogen hat, sich lang hinzulegen, statt aufrecht dazustehen. Da unsere Zeit in der Dramatik die horizontalen Helden liebt (wie Franz von Königsbrun-Schaup G. Hauptmanns „Männer" nennt), würde eine Abbildung dieses liegenden Königs als Kapitelleiste über den Aktanfängen moderner Theaterstücke ein recht sinniger Buchschmuck sein. Noch

ſinnfälliger ſymboliſch wirkte der Anblick auf mich, den ich hatte, wie ich als Letzter der Karawane in meinem Sandwagen ankam: die ganze Yankeedoodlegeſellſchaft ſtand und ſaß auf dem ſteinernen Rieſen und ließ ſich photographieren. O Gulliver! — Die andere Rieſenbildſäule desſelben Herrſchers liegt überdacht da, und man kann auf Treppen an ihr herumkriechen.

Erſtaunlicherweiſe wurden hier keine Anſichtspoſtkarten verkauft. (Oder waren ſie ſchon vergriffen, als ich ankam?) Dafür liefen Beduinen mit kleinen Mumienfiguren herum, für die ſie 10 Franken verlangten, um ſie ſchließlich für einen herzugeben. Es ſind brillante Imitationen der Holzpuppen, die, wenn ich nicht irre, mit Kinderleichen begraben wurden. Ich habe ſie, naiv wie ich bin, lange Zeit für Holz gehalten, bis mir einmal eine zerbrach und es ſich herausſtellte, daß ſie aus gebackenem Dreck beſteht. Seitdem iſt ſie mir noch wertvoller, denn nun habe ich etwas Nilſchlamm im Hauſe.

Unweit der Ramſesſtatuen beginnen die Ruinen der Stadt Memphis. Ruinen? Wo denn? Unſer Freund Knofelduft, der uns auch hierher begleitet hatte, aber ſelten zu ſehen war, weil ſein Trupp nicht zuſammenhielt, preſchte auf ſeinem Eſel an mir vorüber, machte eine gewaltige Armbewegung und rief pathetiſch: „Memphis!“ „Wo denn?“ ſchrie ich. „Überall!“ rief er. „Wir reiten durch

Memphis mitten durch!" Und er hatte noch die Güte, einige Angaben über die Millionenzahl der Einwohner dieſer alten Hauptſtadt Ägyptens für mich fallen zu laſſen. — Alſo: wir ritten durch „Memphis" mitten durch, aber von einer Stadt war nicht mehr zu ſehen, als auf einem rieſigen Kartoffelacker. Hier hat der Zahn der Zeit gründliche Arbeit getan. Nur von dem Tempel des Weltengottes Ptah ſollen Trümmer übrig ſein. Ich habe nichts davon geſehen. Aber ich bin „durch Memphis durch" geritten und habe der Worte gedacht, die Horatius an ſeine Leuconoe gerichtet hat: . . . carpe diem! Quam minimum credula postero! Zu deutſch etwa: Pfeif auf die Zukunft, Schatz! Nimm, was du haſt!

Kurz hinter „Memphis" mußte ich mich von meiner Frau trennen, die mit der Eſelkarawane weiter galoppierte, während ich, der mit Recht beſtrafte Sybarit, in meinem Sandwagen einſam einen kürzeren Weg dahinmahlen mußte, denn das arme, kranke Pferd konnte kaum mehr. (Nie vergeß ich ſein Röcheln.)

Was meine Frau geſehen hat, hat ſie in einem Brief ſehr hübſch beſchrieben. Ich ſetze dieſe Stelle hierher: „Ich kam durch einen entzückenden Dorf von Beduinen. Die Frauen ſaßen vor den Türen und bereiteten das Eſſen für ihre Männer, die ſicher im Feld arbeiteten." (Oh du Idealiſtin! Dieſe Beduinen arbeiten nie. Sie nähren ſich als Eſeltreiber und Pizzi-

catori.) „Kleine Kinder mit dünnen und zerlumpten Hemdchen, aber Armbänder an den Fußgelenken“ (Armbänder an den Fußgelenken? Holla, Madame, Logik! Aber nein: man ſagt ja auch: ein ſilbernes Hufeiſen. Ich nehme alles zurück!) „ſchreiteten wackelnd von Frau zu Frau und erlaubten ſich auch mit den Händchen, die ſicher zweimal ſchwarz waren, in den Schüſſeln herumzuſuchen. Von den Frauen ſah ich, leider, wieder ſehr wenig, aber die Augen lachten immer, wenn man ihnen freundlich zunickte“ (und das tateſt du gewiß!). „Man konnte auch manchmal einen Teil der Bruſt ſehen, denn faſt alle Weiber hatten ein kleines Kind. Aber die Brüſte waren Flaſchen. Das iſt die Raſſe.“ (Ich hüte mich, zu widerſprechen) „Komiſcherweiſe war ich immer ſehr beliebt bei den Schwarzen“ (darin finde ich gar nichts Komiſches) „und mein Haſſan war ſehr ſtolz darauf“ (ich wäre es auch geweſen) „und machte ſeine Schweſtern“ (Schweſtern? das kenn ich) „auf mich aufmerkſam, indem er ſagte: ‚Sehr gute Madam, ſehr ſchöne Madam‘. Er wollte nur die Räder ſchmieren für den Bakſchiſch“ (Sehr kluge Madam!) „Wir verließen das Dörfchen und kamen durch Felder, auf denen herrliches fettes Gras wuchs, endlich auf eine Hochfläche: ‚das Totenfeld von Sakkarah‘. Vorher aber mußten wir auf einen Bahndamm hinauf.“

Dort trafen wir uns und hatten gemeinſam

einen Anblick wie aus der Zeit der Pyramidenbauten, der nicht zu meinem Zweifel an der Arbeitsfreude der Beduinen zu ſtimmen ſchien. Denn wir ſahen große Karren, bepackt mit enormen Säulen (eben entdeckten Altertümern, die nun für das Muſeum in Kairo beſtimmt waren), durch Menſchenkraft auf Gleiſen gezogen und geſchoben. Vorn lagen die braunen Kerle in den Seilen, hinten wuchteten ſie mit dem ganzen Leibe gegen den Wagen, aber die vorderen wie die hinteren ſangen zu ihrer Plage, die am Ende nicht ſo groß war, wie ſie ausſah. Es waren aber keine Beduinen.

Die Sonne brannte wie durch ein großes Vergrößerungsglas; die Strahlen ſprangen uns gleichſam vom Sande her wie Pfeile ins Geſicht. Aber ſonderbar: dieſe Hitze tat mir nichts. Je weiter ich nach dem Süden komme, je mehr Hitze kann ich vertragen.

Hirten badeten ihre Schafe in einem Teiche. Ein Zeltlager war in einer Palmenlichtung zu ſehen. Vor uns lag endlos Sand und Sand und immer wieder Sand: gleißend, flimmernd. In der Entfernung ragten wie Schemen, gelbroſa, ein paar Pyramiden auf: körperlos, ganz nur farbige Erſcheinung. Und der Himmel ſchien eher weiß, als blau. Hier allein, und ich würde mich nicht wundern, wenn Engel vom Himmel ſtiegen und mit mir in fremden Zungen redeten, die ich plötzlich verſtünde. Ja, wenn der alte böſe Judengott ſelber käme,

in einem weißen Burnus, ſonſt aber ganz wie Hermann Bahr (letzte Allüre) ausſehend, und ſpräche mich hebräiſch an: ich wäre gar nicht erſtaunt und würde antworten wie ein Rabbiner. (Himmel: wenn das mein guter Freund Bartels lieſt! Dann wird ſeine Liebe zu mir keine Grenzen mehr haben. Denn er wird endlich merken, daß ich wirklich ein Judenſprößling bin. An mein Herz, Alfred, holdeſter aller Germanen! Ich glaube zwar, daß du übel riechſt, aber deine Seele iſt rein, ſeitdem du das Dichten gelaſſen haſt. Oh, liebe mich weiter und höre niemals auf, mich zu lieben! Du biſt mein Labſal, Alfred; glaub es nur! Die zwanzigſte Auflage des Prinzen Kuckuck werde ich dir widmen und keinem andern. — Doch mein Gefühl überwältigt mich. Ich muß die Parentheſe ſchließen, mit der ich meinen Bartels umklammert habe, und zu den heiligen Ochſen kommen.)

Doch nein: Vorher beſuchten wir das Grab des Ti. Dieſer Mann war ein Wirklicher Geheimrat, Exzellenz. Aber das iſt ſchon lange her. Ich glaube 4000 Jahre. Die Bilder aber, mit denen er ſeine Grabkammer hat ausſchmücken laſſen, leuchten in ſo friſchen Farben, daß jeder verſtändige Antiquar ſie erſt in ein Kaffeebad tun würde, um ihnen den Reiz von echten Altertümern zu geben. Man ſieht auf ihnen, wie luſtig Herr Ti gelebt hat. Er aß gerne Gänſebraten und liebte es, nackte Mädchen vor ſich tanzen zu

laſſen. Auch mußten dieſe, zu ſeinem, wie zu ihrem Pläſiere, auf einander reiten und dabei Ball ſpielen. Ti war ein raffinierter Geheimrat.

Nun gelangten wir zu den Apis-Gräbern. Jeder Beſitzer eines Konverſations-Lexikons weiß, daß man bei den alten Ägyptern für heilig gehalten wurde, wenn man ein weißer Stier mit einem ſchwarzen Stirnfleck war. Aber, während es die chriſtlichen Heiligen zu Lebzeiten meiſtenteils recht ſchlecht hatten, wurden die Apiſſe auf jede Weiſe verwöhnt. Daß ſie neben dem Könige wohnen durften, war ihnen am Ende gleichgültig, und auch für die dargebrachten Weihgeſchenke aus Gold und Silber und Edelſtein hatten ſie wohl wenig Sinn; eher behagte ihnen gewiß das auserleſene gute Futter, das ihnen von ſchönen Mädchen ſerviert wurde, aber das ſchönſte und ganz nach ihrem Geſchmack war, daß man ihnen einen Harem aus den feiſteſten Kühen des Landes gab. Nur an Bewegung wird es ihnen gefehlt haben, und es wird ihnen vermutlich verwehrt geweſen ſein, zu raufen, und das iſt doch wohl die ſtiermäßigſte aller Vergnügungen. Item: Ganz vollkommen war auch die Wolluſt dieſer Exiſtenz nicht. Dafür wurden ſie nach ihrem Tode einbalſamiert und auf eine Weiſe begraben, über die ſich heute noch die Menſchen den Kopf zerbrechen.

Auch ich wollte mir Gedanken darüber machen, aber die Hitze in diesen Stiergrabkammern war so ungeheuer, und das Gedränge von einer Unzahl flüsternder Menschen in den engen Gängen so unangenehm, und ich wurde so oft von den Wachskerzen meiner Genossen beklecket, und der Vortrag unseres Dragomans über das Rätsel: Wie diese riesigen Granitsärge hier herunter gekommen sein mochten, knofelte so stark, daß ich fluchtartig das Weite und Helle suchte. Ich glaubte, blind zu werden, wie ich an das Tageslicht kam; noch mehr überraschte es mich aber, daß die vorher als brennend empfundene Sonnenhitze mir plötzlich wie Kühle erschien nach der Backofentemperatur da unten. Heiß wie in den Apisgräbern: das ist der Superlativ von Hitze.

Wir ritten (ich mahlte) zurück. Zum Glück durfte ich den Wagen tauschen. Jedoch nahmen es mir meine dänischen Freundinnen sehr übel und legten es als preußisch-deutschen Egoismus aus, daß ich ihr gesundes Pferd für uns (meine beleibte Begleiterin und mich) requirierte und unserem kranken Gaule wenigstens die Erleichterung verschaffte, daß er die geringere dänische Last zu schleppen hatte, aber ich wußte mich mit dem Gedanken darüber wegzutrösten, daß auch sonst anständige Handlungen der Rücksicht auf andere Wesen als Eingebungen der Selbstsucht bei

mir ausgelegt worden ſind. Schließlich kommt es doch immer auf die Sache und nicht auf die Auslegung an. Und: wer Verkennungen nicht auf ſeinen Buckel zu nehmen vermag, iſt ſchwach im Rückgrate.

Kurz bevor wir die Einſchiffungsſtelle erreichten, lief ein reizendes Beduinenmädchen mit erſtaunlicher Ausdauer neben unſerm Wagen her, unabläſſig „Bakſchiſch“ auf eine ſo ſüße, ſuggeſtive Art flüſternd, daß ich gemein genug war, ſie das ſehr lange tun zu laſſen, nur um den Genuß des Hörens länger zu haben. Sie kriegte dafür doppelt, und ich bereue meine Schändlichkeit garnicht, denn noch heute höre ich dieſes wunderſame holde Gezwitſcher.

Noch ein kurzer, aber heftiger Kampf mit Kutſcher und Eſeltreiber wegen des Lohns, dann gingen wir an Bord unſeres Dampfbootes.

Die Heimfahrt war ſchöner, als die Herfahrt, denn die Genoſſen und Genoſſinen unſerer Wüſtenwanderung waren etwas müde und darum weniger laut und luſtig. Auch war es friſch geworden, und das tat wohl.

Abends fielen mir ein paar Verſe ein:

Klein Moſes lag im Binſen-Korb
Und ſchwamm den Nil hinunter.
Ihn fand die Tochter Pharaos
Und nahm ihn, als ein Spielzeug blos,
Und päppelte ihn munter.

Wär auf der andren Seite er
Des großen Nil geſchwommen:
Die ganze Weltgeſchichte wär,
Wer weiß wohin, die kreuz und quer
Anderswohin gekommen.

Denn, wenn kein Mann ſie führt,
So läuft die Menſchenherde
Ins Ungewiſſe, Irre. Nur
Der Genius erkennt die Spur
Der Gottheit auf der Erde.

XIV.

Von einem freien Nachmittag; von Blinden; von den Engländern; vom deutſchen Buchhandel; von deutſchen Kellnern; von ſchweizer Stubenmädchen; vom Photographieapparate; von Geiern.

Ehe wir Kairo verließen, hatten wir einen Nachmittag frei. Das tat uns wohl, wie Schulkindern, wenn der Unterricht ausfällt. Wir fuhren und bummelten durch die Stadt und die Baſare. Dabei fanden wir, daß dieſe orientaliſchen Handelsleute garnicht ſo orientaliſch ſind, wie wir gedacht hatten. Deutſche Marktfrauen ſind im Allgemeinen lebhafter darauf bedacht, Vorübergehende zum Kaufe zu animieren. Die meiſten Händler und Handwerker ſaßen ſtolz und ſtill auf ihrem Teppich und betrachteten uns mit demſelben Kurioſitätenintereſſe, wie wir ſie. Blieben wir ſtehen, ſo gaben ſie auf Fragen ruhig und mit Würde ihre Antwort. Daß ſie etwas vorboten im Preiſe, iſt Landesbrauch. Aber auch das hielt

ſich in anſtändigen Grenzen. Ich bin nicht blos in Italien, ſondern auch in Deutſchland ſchon mehr geprellt worden als Fremder. Kommt man ihnen, durch Freundlichkeit, etwas näher, ſo entwickeln ſie oft eine reizende Art von Humor. So war ein altes Herrchen, das ſudaneſiſche Fliegenwedel und Flechtwaren verkaufte, ungemein drollig in ſeinem Vergnügen über die Winzigkeit ſeines Lädchens. Daß die Schuſter auch in Kairo Humor haben, wunderte mich nicht; Schuſter haben überall Humor. Woher mag das kommen? — Übrigens ſind die Saffianſchuhe von Kairo Meiſterwerke an Leichtigkeit. Ich wünſchte, daß ich mir mehr als ein Paar gekauft hätte. Dagegen taugen die orientaliſchen Parfümerien nichts. — Wir kauften allerhand Kleinigkeiten für ſehr wenig Geld und hatten als Zugabe das bunte, amüſante Leben um uns herum. Zum erſten Male begegneten wir hier jenen Geſtalten aus dem alten Teſtament, die man im Oriente immer und immer wieder ſieht: den Blinden, die mit ihrem Stabe ſo ruhig durch das größte Gewühl taſten. Sie ſind im Oſten überhaupt ſehr zahlreich; nirgends aber im dem Maße wie in Ägypten, wo die Augenkrankheiten ſo häufig zu ſein ſcheinen, wie bei uns der Schnupfen und in Mexiko die Syphilis. Manchmal war es, als ſeien mehr Einäugige da, als Leute mit zwei heilen Augen. Die Engländer ſollen ſchon viel dafür getan haben,

die Augenleiden zurückzudrängen, und sie haben überhaupt manches getan in der Fürsorge für ihre Schutzbefohlenen, in denen sie bereits britische Untertanen erblicken möchten, aber die Liebe, die sie dafür gewonnen haben, ist doch wohl recht mäßig. Kein Wunder. Was man nicht aus Liebe tut, sondern aus Berechnung, erweckt keine Liebe; kaum Dank. Liebe ist eine Reflexerscheinung; sie beruht auf Gegenseitigkeit. Und die Engländer sind selbst dazu zu stolz, Liebe zu heucheln. Sie geben sich nicht die mindeste Mühe, liebenswürdiger zu erscheinen, als sie sind. Es genügt ihnen vollkommen, Respekt einzuflößen, und dazu haben sie alles Talent. Ihre Haltung ist tadellos: Zurückhaltung, immer von oben herab. Und ihr Blick geht immer aufs Ganze. Sie verstehen durchaus, zu imponieren, ohne die Absicht merken zu lassen.

Bemerkenswert ist, daß noch immer die italiänische Sprache von allen fremden die ist, die die Eingeborenen am meisten beherrschen. Dagegen ist das Französische schnell vor dem Englischen zurückgewichen.

Deutschland wird, wie auch sonst im Oriente, am bedeutsamsten durch den deutschen Buchhandel repräsentiert. Die deutsche Buchhandlung in Kairo ist ein imposantes Etablissement. Der Deutsche fühlt sich hier umgeben vom Besten seiner Kultur und der westlichen überhaupt. Das alte deutsche Weltverständnis (das

dem deutſchen Imperialismus hoffentlich nie zum Opfer gebracht wird!) hat hier ſich gleichſam als geiſtige Macht etabliert. Wenn etwas würdig iſt der Förderung durch das Reich und jeden einzelnen Deutſchen, ſo iſt es der deutſche Buchhändler, der einen Laden im Auslande eröffnet. Er tritt uns überall als der ſympathiſchſte Pionier deutſchen Weſens entgegen; immer frei von nationaler Engherzigkeit und ſtets doch im beſten Sinne für das Deutſchtum wirkend. Er betätigt ſich als Kulturverknüpfer von Metiers wegen. Auch er iſt Ausdruck und Folge der deutſchen Reiſeluſt, die ich wahrlich nicht bemängeln will, wenn ich karrikierte Äußerungen von ihr mit Abſchätzigkeit behandle.

Auch der deutſche Kellner im Auslande iſt kein ſchlechter und wertloſer Repräſentant des Deutſchtums, und für den deutſchen Reiſenden bedeutet er überdies eine ſehr angenehme Erſcheinung deswegen, weil man mit ihm nur ſo lange engliſch zu reden braucht, bis er mit ſchöner Offenheit erklärt: Mein Herr, ich bin aus Perleberg. Unſer Oberkellner im Sayoy-Hotel (es gibt bekanntlich nur noch Oberkellner) hatte in Wien als Piccolo begonnen, ſich in London vervollkommnet, in Paris die höchſten Weihen empfangen und fungierte nun im Sommer 1400 Meter überm Meere im Engadin, im Winter aber in Kairo unfern der Wüſte. Kein Wunder, daß er ein Mann von Welt war. Aber ſein Ideal ſah er doch in einem

kleinen Gasthause Thüringens, zu dessen Erwerbung ihm nur noch die Trinkgelder der nächsten Engadiner Saison fehlten. „Überall“ sagte er mir, „sind die Stubenmädchen aus der der Schweiz, die Köche aus Frankreich, die Kellner aus Deutschland.“ „Und wie vertragen sich diese Nationen miteinander?“ fragte ich. „Ausgezeichnet,“ antwortete er, „doch würde das Einvernehmen noch herzlicher sein, wenn nicht alle Stubenmädchen so merkwürdig alt wären.“ Dieses Phänomen ist auch mir schon aufgefallen. Es läßt sich nur damit erklären, daß die schweizer Stubenmädchen in ihrer Jugendblühte sämtlich schweizer Gouvernanten gewesen sind. Daher denn auch ihre unnahbare Würde, ihre beklemmende Bildung und ihr resignierter Gesichtsausdruck.

*

Ich habe die Empfindung, längst nicht alles erzählt zu haben, was wir in Kairo sahen. Man vergißt so viel, wenn man photographiert.

Der Kodak ist ein Fluch, von dem man nicht loskommt. Wie oft habe ich es mir schon vorgenommen, ihn zu Hause zu lassen, aber immer wieder baumelte er über der Mitte meines Leibes und lockte mein Auge von den Dingen, um seine Linse daraufzurichten, mit deren Bedienung ich dann so viel zu tun hatte, daß das Leben selber für mich

ausgeſchaltet war. Wir werden immer mehr zu Sklaven irgendwelcher Maſchinen. Es geſchieht aus einer Art Gier und Habſucht, die wie Beſeſſenheit iſt. Wir möchten mit allen möglichen techniſchen Mitteln mehr erraffen, als es unſere perſönlichen lebendigen Kräfte und Sinne vermögen, und wir werden im Grunde von den toten Apparaten elend beſchummelt. Um nur vom photographiſchen Apparat zu reden (es gilt auch vom Automobil und noch manchem anderen): Er gibt uns zwar ein Bild, das wir ſchwarz auf weiß nach Hauſe tragen können, aber dieſes Bild hat für uns nicht entfernt die Bedeutung irgend eines Anblicks, den wir mit konzentriertem Augengenuß in uns ſelber: nicht in einen Apparat, ſondern in unſere Seele aufgenommen haben. Und dieſes tote Glasauge im ſchwarzen Kaſten beherrſcht uns, daß wir ihm wie Knechte dienen müſſen. Wir ſehen nicht mehr das Ganze, ſondern ſuchen Ausſchnitte für ſeinen Geſichtskreis. Statt uns zu Künſtlern des perſönlichen Sehens auszubilden, beſcheiden wir uns mit einer Ausbildung als Amateurphotographen: wir entziehen uns intenſiver (und daher beglückender) ſeeliſcher Arbeit unter dem Geſetze einer Trägheit, die lebloſes für ſich arbeiten laſſen möchte und doch zur Dienerin von etwas Totem wird. Es iſt ein Stumpfſinn, doch er hat Methode.

Wie ſehr ich ihm gefröhnt habe, zeigt auch dieſes Buch.

Ein Glück, daß man nicht alles photographieren kann. So z. B. nicht die Geier (oder was für Aasvögel es ſind), die über Kairo kreiſen als die Hauptbeamten ſeiner Geſundheitspolizei. Denn ſie ſind für Kairo das, was für die anderen größeren Städte des Orients die herrenloſen Hunde ſind: ihr Magen iſt die Abfuhrgrube der Stadt. Ihr Flug über Kairo iſt das erſte, was dem Fremden auffällt, wenn er ſich nähert, und dieſes Bild bleibt feſt in ſeiner unheimlichen Symbolik. Es iſt aber auch ein ſchönes Bild, denn es hat etwas feierliches, eine ruhige, hohe Gelaſſenheit. — Dieſe großen Vögel (kein Eingeborener tut ihnen etwas zuleide) niſten mitten in der Stadt auf den Sykomoren und anderen Bäumen. Als ich einmal auf der Terraſſe von Shephards Hotel ſaß, ſah ich ein Neſt mit nackthälſigen Jungen ſchräg über mir. Nie aber werde ich den von einem jagenden Engländer angeſchoſſenen Geier vergeſſen, der hinter unſerem Nilboot ins Waſſer fiel und wild mit den Fängen um ſich ſchlug, während die gelben Nilwellen rot von ſeinem Blute wurden. Andere ſeiner Art kreiſten kreiſchend über ihm; ich weiß nicht, ob ſie ihn beklagten, oder auf ſein Aas warteten. Vielleicht hieß ihr Kreiſchen: „Herzlichſt willkommen!“

Uns winkte dieſer gemütvolle Gruß vom

Yankeedoodle entgegen, als wir wieder ſeine Falltreppe emporklettern durften. Die Muſik bot gleichfalls all ihr Blech auf, unſer Herz mit Heimatswonne zu erfüllen, und das ſchöne Schiff hatte Flaggengala angetan. Als wir uns aber auf Deck umſahen, fehlte manch teures Haupt. Ein Teil der Paſſagiere weilte noch, tiefer ins Innere dringend, in Ägypten. Wir waren froh, uns an dieſer Expedition nicht beteiligt zu haben, denn ſchon das Genoſſene hatte uns genugſam angeſtrengt. Allein die Strapazen eines allzu heftigen und daher nicht genügend vertieften Genuſſes hatten doch nicht in dem Maße Abſpannung hervorgerufen, daß wir das viele Schöne und Merkwürdige, an dem wir vorübergeeilt waren, nicht mit Dankbarkeit als eine Bereicherung unſeres inneren Lebens empfunden hätten.

Wir ſagten uns: als Vorbereitung zu einer wirklichen Reiſe nach Ägypten war dieſe Exkurſion ſehr gut, und ſelbſt wenn uns eine ſolche Reiſe nicht beſchieden ſein ſollte, dürfen wir immerhin eines dauernden Gefühles der Genugtuung froh ſein: denn es bedeutet viel, im perſönlichen Augenſchein einen Begriff von den ungeheuren Dingen gewonnen zu haben, die eine alte Kultur uns hier hinterlaſſen hat.

XV.

Vom dilettantiſchen und vom richtigen Reiſen; von einer Amerikanerin, der ich auf dem Schoß ſaß; von der Libanonfahrt; von einer hammliſchen Station; von armen Pferden; von großen Dingen; von kleinen Mädchen.

PArtant pour la Syrie . . .! Was für ein wunderliches Gefühl das iſt, nach Baalbek zu reiſen zwiſchen Libanon und Antilibanon. Schon im Klang der Worte liegt Suggeſtion.

Aber ich mußte, während wir nach Beirut dampften, immer wieder daran denken, wie leichtfertig wir reiſen: wie dilettantiſch. Aus den Papieren, in denen Goethe die Vorbereitungen zu ſeiner zweiten italiäniſchen Reiſe hinterlaſſen hat, iſt in der Weimarer Ausgabe ſeiner Werke ein dicker Band zuſammengeſtellt worden. Er kannte das Land bereits aus eigener Anſchauung und wußte überdies in ſeiner Geſchichte, Kunſt, Literatur und Natur Beſcheid. Trotzdem umklammerte er es gleichſam mit allen Sinnen ſeines Erkenntnistriebes nochmals,

korreſpondierte mit allen möglichen Vertretern der verſchiedenen Intereſſengebiete darüber, vertiefte ſich in Spezialſtudien, ſammelte überall her Materialien. Er warf ſein inneres Auge voraus, um mit dem äußeren nicht bloß zu ſehen, ſondern zu begreifen. Es ſollte nichts in Italien zu ſeinen Sinnen reden, das er nicht innerlichſt verſtanden hätte. Das Gaffen war ihm verhaßt: ſein Blick wollte mit Verſtändnis umfaſſen. Er ging nicht auf Zerſtreuung aus, ſondern auf Sammlung. Die Strapazen, die eine Reiſe zu ſeiner Zeit mit ſich brachte, wären ihm als Kraftvergeudung erſchienen, hätte er ſie nicht als Mittel zu einer Bereicherung ſeiner ſtärkſten Lebenskräfte empfunden. Wir nehmen das Reiſen leichter, weil es uns leichter gemacht wird. Das bequeme und ſchnelle Reiſen hat das Reiſen entwertet, — faſt um ſeinen Sinn gebracht. Wenn Perlen in allen Goſſen lägen, würden wir ihren Schimmer verachten. Die Kartoffelblüte iſt eine ſehr ſchöne Blume, aber kein Menſch bindet ſie in einen Strauß. Die Wunder des Orients ſind keine Wunder mehr, ſeit ſie den Vielzuvielen gemein geworden ſind. Wenn im Markusdome zu Venedig ein Café etabliert ſein wird, rettet der Glanz aller ſeiner Moſaiken nicht die Heiligkeit des Ortes. Ich kann in einer tiroler Dorfkirche künſtleriſche Andacht empfinden vor ein paar alten Ölſchwarten, wenn ich allein oder mit Gleichgeſtimmten zuſammen bin;

und wenn ich einen halben Tag lang steigen mußte, um dahin zu gelangen, so ist mein Entzücken doppelt groß. Zum rechten Sinn einer Reise gehört, daß sie etwas Mühe erfordert. Wirklich köstlich wird sie erst, wenn sie den Reiz des Abenteuerlichen hat. Die Handwerksburschen reisen immer noch am sinnvollsten.

Einer Reise in ungemäßer Gesellschaft ist der Besuch eines Kinematographentheaters durchaus vorzuziehen. Nur die Menschenkenntnis gewinnt auf solchen Reisen, und sie sind eine vollgültige Belastungsprobe für den Humor.

Aber ich wiederhole es nochmals: das gilt nur für uns Schiefgewickelte, meine Freunde! Und, da wir ja wohl alle etwas Humor haben, dürfen wir uns nicht beschweren. Humor ist, wenn man trotzdem lacht. Der Mensch fängt bein Nein an, hat der alte Björnson gesagt. Aber dieses Nein muß auf ein großes Ja zielen. Wir lachen nein und meinen ja.

o

Wir dampften nach Beirut, immer der Küste nahe. Sie ist öde und baumlos. Selbst die Häuser der Menschen sehen wie große Steine aus. Das Hohe in der Ferne ist der Libanon. Es liegt Schnee auf seinen Höhen. In der Nähe der Ortschaften wird die Erde bunter: rötlich und milchkaffeefarben. Wohl Felder. Gebäude mit leuchtenden Ziegeldächern wurden uns als Hospize bezeichnet. Das Meer ist

klar und ſpiegelglatt. Der Abend kommt, und die Farben werden tiefer. Flammrot geht die Sonne unter. Die meiſt hellblau bemalten niederen Häuſer von Beirut, das nun, ſehr maleriſch zuſammengewürfelt, erſcheint, leuchten ſcharf in das Feuerwerk hinein. Faſt alle zeichnen ſich durch ſehr große Fenſter aus; ſie müſſen alſo verhältnismäßig hohe Räume haben. Eins von ihnen ſtand auf dicken Pfählen gleichſam im Meere ſelbſt.

Es wurde ſchnell dunkel. Yankeedoodle brüllte zur Küſte: Wir ſind da! Dann blieb er ſtehen. Eine Dampfbarke im Hafen ſchrie gell: Ich komme gleich! Machte los und holte unſre Poſt. (50 Kilo Anſichtskarten.) Ein Herr im Fes redete mit dem Kapitän. Jemand wollte das Wort Cholera gehört haben, und der Schatten der Quarantaine hing einen Augenblick über uns. Aber er verſchwand wieder. Die Schiffskapelle bedankte ſich dafür mit einem reichhaltigen Programm.

Wir ſchliefen an Bord. Die ordre de bataille lautete auf: fertig zum Ausbooten früh 1/2 8.

Dies hatte am nächſten Morgen zur Folge, daß ich zwei Eierkuchen beſtellte, aber nur einen aß. Als letzter wurde ich hinter meiner Frau her in eine Barke geworfen, die recht neckiſch auf den Wellen tanzte. Trotzdem fing mich ein Neger an ſeiner breiten Bruſt auf. Seine gefletſchten Zähne begrüßten mich mit

dem Worte Bakſchiſch. Ich antwortete darauf ſehr höflich: Guten Morgen, mein Freund. Er ſetzte mich einer Amerikanerin auf den Schoß, die keine Schätzung dafür beſaß, einen deutſchen Dichter auf ihren Knieen zu ſchaukeln, weshalb ſie ebenſo erſchreckt wie zornig aoh! rief. Ich ſagte der Wahrheit gemäß, daß es nicht gerne geſchehen ſei und mit meinem Willen gewiß nicht wieder vorkommen ſolle. Dabei bemerkte ich, daß die Dame einen weißen Schnurrbart hatte, erzeugt durch den Schaum der Zahnpaſta, und daß in ihren ſchweren Augenſäcken noch viel Schlaf lag. Auch die übrigen Amerikanerinnen hatten jenen Zug im Geſichte, den Gott Morpheus erzeugt, wenn ihm nicht genügend gehuldigt worden iſt. Einige ſahen wie empörte Igel aus.

Meine Frau, friſch wie immer, wurde plötzlich auch gelb im Geſichte. Dann wurde ſie grün. Und dann ſagte ſie: mal di mare. Ich beeilte mich augenblicklich, das Mittel dagegen anzuwenden, das immer probat iſt, wenn man weiß, daß man in zehn Minuten feſten Boden unter den Füßen hat: ich lachte ſie aus. Sie wurde wütend. Die Krankheit war gehoben.

Wir defilierten durch eine Zollbaracke, brauchten aber auf Grund eines offiziellen Yankeedoodle-Bakſchiſch die Interieurs unſerer Koffer den Zöllnern und Sündern von Beirut nicht zu enthüllen. Ein paar Schritte, und Beirut war erledigt. Wir beſtiegen einen

Extrazug und fuhren ab. Erſt gings der Küſte entlang, dann wandte ſich die Fahrt ins Land. Viel Blumen rechts und links: dunkelrote Anemonen und Kornblumen. Dann ſchöne Orangengärten, Olivenkulturen, rieſige Feigenbäume, — alles von äußerſter Üppigkeit. Zumal die Orangen waren enorm groß. Als aber das Gebirge begann und mit ihm eine Zahnradbahn, hörte wie mit einem Schlage die Üppigkeit auf, und es wurde öde. Nur die Rebe kroch mit uns mit. Im eigentlichſten Sinne. Die ſich in Italien hoch in die Ulmen ſchlingt, liegt hier am Boden. Zum Teil war ſie gegen die Kälte gedeckt. Station auf Station bis zur Höhe des Libanon. Es wurde friſch, kühl. Dann, auf dem Plateau zwiſchen Libanon und Antilibanon, weite, grandioſe Blicke. Hier war ehedem eine der großen Kornkammern der alten Kultur. Auch heute noch weite Äcker. Aber kaum ein Baum. Zuweilen kamen wild ausſehende Leute an den Zug und Kinder mit Blumenſträußen. Alle etwas ſcheu. Mein Kodak hat ihnen tief ins dunkle Auge geblickt, aber der ſchurkiſche Photograph in Jeruſamlem fand, daß die Bilder ſich ſehr zu Anſichtskarten eigneten, und ſo erzählte er mir, ſie ſeien verdorben. Hätt ich doch die Mädelchen und Jungen ſelber ordentlich angeſehen!

Die Mittagsſtation hieß Rajak, zu deutſch: Hammelopolis. Schon die Luft war mit Ham-

melduft geſchwängert. Das Menü aber lautete wie folgt:

Hammelbouillon,
Hammel als Rindfleiſch,
Hammelbraten mit Reis, imprägniert von Hammelfett,
Hammel-Pudding,
Verhammelte Datteln, Roſinen und Nüſſe.

Wir ſammelten dieſe Gerichte in die Papierſervietten, die gleichfalls mit Odeur de mouton parfümiert waren, und brachten ſie den wilden Hunden von Rajak und Umgebung, die ſich regelmäßig und pünktlich einfinden, wenn hier ein Zug hält. Sie haben den Fahrplan im Magen. Dieſe Tiere ſind zu bedauern, denn in dieſer Gegend wohnen nicht bloß Mohammedaner, die gut mit ihnen umgehen, ſondern auch Chriſten, die das nicht für geboten halten, und Druſen, die überhaupt ſehr wild ſind. Man weiß nicht genau, woran dieſe glauben; aber viele unter uns wiſſen das ja von ſich ſelber nicht. „Ich glaube, ich bin Moniſt", ſagte mir einmal ein Yankeedoodler. „Wieſo?" fragte ich. Seine Antwort lautete: „Meine Eltern waren Juden; ich ließ mich proteſtantiſch taufen; da meine Frau katholiſch iſt, ſind es auch meine Kinder; ich aber habe Haeckels Welträtſel geleſen und gehöre zu dem Moniſtenbunde. Aber das iſt eine ſehr ſchwierige Religion, die andern verlangen bloß, daß man glauben;

ſie will, daß man wiſſen ſoll. Nun könnte ich mir ja damit helfen, daß ich glaubte, ich wüßte; aber dazu bin ich noch zu jüdiſch: was ich nicht wirklich habe, von dem bilde ich mir auch nicht ein, daß ich es hätte. Denn: was hätte ich davon? Alſo glaube ich einſtweilen bloß, daß ich Moniſt bin. Dazu bin ich doch einigermaßen berechtigt als Mitglied, nicht wahr?" „Gewiß" antwortete ich, „und dann werden Sie ja auch ſchließlich mal dahin kommen, das Wiſſen ruhig den Oberen Ihrer Gemeinſchaft zu überlaſſen und an ſie zu glauben. Sind Sie aber da angelangt, ſo können Sie ruhig von ſich behaupten, daß Sie Religion haben. Sie glauben dann an das alleinſeligmachende Gehirn, und das iſt eine große Sache mit vielen Windungen." Der Herr meinte, ich verhöhnte ihn, aber das lag mir ganz ferne. Ich ſelber gäbe wer weiß was drum, wenn ich wenigſtens an einen Profeſſor glauben könnte, da mich die Propheten enttäuſcht haben.

*

Selbſt der Lokomotive unſeres Extrazuges wurde der Lokalgeruch von Rajak zu viel. Sie pruſtete und ſchrie fortwährend und gab ſchließlich Waſſer von ſich. Dann lief ſie fort. Als ſie wieder kam, hatten ſich ihr einige Wagen mit Eingeborenen angehängt. Da ſah ich zum erſten Male einen Harem.

Denn so heißen die Frauenkupees. Die Haremsdamen aber waren recht garstige Wesen, und ich bedauerte, daß sie nicht wie ihre ägyptischen Genossinnen das ganze Gesicht verhüllt trugen.

Endlich durften wir diesen hammlischen Ort verlassen. Der Zug kroch wieder in die Höhe. Es wurde immer öder. Bauern sah man wenig, aber manchmal galoppierte neben dem Zuge mit flatternden Armeln ein reitendes Waffenarsenal vorüber. Vielleicht ein Druse, der seinen Mangel an Religion durch Schieß- Stich- und Hiebgewehre ersetzt hatte.

Nach einer Stunde: Baalbek. Ein schmutziger, armseliger, trostloser Bahnhof. Dicht aneinandergedrängt wie Ungeziefer standen unglaubliche Karreten mit unseligen Pferden, denen der Hunger die Rippen durch die Flanken spießte, und warteten auf uns. Die Kutscher aber, schreckliche Gesellen mit widerlich wilden Gesichtern, warfen sich über uns her, als wollten sie ein Massaker beginnen. Da es längst nicht soviel Wagen wie Passagiere gab, wünschte ein jeder dieser furiosen Kerle, möglichst oft vom Bahnhof zum Hotel zu machen. Daher ihr kriegerisches Ungestüm. Ich verdankte es nur meiner Korpulenz und dem fechterischen Geschick, mit dem ich meinen Handkoffer gleich einem Morgenstern des Mittelalters handhabte, daß ich nicht zu einer mir gänzlich fremden Amerikanerin in einen Wagen geworfen

wurde, deſſen eines Hinterrad gefährlich ſchlingerte, wie die erſte Fahrt losraſte. Sie verſchwand in einer dicken gelbgrauen Staubwolke, die mit Teufeln bevölkert ſchien: ein ſolches Brüllen, Knallen, Rattern klang aus ihr her. Nach kurzer Zeit kam die ganze Bande wieder, die Pferde in noch bejammernswerterem Zuſtande als vorher. Es war ſehr ſcheußlich. Wenn ich an die Seelenwanderung glaubte: ich hätte keinen ruhigen Augenblick mehr; denn ich würde immer fürchten, es könnte mich das Los treffen, nochmals auf die Welt zu kommen als Baalbeker Gaul. Beim großen Baal: ich wünſche definitiv tot zu ſein, wenn ich tot bin; unauferſtehlich tot. Die Unſterblichkeit iſt ein unerträglicher Gedanke, ganz gleich, in welcher Maskerade er auftritt. Alles muß ein Ende haben: das iſt der Troſt des Lebens und ſeine wundervolle Wehmut.

Im Tore des Hotels de Palmyre begrüßte uns ein überlebensgroßer Grieche mit einer geſtickten Kappe, der auf den Namen Perikles Mimikaki hörte und ſehr oft ſagte: J'ai l'honneur. Wir hätten ihn gerne genauer in Augenſchein genommen, aber unſer Stundenplan erlaubte uns nur, den Schwamm gerade einmal über das beſtaubte Antlitz zu führen. Dann mußten wir uns wieder an der Pferdeſchinderei beteiligen. Diesmal ging es ſo toll zu, daß wir uns weigerten und lieber auf gut Glück zu Fuße gingen. Die armen Krea-

turen waren auch durch die fürchterlichſten Hiebe nicht zu bewegen, von der Stelle zu gehen. Da Baalbek nur aus ein paar elenden Hütten beſteht, über denen die Ruinen der Tempel (denn es ſind mehrere) emporragen wie Heiligtümer aus einer anderen Welt (und das ſind ſie auch) ſo hätten wir den Weg auch ohne die Kohorte von Männern, Weibern und Kindern gefunden, die uns begleiteten.

Und ſo ungeheuer iſt die Erhabenheit dieſer Reſte einer rieſenhaften Vergangenheit, daß ſie mit einem Male allen Dreck und Quark großer und kleiner Kümmerniſſe vergeſſen macht, unter denen wir Toren leiden.

Hier war es, wo ich den ſtärkſten Eindruck auf unſrer Reiſe erhalten habe.

Möge Meyer der Große meine Leſer darüber belehren, was Baalbek archäologiſch bedeutet. Ich könnte mir leicht einen Anſtrich von Gelehrſamkeit verleihen, indem ich Auszüge aus dem ſehr guten Führer machte, den der eingeborene Kuſtos dieſer heiligen Trümmer, ein ſehr gebildeter und geſcheidter Herr, geſchrieben hat. Aber das gäbe ein falſches Bild meiner Stimmung, die mit der Wonne des Archäologen wenig gemein hatte. Mir war pathetiſch zumute. Nur hier habe ich das Yankeedoodlegewimmel völlig vergeſſen, ganz überſehen. Nirgendwo konnte man ſich freilich ſo von ihm fernhalten, wie in dieſen rieſigen Dimen-

ſionen, in denen die Paſſagiermenge eines modernen Ozeanrieſen völlig verſchwindet.

Vermutlich haben dieſe Bauten, als ſie noch ſtanden nie ſo ungeheuer gewirkt, wie jetzt als Trümmer. Denn jetzt wirkt der Himmel hinein, jetzt iſt das Licht Herr über den Lichttempel. Man kann ſich, hat man es nicht genoſſen, keinen Begriff von der Klarheit dieſer Luft machen, und es iſt unmöglich, mit Worten dem Eindruck nahe zu kommen, den dieſe rieſigen Steinmaſſen, ob ſie nun noch geſtaltet ſtehen, oder zerriſſen herumliegen, dem Auge, bereiten in dieſem Lichte, das zugleich jede Einzelheit von einander ſcheidet und doch das Ganze zu einer Geſamtwirkung von dramatiſcher Wucht zuſammenhält. Es iſt eine unſagbare Wolluſt des Sehens: Pathos des Auges, leidenſchaftlicher Genuß. Ich hatte plötzlich die Empfindung: hier lebt der Geiſt, den R. Dehmel vorgeben möchte und Nietzſche beſaß, der einzige Moderne, der der Antike gewachſen war. Hier fallen Binden vom Auge. Wer dies ſah, weiß, was groß und was gernegroß iſt. Baalbek ſehen heißt echtes Pathos erleben, heißt unfähig werden, ſich jemals wieder an Aufgeplustertes hinzugeben. Man fühlt, was hier in Reſten ſteht, in Trümmern liegt, iſt das Werk inſpirierter Konſtruktion großer Seelen, in denen rechnen und dichten eins war.

Was war, auf eine Formel gebracht, das architektoniſche Problem? — Mit Libanon

und Antilibanon zu konkurrieren, zwischen zwei kolossalen Naturwerken ein kleineres Menschenwerk zu errichten, das doch nicht gedrückt erschien, sondern gehoben: Kern und Inhalt dieser Natur, die zu seinem Rahmen herabgebändigt wurde. Welch eine Tat! Nicht einmal die Pyramiden von Giseh reichen daran. Denn an ihr hat mehr als *eine* Kolossalkultur gearbeitet. Wie ein Wunder, nicht wie ein glücklicher Zufall, erscheint es, daß eine der anderen gewachsen war: daß der griechisch-römische Geist, wie in einem letzten Zusammenfassen seiner Kräfte, die Macht besaß, auf den Substruktionen einer gigantischen Vorzeit in denselben Riesenmaßen weiterzubauen.

Und nun zu denken, daß diese Riesenkraft unterminiert werden konnte durch *einen* Gedanken: den vom Kreuze. Er hat diese Räume nicht ausfüllen können, aber er hat sie ausgehöhlt.

Immer wieder mußte ich an Nietzsche denken. Seinem Zarathustra wäre diese Trümmerwelt der rechte Tempel und diese Luft die eigentliche Atmosphäre seines Geistes. Hier ihn zu lesen — welch ein Erlebnis!

Verkrieche sich, wer eine letzte Decke hat!
Ins Bett mit euch, ihr Zärtlinge!
Nun rollen Donner über die Gewölbe,
Nun zittert, was Gebälk und Mauer ist,
Nun zucken Blitze und schwefelgelbe Wahrheiten —

Zarathustra *flucht* . . .

Dann aber ginge man in die Barokſchatulle der Aphrodite nahebei, das Venuskapellchen, und brächte ſein Honigopfer:

Bringt Honig mir, eis-friſchen Wabenhonig!
Mit Honig opf'r ich allem, was da ſchenkt,
Was gönnt, was gütig iſt — erhebt die Herzen!

Amorosissima! Pia! Caritate vole! Ich rufe dich an. Ruf ich ins Leere?

*

Als wir zurückgingen, hatte ich in den armſeligen Gaſſen des heutigen Baalbeck für eines Augenblickes Dauer die Viſion der alten Sonnenſtadt mit ihrem Völkergewimmel zur römiſch-griechiſchen Zeit, und ich ſah zum erſten Male Gelaſimus den heiligen Mimen, dem ich dann in meinen Sonderbaren Geſchichten ein Denkmal errichtet habe. Als ich damit beſchäftigt war, ſah ich die alte Heliopolis genauer: abends, wenn mir gegenüber das Schlernmaſſiv vom Silberlichte des Mondes konturiert wurde. Dieſe Zauberlaterne, die ihr Licht vom großen Baal borgt, hat eine magiſche Kraft. Sie leuchtet Leichen lebendig — doch nur den lebendigen Seelen, die von ſehenden Augen bedient werden.

Herr, Gott, Baal, ich danke dir! Ich bin zwar nur ein phosphoreszierender Wurm und werde mich nie des Größenwahns erfreuen, daß ich ein feuriger Buſch ſei, aus dem

Gott Gesetze verkündet, aber ich empfinde die Wollust des Lichtes tief und dankbar, und ich bin glücklich, daß alles Dumpfe, Düstere, Glosende mir zum Ekel geworden ist, seit ich dich erkannt habe.

o

Perikles Mimikaki begrüßte uns mit einer sprühenden Suada, indem er uns beglückwünschte, daß uns das Los gefallen sei, in seinem Hotel de Palmyre zu wohnen, und nicht bei jener „Madame", die sich erdreistet habe, ihren Hühnerstall „Grand Hotel" zu nennen. „Dieses arme Wesen ist gänzlich übergeschnappt," sagte er, „ich bemitleide sie tief. Noch mehr aber die Unglücklichen, die bei ihr wohnen und, oh, oh, oh, essen müssen. Bei mir werden Sie nachher ein Menu genießen, wie in London, Paris, Berlin, Konstantinopel, Kairo; und wenn Sie gespeist haben, werden Sie bei mir echte Altertümer kaufen können; und wenn sie dafür keine Neigung besitzen, so werden Sie in meiner Empfangshalle die schönsten Arbeiten der hiesigen Kunstfertigkeit zur Auswahl haben; und wenn auch das Sie nicht reizt, so können Sie unter wahren Kunstwerken von Ansichtspostkarten wählen; und wenn . . ." „Pardon, Herr Mimikakiles," warf ich ein: „wo ist das Closet?" „Oh!" rief er, „ich habe deren fünf, doch funktioniert leider seit gestern das Wasser nicht." Das

war ſchade, denn dieſer Ort hätte der Bewäſſerung ſehr dringend bedurft.

Dafür war das Eſſen wirklich nicht ſchlecht, und Perikles hätte ſich ruhig dazu bekennen können, daß er, wie er Kellner, Hausmeiſter und Stubenmädchen ſeines Hotels war, auch das Amt des Koches bekleidete. Zwar gab es eigentlich auch nur Hammel, aber dieſes Nahrungsmittel war wenigſtens talentvoll kaſchiert.

Neben uns ſaß ein Kaufmann aus Tripolis, wohl auch ein Grieche. Es war ein ſchöner und anſcheinend geſcheiter Mann mit gemeſſen höflichen Manieren. Der Beifall, den bei meiner Frau die Zigarette fand, die er ihr nach Tiſche anbot, veranlaßte ihn, ihr zwei Schachteln davon aufs Zimmer zu ſchicken. Seitdem ſtehen bei ihr die tripolitaniſchen Kaufleute in ſehr gutem Geruche. Sie hätte auch ſonſt Gaſtgeſchenke recht gerne entgegengenommen, zumal ſie früher gehört hatte, es ſei bei den Orientalen Sitte, ihre Gäſte durch kleine Douceurs zu erfreuen. Aber wir kamen leider nur ſelten mit anderen Orientalen zuſammen, als Hotelwirten, und dieſe waren durchaus mehr fürs Nehmen, als fürs Geben. (Perikles auch.) Übrigens iſt der ganze Orient, ſoweit ihn Seine Majeſtät Wilhelm der Zweite bereiſt hat, voll von Mordgeſchichten über die enormen Gaſtgeſchenke, die ihm Sultan Abdul Hamid verehrt haben ſoll, und es heißt allgemein, er hätte

ſich eigentlich etwas ergiebiger revanchieren müſſen. Es ſcheint alſo eine Art Komment zu beſtehen, wonach es ſich bei dieſen Gaſtgeſchenken mehr um ein Tauſchgeſchäft handelt, als um Spenden aus freundſchaftlichem Herzen.

Daß ich es nicht vergeſſe: In einem der überdachten Räume in den Ruinen befindet ſich eine in türkiſcher und deutſcher Sprache abgefaßte Gedächtnistafel, die der Freund Wilhelms des Zweiten, als er noch Yildis-Kiosſchk bewohnte, zum Andenken daran hat anbringen laſſen, daß S. M. eine Nacht in einem Zeltlager zwiſchen den Säulen des Sonnentempels zugebracht hat. Ich war ſo unzart, unſern Perikles zu fragen, warum der „preußiſche Sultan" nicht im Hotel de Palmyre abgeſtiegen ſei. „Intrigen!" war die Antwort, „ſchmutzige und ſchmähliche Intrigen. Jene Madame, vous savez . . ." Ich bin feſt überzeugt, daß Perikles glaubte, was er ſagte.

Nach Tiſch bewährte ſich der Sohn des Perikles als echter Grieche, indem er Baalbeker Andenken mit viel Talent zum Kaufe anbot. Er machte gute Geſchäfte, und ſein Papa war ſelig darüber. Als ſein Vorrat ausverkauft war, durften auch die kleinen Chriſtenmädel Geſchäfte machen, die ſich inzwiſchen die Naſen an den Fenſterſcheiben plattgedrückt hatten. Es war entzückend, wie hübſch ſie jammerten, um zum Kaufe zu reizen, wie luſtig ſie lachten, wenn es gelungen war.

Sie boten kleine aus Zwirn gestrickte Beutelchen an, die in bunten, sehr gut gewählten Farben das Wort Baalbek, eine Säulenreihe und ein Kamel aufwiesen. Wir machten mit wenig Geld viel vergnügte Gesichter. Als meine Frau mit den Kleinen italiänisch zu reden versuchte (ein Versuch, den sie im ganzen Orient immerzu und meist mit dem Erfolge machte, daß sie Antwort in ihrer Sprache erhielt), rannte eine aufgeregt davon und brachte ein wunderhübsches zwölfjähriges Mädchen mit, das fließend italiänisch sprach: eine kleine Grazie in Lumpen und von holdester Schüchternheit. Dafür war eine andere um so häßlicher, aber das war gerade die, die die Hübsche geholt hatte. Mit Recht erhielt sie einen Doppelbakschisch, aber der kleinen Italiänerin wurde das Doppelte abgekauft. So walteten wir mit Gerechtigkeit jenseits von Schön und Häßlich und konnten um zehn Uhr mit dem Bewußtsein in die periklei schen Betten steigen, ein paar gute Herzchen in Baalbeck froh gemacht zu haben.

XVI.

Nochmal von Perikles; nochmal von den kleinen Mädchen; nochmal von Rajak; nochmal von Reiſegefährten, die uns nicht gefielen

Was ſind deine Betten ſo hart und feucht,
O Perikles!
Was ſchmeckt dein Kaffee nach Hammelfett,
O Perikles!
Seit wann macht zwölf und ſieben — zwanzig,
O Perikles!?

Mit dieſem Hymnus im Herzen verließen wir das Hotel de Palmyre und begaben uns zu Fuße zum Bahnhof. Vier von unſern kleinen Freundinnen begleiteten uns, darunter das hübſche Geſicht und die ſchöne Seele. Sie ließen es ſich nicht nehmen, unſere Schirme, den Kodak, den Bädeker zu tragen, und außerdem hielten ſie unſere Hände feſt, während wir wandelten. Und immer guckten ſie uns in die Augen, und immer zwitſcherten ſie miteinander ſyriſch über uns, und als wir ihnen

Bakſchiſch geben wollten, — o Wunder: da nahmen ſie es nicht, ſondern die kleine Italiänerin ſprach: Signora, ich liebe dich. Und wie der Zug mit uns fortfuhr, da ſtanden ſie und winkten und nahmen die Tücher vom Kopf und ließen ſie wehen. Und hinter den kleinen, lieben armen Weſen ſtanden die ſtolzen Säulen des Tempels von Baalbeck hellorangen im Sonnenlichte.

Der unerſchütterliche Ratſchluß der Vorſehung wollte es, daß wir nochmals mit dem Hammel-Menü von Rajak gezüchtigt werden ſollten. Doch war es in Hammelopolis diesmal kurzweiliger, denn es befand ſich viel Volks am Bahnhofe, und unſere Görzlinſe gierte nach Beute. Wir überließen ihr einen ſchönen jungen Mann, der ſich auf den Rand eines Brunnens ſetzte, ſowie ein dickes Kind in einem bunten Rocke, das ich für ein Mädelchen hielt, während meine Frau dieſe Meinung für abſurd erklärte. Sie hatte recht. Denn es ſtellte ſich heraus, daß dieſes Weſen einen Dolch im Gürtel trug, und das iſt ein männliches Prärogativ. Meine Frau hatte wieder Glück: ſie traf einen italiäniſchen Tiſchler mit ſeiner Frau und interviewte ihn ſofort über Land und Leute. Was ſie erfuhr, war nicht gerade lieblich. „Denke dir," berichtete ſie mir, „dieſe Menſchen hier ſind wirklich ſo wild wie ſie ausſehen. Wegen einer Kleinigkeit ſpießen ſie ſich mit Meſſern." „Wenns

weiter nichts ist?" erwiderte ich, „das machen die niederbayrischen Bauernburschen genau eben so." „Ja, aber gestern hat ein Nachbar unserer Landmsännin einen Mann totgestochen, bloß weil der nicht aufgepaßt hat, wie seine Schafe auf das Feld des anderen liefen. Diese Menschen haben keine Polizei. Sie schlagen und stechen und schießen sich einfach tot, und basta."

Unter diesen Umständen, war es mir angenehm, daß der Zug bald abging. Ich wünsche überhaupt nicht erstochen zu werden, am wenigsten aber in einer Gegend, wo es so nach Hammelfett riecht.

Rajak, ich lasse dich,
Rajak, ich hasse dich,
Rajak, du stinkst.

Ich gedachte, diese Fluchode zu Ende zu reimen, aber es gab sehr viel zu sehen. Wir fuhren durch das alte Cölesyrien, das auch jetzt noch fruchtbar, wenngleich ungenügend bebaut ist. An den Stationen fanden sich viele Kinder mit Blumen ein. Mich ergriff natürlich sofort die Kodakomanie, aber gerade die hübschesten waren nicht vor die Linse zu kriegen. Auch nicht für Bakschisch. Zumal die Mädchen schienen sich vor dem schwarzen Kasten zu fürchten. (Die Kleine mit dem Blumenstrauß und den nackten Armen, die meine Frau erwischt hat, hält die Hand nicht etwa gegen die Sonne

vors Geſicht, ſondern gegen den Kodak.) Ob das Dingelchen, deſſen Bild ich gleichfalls mit abdrucken laſſe (mit meiner daneben hockenden Frau), ein Bub oder Mädel iſt, weiß ich nicht; nach der Äußerung einer Yankeedoodledame iſt es überhaupt kein Menſch, ſondern ein Vieh. Denn, als ihr das kleine Weſen ganz ſchüchtern die Blumen entgegenhielt, ſchrie die Vertreterin weſtlicher Kultur, offenbar überzeugt, daß in Syrien berliniſch auch von kleinen Kindern verſtanden wird, gell auf: „Weg, weg! Du biſt ja kein Menſch, du biſt ja ein Tier!“ Ich höre ſonſt nicht gerne Amerikaniſch-Engliſch reden, aber dieſe Worte hätte ich immer noch lieber in dieſem Idiom vernommen. Desgleichen war es mir beſchämend, konſtatieren zu müſſen, daß der junge Mann, der mit einer Peitſche auf die Kinder einſchlug, um ſie ſeinem Kulturleibe fernzuhalten, gleichfalls kein Amerikaner, ſondern ein Deutſcher war. Er tat das aus Furcht vor Ungeziefer. Ich konnte meine Frau nur mühſam davon abhalten, ihm zu erklären, er ſei ſelber ein Ungeziefer in Stiefeln. Auch dieſer Menſch wird jetzt Friedrich Schiller feiern.

Was rechts und links von der Eiſenbahn liegt, ſteht alles im Bädeker.

Es dauerte gar nicht lange, und wir waren in Damaskus.

XVII.

Von Damaszener Dingen, als da ſind: Wohnungen, Führern, Baſaren, Säbeln, Schlafröcken, Süßigkeiten, Halstänzen; vom Propheten Gumppenberg; vom Sultan Saladin; vom Apoſtel Paulus.

Das Hotel, dem uns das Reiſebüro des Yankeedoodle überantwortet hatte, war ſehr groß und von merkwürdiger Anlage. Seine Mitte nahm ein langer und breiter überdachter Lichthof ein. Die Zimmer gingen in allen Stockwerken auf den Umgang hinaus, der dieſen Lichthof umgab. Ruhig waren ſie alſo nicht. Das unſre war dafür auch noch ſtockfinſter und hatte etwas von einer Kaſematte. Ein kleines vergittertes Loch gab vor, ein Fenſter zu ſein. Was es an Licht zu wenig gewährte, ſpendete es an üblen Düften (von einen Hof her) zu viel. Die Ausſtattung der Kamurke beſtand aus zwei Betten und einem Waſchtiſch. Auf dem Fußboden jedoch lag ein ſehr origineller grober Teppich, von deſſen Geſchwiſtern

ich gerne eins in Damaskus gekauft hätte. Aber alle Leute, die ich frug, wo man das beſorgen könnte, waren im Dienſte der großen Teppichlager, in denen es nur ſchöne und teure Teppiche gibt, und ſo erklärten ſie einmütig, ſolche Teppiche ſeien in ganz Damaskus nicht zu finden; es ſei das gemeinſte vom gemeinen, und ſie hätten die Ehre, nur das außerordentliche zu kennen.

Als ich das Reiſebüro fragte, (mit aller gebotenen Devotion, denn ſeine Mitglieder waren gar große Herren und traten dementſprechend auf), ob es in Damaskus nicht vielleicht doch noch ein halbwegs angenehmeres Unterkommen gäbe, ward mir troſtreiche Antwort in einem hiſtoriſchen Rückblicke auf die früheren Unterkunftsverhältniſſe in dieſer Stadt, die ſich erſt ſeit Einrichtung der großen Vergnügungsfahrten gebeſſert hätten. Ich war beruhigt. Meine Logik, unterſtützt von allen den hiſtoriſchen Kenntniſſen, die die Lektüre des Bädecker verleiht, ſagte mir: Wohl dir, das du ein Zeitgenoſſe von Wilhelm dem Zweiten biſt, der gleichfalls auf die Hotelgründungen im Oriente mächtig eingewirkt hat. Wärſt du, um nicht weiter in das Dunkel der Geſchichte zurückzutauchen, in den ſechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nach Damaskus gereiſt, ſo hätteſt du bloß bei den Kapuzinern wohnen können, und dort würdeſt du vermutlich ermordet worden ſein. (Viele tauſend Chriſten wurden damals

in Damaskus geschlachtet.) Der Fortschritt ist unverkennbar. Ich hätte aber doch lieber bei den Kapuzinern gewohnt. Die Auswahl an Ansichtspostkarten wäre dort wohl geringer, die Ruhe aber größer gewesen, und ich hätte für ein paar Tage mir einbilden dürfen, kein Karawanse zu sein.

Teilweise habe ich mir diesen Genuß in Damaskus auch wirklich verschafft. Wir verzichteten auf die uns zustehende Teilnahme an den allgemeinen Führungen, indem wir einen eigenen Führer nahmen, der das Yankeedoodleprogramm mit uns in umgekehrter Reihenfolge erledigen mußte.

Dieser Führer war ein hübsches, junges jüdisches Herrchen von den höflichsten, bescheidensten Manieren und großer Sprachbegabung. Außer den orientalischen Sprachen beherrschte er, wenn auch nicht souverän, das Deutsche, Italiänische, Französische, Spanische, Englische, und er war eben dabei, sich auch noch das Russische anzueignen. Wir hatten alle Ursache, mit ihm sehr zufrieden zu sein, obwohl er eigentlich erst ein Lehrling des Führergewerbes war, wie uns ein älterer Kollege von ihm erklärte, der gerne seinen Posten auf unserm Kutschbocke eingenommen hätte.

Er ist mir heute doppelt interessant, weil ich hinterher zu der Überzeugung gekommen bin, es mit einem kleinen Jungtürken zu tun gehabt zu haben. Denn er sagte gerne (aber immer

leiſe): „Bald, und es wird anders. Bald, und es geſchieht etwas.“ Bald, und er iſt Journaliſt in Konſtantinopel.

*

Damaskus, „die Waldoaſe“, iſt ganz anders als Kairo, die Stadt im „fetteſten Marſchlande des Erdbodens, am Kreuzwege dreier Weltteile gelegen.“ (Ich zitiere Fallmereyer, den ich wünſchte, vor der Reiſe geleſen zu haben.) Kairo iſt eine Weltſtadt, an der auch Europa teilhat, Damaskus iſt eine rein orientaliſche Provinzhauptſtadt. Kairo iſt das Rom der Mohammedaner, Damaskus iſt religiös aufgeregter, aber es fehlt ihm alles klerikal repräſentative. Kairo ſteigt im Wohlſtande, Damaskus ſinkt. Kairo iſt, Damaskus war einmal.

Vielleicht hat es mir gerade deshalb ſo gut gefallen. Denn ich liebe die niedergehenden Städte, in denen das Alte eben darum zum Vorſchein kommt. (So Venedig.) Sie beſinnen ſich auf ihre alte Herrlichkeit und machen ein melancholiſches Geſicht dazu. Sie wollen nicht mehr, und ſo ſind ſie ſchön.

*

Was iſt der Baſar von Damaskus? Ein überdachtes, dunkles Gaſſengewinkel, gleich einer Spinnewebe um die Omajadenmoſchee gezogen. Tiefe Löcher hat die Zeit in den geſtampften Lehmboden dieſes Gäſſichts gegraben. Will eine der herrenloſen Hündinnen Junge kriegen,

so legt sie sich in so ein Loch, und diese fanatischen Allahgläubigen decken Steinplatten darüber und schützen und nähren sie. Ich konnte das Mitleid meiner Frau für diese Tiere hier nicht teilen. In Konstantinopel, wo auch Christen sind, haben sie's schlimmer. Bejammernswert ist nur das Schicksal der alten Hunde, die sich gegen ihre jüngeren Artgenossen nicht wehren können. Aber geht es uns viel anders, wenn wir die Zähne verloren und keine Rente haben? Mensch, denk ans Ende und laß dein Leben versichern! Wir haben nur den Trost, daß wir uns selber umbringen können, wenn es zu grau um uns wird. Doch können wir auch an Gott glauben. Es ist ein schöner Gedanke, auf den Knieen eines Gottes zu liegen. Aber er muß angeboren oder anerzogen sein. Kommt er bloß aus der Angst, so kommt er zu spät. Wenn ich Kinder hätte, so würde ich dafür sorgen, daß sie schon in frühen Tagen an einen lieben Gott glauben lernen.

*

Ich hätte mir gerne einen damaszener Säbel gekauft. Da sie heute aber aus Solingen kommen, so hielt mein ritterlich romantisches Begehren nicht Stich, und ich kaufte mir einen damaszener Schlafrock, der wirklich aus syrischer Seide und von einem syrischen Schneider gemacht ist, — und das nicht für mich, denn dann würde er nicht imponieren, sondern für

einen Stutzer der Waldoase. Denn es ist gar kein Schlafrock, sondern eine Dschibbe (ich stehe für die Rechtschreibung nicht ein): ein grauseidener, sparsam mit Gold durchwobener Mantel von wurstartigem Ärmelschnitt. Ich meinte, es würden sich in ihm besonders Ghaselen gut dichten lassen, aber diese Meinung hat mich betrogen. Hier der einzige, fragmentarische Versuch:

Ein Weiser sprach: Es fliegen viel
Im Leben Drachen hin und her;
Weich ihnen aus, doch mußt du dir
Draus nicht viel machen hin und her;
Still sein, das ist die beste Kunst;
Und schicke Wachen hin und her
Mit deinen Blicken überall:
Dann laß es krachen hin und her.
Les dies Ghasel ich, schwangt mein Bauch
In grimmigem Lachen hin und her,
Und meine Dschibbe schwankt mit ihm
Nebst anderen Sachen hin und her.
Ich werde seekrank. Schluß! Es fliegt
Der -achen-Nachen hin und her.

✡

Die Führer (auch unserer) schleppen die Fremden stets in die großen Handlungen, wo alles auf die Fremden berechnet ist (auch die Preise). Was man dort findet, kann man in jedem „Orient-Basar" irgend einer euro-

päiſchen Stadt zu billigeren Preiſen auch finden. (Ich nehme das große konſtantinopler Geſchäft aus, von dem ich noch handeln werde.) Unſer kleiner Jungtürke bemühte ſich aber vergebens, uns in ein Gewölbe zu locken, wo ihm Prozente winkten. Wir frequentierten das, was man in Dresden ein Büdchen („Biedchen") heißt: die kleinen Krämereien; und dort kauften wir Sachen, die für das gewöhnliche Volk gemacht werden. So erſtand ſich meine Frau einen derben gewirkten Gürtel, ich ein gewaltiges Käſemeſſer und kleine Bilder damaszeniſcher Schönheiten: auf Goldpapier applizierte Aquarelle von gar keinem Kunſtwerte, aber ſehr luſtig. Natürlich kauften wir auch ein paar Schachteln der ſeit Alters berühmten Leckereien von Damaskus. Zu ihrem Genuſſe bedarf es jedoch der Suggeſtion auf hiſtoriſchem Wege. Ah, ſagt man ſich, dies hier iſt alſo der Urahne der italiäniſchen Mandorlate, dies da ſind die Vorahnungen der kandierten Aprikoſen von Nizza u. ſ. f. Aber die weſtlichen Konditoren haben ihre öſtlichen Vorbilder im Laufe der Jahrhunderte weit überholt. (Nur das konſtantinopler Lokkoum haben ſie nicht erreicht.) — Die orientaliſchen Süßtränke haben wir nie zu koſten gewagt, denn unſer Gehirn ſteht unter dem Drucke der Bakterienangſt. Ob wir eine reelle Cholera davon gekriegt hätten, iſt nicht ſicher; das aber ſteht feſt: choleraähnliche Erſcheinungen hätten ſich ein-

gestellt. Groß, oh Robert Koch, ist deine Gewalt über europäische Gedärme.

Der Ruf der Getränkehändler: „Trink und erfreue dein Herz!" klang also an uns vorüber, ohne daß wir ihm folgten. Dagegen würde ich sicher Trüffeln gekauft haben, wenn mir ein Trüffelmann begegnet wäre mit dem hübschen Rufe: „Braune aus der Wüste! Braune Wüstenmädchen!"

✿

In einer der Moscheen von Damaskus soll das Haupt Johannes des Täufers aufbewahrt werden. Ich hätte gerne dieses wilde Haupt gesehen, dessen Nachbildung in getrocknetem Papierteig jetzt zu den Requisiten sämtlicher deutscher Theater gehört, aber ich fürchtete, Yankeedoodlerinnen zu begegnen, die ganz gewiß den Tanz der sieben Schleier davor verübt haben würden, denn diese Drehkrankheit herrscht wie in der alten so in der neuen Welt. „Gib mir deinen Mund, Jochanaan!" O Gott! Wann endlich wird die Tugend wieder Mode! Das Laster ist doch eigentlich zu schön dazu.

✿

Wir sahen davon eine interessante Tanzspezialität in einem Theater von Damaskus. Zum Glück läßt sie sich nur schwer nachmachen. Ich kann also mit ruhigem ästhetischen Gewissen davon erzählen.

Am zweiten Abend ſagte unſer offizieller Führer (alſo ein Yankeedoodle-Büroangeſtellter), ein brauner, kleiner, recht witziger und phantaſievoller Paläſtinajude, der nie verlegen um eine Antwort war, auch wenn er über das Gefragte genau ſo viel wußte, wie der Frager, zu mir: „Geh'mer ins Theater, Herr Doktor! In ä ſcheenes, richtiges Theater! In ä berühmtes Theater, wo alle kennen zwiſchen Jeruſalem und Damaskus!“ „Aber natürlich!“ entgegnete ich: „geh'mer! Kann aber auch meine Frau mit gehn?“ „Warum ſoll ſe nich, wenn ſe ſchon will?“ Und ſie wollte.

„Müſſen wir Toilette machen?“ fragte ich. „Sie ſind ja ſo ſchön!“ antwortete er.

Das Theater war nicht weit vom Hotel gelegen. Wenn ich nicht ganz irre, ſo ſind wir an einem nicht einwandfreien Zwecken dienenden Hauſe vorbeigekommen, denn die Orientalinnen, die aus ihm herauswinkten, waren keineswegs verſchleiert. Aber der Jeruſalemite hüllte ſich in Schweigen, als ich ihn fragte, ſei es aus Rückſicht auf meine Frau (die aber gar nichts bemerkt hat), ſei es, weil er in keinem Prozentverhältnis zu dem Etabliſſement ſtand. Ich ließ alſo mit Goethe das Unerforſchliche auf ſich beruhen.

Ein dunkler Platz, beſäumt von ſchlafenden Hunden. Leute mit Laternen ſtrebten auf ein grelles Licht zu, das uns als Azetylen entgegenſtank.

„Das?

„— Ja"

Wir ſchritten durch einen kohlpechrabenſchwarzen Hof, in dem kein Licht war, als das Glimmfeuer der Waſſerpfeifen. Denn hier ſaßen Raucher.

Eine dunkle Treppe führte auf einen hölzernen Umgang mit nummerierten Plankentüren. Es fehlten nur die Orientierungstafeln: „Für Herren!" „Für Damen!"

Der Mann aus Jeruſalem öffnete einen Verſchlag; wir traten in unſere Loge. Nun: es war ein richtiges Theater, wie etwa in Großtſchitſchewitz, aber in der Mitte des Saales war ein Springbrunnen, und die Leute ſaßen nicht direkt auf den Bänken, ſondern auf ihren untergeſchlagenen Beinen. Auch hatte jeder einen Schlauch im Munde, und der hing an einer Waſſerpfeife. (Richtig! Ich habe mir auch eine Waſſerpfeife gekauft. Aber ich kann ſie nicht rauchen. Es lag keine Gebrauchsanweiſung dabei. Doch iſt ſie hübſch und ſieht wie ein Minareh aus). Diener gingen herum, probierten für die Neuankommenden, ob der Schlauch auch Luft hatte, legten mit Miniaturfeuerzangen aus Meſſing glühende Aſche auf den Taback und ſervierten Kaffee. In den Logen ſaßen, wie bei uns, die feinen Leute und taten blaſiert. Damen waren natürlich nicht darunter, aber ganz junge Menſchen, wie Kinder noch. — Der Raum füllte ſich

nun langsam. Die Herrschaften zogen alle ihre Schuhe aus und setzten ihre Laternen daneben. (Feuerpolizei mangelhaft.)

Plötzlich fuhr der Vorhang empor. Die Bühne war leer. Sie hatte keine Tiefe, und ihre Ausstattung bestand aus ein paar Stühlen.

„Aha! kein Theater: ein Tingeltangel!"

Und so war es auch. (Ein richtiges arabisches Theater gibt es gar nicht. Die abgründige Gleichgültigkeit des Islam gegen das Schicksal läßt kein Drama aufkommen. Alles Dramatische beruht auf irgend einer Unvernunft, und Mohammed war ein Vernunftsfanatiker.)

Es erschienen zwei Weiber und drei Männer. Aber die Männer waren bloß zum Musikmachen da. Ein Zug stupiden Leidens lag auf ihren Gesichtern. Es waren Märtyrer der Rhythmenlosigkeit.

Die Weiber, das eine jung, das andere nicht mehr, trugen dem Drange des Menschen nach Fremdartigkeit Rechnung, indem sie in europäischen Kleidern erschienen. Sie sahen aus wie geschminkte Geheimratsköchinnen. Es war ein perverser Anblick.

Die Ältere hub zu näseln an, bald hoch, bald tief; manchmal meckerte sie auch, und dann war das Publikum entzückt. Dazu schlug sie auf ein Tamburin.

So tat sie unermüdlich eine halbe Stunde lang. So oft das Publikum entzückt grunzte oder schrie, sagte ich zu dem Jerusalemiten:

„Überſetzen Sie mir das!“ Aber er war dermaßen hingeriſſen, daß er immer nur flüſterte: „Nachher! Nachher!“

Ich war aufs äußerſte geſpannt. Als die Perſon alſo fertig und das Publikum ganz erhitzt von Seligkeit war, eröffnete mir der tückiſche Dragoman dies: „Ihr Schatz hat ſe verlaſſen. Se werd ſich tröſten.“

„Und das eine halbe Stunde lang? Und deshalb ſchwitzt das Publikum? Machen Sie das einem paläſtinareiſenden Paſtor vor! Glauben Sie, ich ſehe nicht, daß Sie ein Geſicht machen wie das leibhaftige Laſter im Zuſtande der Genugtuung? Eine ſentimentale Romanze ſpiegelt ſich anders.“

(Ich drückte mich nicht ganz ſo delikat aus.)

„Was ich ſage,“ erwiderte er, „ſe hat ihren Schatz verloren, und ſe werd ſich tröſten.“

Da fing die Junge an. Erſt ganz wie die Ältere, aber bald merkte ich, daß ſie irgendeinen Tric haben mußte, der ihrer Kollegin abging, denn von Zeit zu Zeit kreiſchte das Publikum vor Seligkeit. Und am Schluſſe herrſchte Freneſie im Saale, obwohl ſie garnichts mehr ſagte oder ſang. Aber Aller Augen hingen an ihr.

„Was iſt denn nur los!?“ fragte ich meinen Führer.

„Sehn Se denn nich?!“ flüſterte er, „der Hals! der Hals! Das macht ihr keine nach!“

Was ich ſah, war dies: Sie ſaß mit ver-

drehten Augen ganz steif, ganz unbeweglich, ganz wie aus Holz da: aber ihr Hals, nur ihr Hals, bog sich zuckend links aus, rechts aus, bäumte sich kropfig nach oben, schlappte nach unten. Er steifte und erweichte sich: hörte auf, Hals zu sein. Es war zugleich skurril und skandalös — ein in den Hals verlegter Bauchtanz, aber noch unendlich viel libidinoser, eindeutiger: konzentrierteste Symbolik.

Ich begriff, aber es wurde mir unbehaglich zumute. Das Monströse einer Kunst, die sich ganz auf das Sexuelle, nur Sexuelle zurückgezogen hat, trat mir kraß ins Bewußtsein, und ich erkannte mit einer Art Schauder das übermächtige eines Triebes, den keine Prophetenvernunft zu zügeln vermag.

„Was kommt noch?" fragte ich.

„Wieder so!" sagte er strahlend.

Wir empfahlen uns.

Er bat, bleiben zu dürfen.

o

Auf eines der Minarehs der Omajaden-Moschee von Damaskus wird sich, dem Glauben der Mohammedaner nach, Christus am jüngsten Tage herablassen. Warum gerade hier, konnte ich nicht erkunden. Soll das Weltgericht in Damaskus abgehalten werden? Der Ort eignet sich ja nicht schlecht, denn es ist viel Platz, da ringsum Wüste ist. Aber das kann nicht der Grund sein. Denn dann würde sich Leipzig

oder Berlin ebenſo zu eignen, wo es an Platz zur überſichtlichſten Aufſtellung der Menſchheit auch nicht fehlt. Vermutlich haben ſich die Mohammedaner gar nichts dabei gedacht und nur gewünſcht, daß das letzte Wort auf ihrem Gebiete geſprochen werde. Sie halten ihre Religion ja für eine verbeſſerte Ausgabe der chriſtlichen und jüdiſchen. Der Koran iſt gleichſam nur der Kommentar zur Bibel, und ſo ſpielt denn alles im Islam eine Rolle, was im Alten und Neuen Teſtament vorkommt. Trotzdem ſpringt der jüngſte Prophet bekanntlich manchmal recht bös mit ſeinen Vorgängern um, und ſo kann ſich kaum je eine Dreieinigkeit aus den Religionen Moſis, Chriſti und Mohammeds ergeben, — ganz abgeſehen davon, daß in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der Baron Hanns von Gumppenberg von einer Bäckersfrau mit Hilfe eines Klopftiſches die definitiv letzte Offenbarung Gottes erhalten hat, wonach er erſt der ganz richtige Prophet iſt. Ich mußte im Orient oft an dieſen begabten Parodiſten denken, der auch in ſeiner prophetiſchen Periode ein glänzender, wenn auch unbewußter Parodiſt war. Denn er nahm ſeine Offenbarung Gottes mit der ganzen Inbrunſt eines größenwahnſinnigen Gemütes ernſt und kam erſt dann zum Bewußtſein ſeiner menſchlichen Inſuffizienz, als er, weil Propheten nicht honoriert werden, unter die Rezenſenten ging. Hier, im Oriente,

hätte der Überschwang dieses labilen Gehirns gewiß ein glorreicheres Ende gefunden. Entweder: man hätte diesen tapferen Bekenner geschwollenen Selbstgefühls gesteinigt, oder: man hätte Gefallen an seinem drolligen Weltbilde gehabt und ihn wirklich als würdigen Nachfolger der großen drei anerkannt. Im Westen dagegen wurde er nicht einmal ausgelacht; mehr noch: die Dummheit wurde ihm unter der stillschweigenden Annahme stillschweigend verziehen, sie sei ein maskierter übler Witz gewesen. Will man ermessen, bis zu welchem Grade heute Prophetentum bei uns unmöglich ist, so muß man diesen Fall Gumppenberg betrachten. Er gehört entschieden in die Kulturgeschichte und sollte nicht vergessen werden.

*

Unweit der Omajadenmoschee (über deren Architektur im Bädeker bündiger Aufschluß zu finden ist) befindet sich das Grab Saladins, des ritterlichen Sultans, dem Wilhelm der Zweite einen anscheinend goldenen Lorbeerkranz mit der Kette des schwarzen Adlerordens verliehen hat, — worüber sich die Mohammedaner heute noch wundern. Diese unwissenden Orientalen haben keine Ahnung, welche Begeisterung für Saladin eine Lektüre des Scottschen Romans Ivanhoe im Herzen eines jeden Europäers entzündet, der hochherzig genug ist, zu vergessen, daß Saladin

die Chriſten zu Paaren getrieben und ihnen Jeruſalem endgültig abgenommen hat. Wir Deutſchen, durch Loyalität abgehalten, uns unpaſſend zu wundern, ſagen uns angeſichts dieſer kaiſerlichen Kranz- und Kettenverleihung: Unerforſchlich wie die Ratſchlüſſe Gottes ſind die der Politik und Völkerpſychologie des regierenden Sultans von Preußen*); laſſet uns hoffen und harren, daß, wenn es einmal Licht darüber wird, es kein Feuerſchein ſein möge. (Übrigens machte in meiner Gegenwart ein deutſcher Paſtor ganz andere Bemerkungen darüber. Ich beruhigte mich erſt, als ich ſah, daß er Naumanns „Hilfe" in der Rocktaſche trug.) Die Grabkapelle ſah merkwürdig gut gehalten und neu aus; das iſt vermutlich ein Verdienſt Kaiſer Wilhelms, dem zu Ehren vieles auf ſeiner Reiſeroute neu aufgefriſcht worden iſt. Allein für die Wegeverbeſſerungen bei Damaskus ſoll der verfloſſene Sultan Millionen ausgegeben haben. Doch waren die Landſtraßen längſt wieder in den alten Zuſtand zurückgeſunken, als wir ſie ſahen. So machten wir genau die Runde um die Stadt, die auch der Kaiſer zu machen geruht hat, und unſer Wagen blieb ein paarmal in tiefen Löchern hängen. Aber das gehört doch eigentlich zum Orient, und es iſt ein Vorzug, den wir gewöhnlichen Reiſen-

*) So nennt man fatalerweiſe den Deutſchen Kaiſer im Oriente. Das iſt gewiß engliſche Anzettelung.

den haben, daß man uns nicht alles Eigentliche aus dem Wege räumt. Der Kaiſer ſah gewiß nicht wie wir den Kadaver eines Pferdes an der Stadtmauer liegen, in dem ein Rudel wilder Hunde ſich an den Eingeweiden letzte. Ich ſage nicht, daß dieſer Anblick ſchön war, aber er war echt.

Schön und echt gleichzeitig war ein anderer: eine Kamel-Karawane ſchleppte Balken für einen Bau herbei. Auf dem Leittiere ſaß ein kleiner Kerl und zog gleichſam das wie mit Holzklammern verbundene lebendige Ganze hinter ſich her. Es ging langſam, aber mit einer monumentalen Sicherheit. Der Rhythmus des Kamelſchrittes iſt der Rhythmus des Orients. Hier wiegt ſich das Leben auf breiten, weichen, leiſen Ballen langſam in alten Wegen dahin: nicht vorwärts, nicht rückwärts, im Kreiſe herum. Eine unſichtbare Karuſſellorgel dreht dazu das eintönige, einſchläfernde Lied: Kismet.

✡

Wir haben zu Fuße und zu Wagen einen guten Teil von Damaskus durchſtreift. Wir ſahen die berühmte rieſige Platane; ſahen ſehr geſchminkte und meiſt hübſche Jüdinnen ihre peinlich friſierten Köpfe zu den Fenſtern herausſtecken, wenn wir vorüber kamen; beteiligten uns an einem Feiertagskorſo der Creme von Damaskus und konnten dabei auf Dächern und Mauern eine Menge gaffenden Volkes be-

trachten; fuhren auch auf die Höhe von Salahje und erblickten nun unter uns die „Waldoaſe“ von ihrer ſchönſten Seite. Es iſt ein erfreulicher Anblick, aber ich fand doch, daß die ſchönen Städte des Weſtens auch von ferne ſchöner ſind. Wir fuhren zwiſchen üppigen Gärten und in lehmigen Straßen; wir ſahen den Muzzedin auf den Minarehumgang treten, die Hand zum Trichter an den Mund legen und hörten ſeinen melancholiſchen Tremoloruf; würdig vornehme Scheiks ſahen wir in reinlichen ſchönen Gewändern ſtolz einherſchreiten (für mich hatten aber alle etwas Theologenhaftes); und einmal ſahen wir auf der Straße einen völlig nackten alten Herrn im Buſchwerk ſeiner haarigen Bruſt des edlen Waidwerks pflegen auf das kleinſte Wild der Welt. Ich ſprang aus dem Wagen und richtete mit vollſter Geiſtesgegenwart das Kodakauge auf den weidlichen Jäger, und auch er tat alles, um ein gutes Bild ſeiner mit ſicherer Kunſt ausgeübten Handlung herbeizuführen; aber der Geiſt des ſchwarzen Kaſtens war wider mich: Ich photographierte den haarigen Mann auf eine dicke Jüdin und verlor beide.

Auch das Innere eines orientaliſchen Hauſes durften wir betreten. Von außen ſah es erbärmlich aus, aber innen war es niedlich. Da Damaskus einen harten Winter hat, beglückwünſchte ich (natürlich nur inwendig) die Herrin des Hauſes zu ihrem reichen Fettpolſter. Sie muß ſonſt entſetzlich frieren, denn alle Zimmer

sind eigentlich offene Zellen nach dem Hof zu. Der aber ist wie ein Garten. (Mit Springbrunnen, versteht sich. Nur in Brescia gibt es soviel springendes Wasser wie hier.) Die ganze Anlage hat etwas von den antiken Häusern Pompeis. Doch fehlt der große Zug in der Dekoration. Und es gibt keine Bildwerke. Mohammed war im Grunde doch ein öder Banause: dieser schreckliche Theologe verbot die Nachbildung allen animalen Lebens. Dachte dieses Ungetüm vielleicht in Ornamenten? Seine Vernunft war ästhetisch borniert wie die van de Veldes, der den Zarathustra verunzieren durfte. (Dieses Buch ist eine wahre Untat und soll als ein Stein auf dem Gewissen derer liegen, die es nicht verhindert haben, obwohl sie wußten, daß sie ein Verbrechen an Nietzsche und am guten Geschmacke begehen ließen. Es gibt keine Entschuldigung dafür: hier war Rücksichtslosigkeit Pflicht. Zarathustra als typographischer Pfefferkuchen: nie haben sich Barbaren so an Heiligtümern versündigt, wie hier einer vom inneren Kreise.)

*

In der Nacht vor unsrer Abreise wachte ich plötzlich schreckhaft auf und sah ein milchiges Licht schräg über mir gleich einem viereckigen Monde. Da ich in Damaskus natürlich auch an den Apostel Paulus gedacht hatte, glaubte ich, noch halb im Traume, an eine Erleuchtung,

and ich fürchtete, ein Jünger Hanns von Gumppenbergs zu werden. Es war aber bloß das Korridorlicht, das durch ein Fenster über der Tür zu uns hereinschien. Ich schlief beruhigt wieder ein, träumte aber recht wirres Zeug. Das merkwürdigste, und sehr fürchterlich, an diesem Traume war, daß alle die „Sprüche", die ich als Kind habe auswendig lernen müssen, mir plötzlich wieder ins Bewußtsein kamen; das sich ihrer doch längst entledigt hat. Unablässig zitierte ich zumal den mir sehr widerwärtigen Apostel Paulus, das Urbild unserer Pastoren.*) Als es aber Tag wurde, war dieser Spuk verschwunden, und mein bewußtes Gedächtnis war paulusrein.

*) Man lese in seinem ersten Briefe an die Corinther das neunte Kapitel mit seiner dunklen Rechtfertigung jener „Schwester", die er „zum Weibe mit umher führte" („wie die anderen Apostel und des Herren Brüder, und Kephas").

XVII.

Vom unvermeidlichen Rajak; von einem ſeelenkundigen Neger; von einem beglückten Schläfer; von den Juden; von Yankeeſprößlingen; von mißverſtandener Milchſchokolade; von Kirchenſteuern.

„Gott will es!“ riefen die fränkiſchen Ritter, und machten ſich gen Jeruſalem auf. „Gott will es!“ ſagte ich, da frühſtückten wir zum dritten Male in Rajak.

Denn wir mußten nach Beirut zurück, wo Yankeedoodle auf uns wartete, und, ob du mit der Eiſenbahn nach Beirut willſt, oder von Beirut irgendwohin: du mußt immer in Rajak ſpeiſen, o Menſch, und du wirſt fortan nie mehr Schöpſernes eſſen.

Als wir das Meer erblickten, und im Meer unſer ſchönes Schiff, da war uns doch zumute, als ob wir nach Hauſe kämen, und wir freuten uns ſehr auf die Yankeedoodleküche und unſre guten deutſchen Stewards; und als wir, natürlich, mit Pauken und Trompeten emp-

fangen wurden, da klang uns zum ersten Male lieblich in die Ohren, was Blech und Kalbfell hergaben.

Nach Jaffa ging die Fahrt, dem Pilgerhafen, wo schon die Kreuzfahrer erfuhren, daß man viele hundert Meilen lang ungefährdet übers Meer fahren und ein paar hundert Schritte von der Küste entfernt ersaufen kann. Denn die klippenreiche Reede von Jaffa ist voller Tücken. Auf der hohen See mag sich kein Wellchen regen, aber das Wasser zwischen den sichtbaren und unsichtbaren Klippen hier geht immer stürzend hoch. Die Sache ist so bös und lebensgefährlich, daß die Hafenpolizei zuweilen das Ausbooten verbietet.

Wir hatten Glück und durften nach genossenem Lunch etwa um 1 Uhr hinüber. Da wir klug waren und warteten, kamen wir ins letzte und größte Boot, einen breiten, ganz flachen Kahn mit sechs Ruderern. Ein Neger hob meine Frau wie eine Hutschachtel hoch, setzte sie aber nicht sanft wie eine Hutschachtel, sondern fest wie einen Ballen Baumwolle auf die Bank. Sie wollte „danke" sagen, es kam aber ein „au!" zutage. Mit mir gedachte er das gleiche zu tun; ich umschlang ihn aber so innig, daß es in meinem Belieben stand, mich niederzusetzen, wie ich wollte. Allerdings hatte ich dafür den Genuß länger, an einer schwarzen Männerbrust zu ruhen, die glitscherig wie Öl

und entſprechend mißduftig war. So gleicht ſich alles aus auf der Welt.

Wie gerne hätte ſich meine Frau des Anblicks dieſer Umklammerung erfreut, aber ihre Abneigung gegen heftig bewegtes Waſſer ließ es zu keiner ungemiſchten Freude kommen. Der Seekrankheit allein ſchon iſt kein Humor gewachſen; tritt aber Todesangſt hinzu, ſo vergeht das Lachen auch der ſouveränſten Frivolität. Selbſt ich, den Wellen gegenüber von ſchlechthin heroiſcher Gleichmütigkeit, fand dieſe Kahnpartie etwas bänglich, obwohl unſere ſechs Ruderer mit großem Geſchick Wellenwoge und Wellental berechneten und herzhaft dazu ſangen, und als wir uns gar den Klippen näherten, die wie Raffzähne auf uns zu lauern ſchienen, da dachte ich in meinem lieben Herzen: abſolut ausgeſchloſſen iſt es nicht, daß du hier erſäufſt. Und juſt jetzt legte der ölige Neger ſeine Ruder bei, erhob ſich und fing an, in dem unangenehm ſchunkelnden Kahne herumzuſpazieren und jeden einzelnen Paſſagier um Bakſchiſch zu erſuchen. Welch ein Pſychologe! Seine Seelenkenntnis machte ſich gut bezahlt, und er hatte alle Urſache zu dem befriedigten Grinſen, mit dem er ſich wieder an die Ruder ſetzte.

Unnötig zu ſagen, daß wir hinüber kamen; denn ſonſt würde ich jetzt nicht hier ſitzen und von der niederträchtigſten bakſchiſchopſychologiſchen Spekulation berichten, die mir je vorgekommen iſt.

Defiliermarſch durch die Zollbaracke; Wanderung zu den Wagen durch ein paar Straßen Jaffas. Es mußte hier geregnet haben, denn wir ſchritten durch Moräſte. Aber der Schlamm war intereſſant belebt durch viel Volk. Kramladen an Kramladen; Handwerkerbuden; Schreibertiſche. Auf einem etwas erhöhten Steine lag ein halbnackter, ſchöner junger Kerl und ſchlief. Die entblößte Bruſt hob und ſenkte ſich ruhig, regelmäßig; ich hatte die Empfindung, dieſer junge Menſch müſſe den Schlaf bewußt genießen, alſo einen Genuß haben, der uns leider verſagt iſt. (Eine verteufelte Einrichtung, wenn man bedenkt, daß der fehlende Schlaf ſich aufs unangenehmſte bemerkbar macht.)

Unnötigerweiſe mußten Wagen beſtiegen werden, um den nahen Bahnhof in wahnwitziger Galoppade zu erreichen.

Dort wurden die ſchönen, rieſigen, kernloſen Jaffaorangen zu äußerſt billigen Preiſen feilgeboten. Dieſe Früchte müſſen hier ſoviel wie gar nichts koſten, wenn man ſie ſchon den Fremden halb verſchenkt. Wir begriffen das, als wir an den Orangengärten vorbeifuhren, die in unglaublichſter Üppigkeit mit den gelben Bällen behangen waren. Zuweilen lagen die Früchte haufenweiſe am Boden. Auch gab es rieſige alte Ölbäume zu ſehen und überhaupt eine Fruchtbarkeit von äußerſter Fülle. Dazu viele Blumen von intenſivſter Färbung.

Es war angenehm, zu denken, daß es auch deutſche Bauern ſind, die dieſen fruchtbaren Boden in ſo guter Pflege halten: brave Schwaben. (Ein paar kleine Flachsköpfe hatten mich auf dem Bahnhof gar lieblich angeſchwäbelt.) Doch dürfen auch die jüdiſchen Rothſchildkoloniſten nicht vergeſſen werden, die ſich beſonders als Weinbauern auszeichnen ſollen. Sie haben dem neuen Reiche Juda gut vorgearbeitet, das die Zioniſten anſtreben. Ich mußte in Paläſtina oft an dieſen neujüdiſch-praktiſchen Idealismus denken, der, wenn er ſich einmal in Taten umſetzen ſollte, eine ungeheure Arbeits- und Opferwilligkeit erfordern würde. Zioniſt ſein heißt einen ſchrankenloſen Glauben an die Kraft und Hingebung des jüdiſchen Blutes haben. Schon der Gedanke des Zionismus: die Tatſache der Exiſtenz eines ſolchen Glaubens beweiſt, daß dieſes Blut von unzerſtörlicher Eigenheit iſt. Die Römer müſſen dieſe Kraft geahnt haben. Die fürchterliche Grauſamkeit, mit der ſie bei der Zerſtörung des Judenſtaates vorgegangen ſind, weiſt darauf hin. Ganz Judäa verfiel dem Kaiſerlichen Fiskus und wurde an Fremde verſteigert; das Terrain von Jeruſalem mußte überdies 90 Jahre unbebaut bleiben; die Stadt ſelber wurde buchſtäblich dem Erdboden gleich gemacht. Und, berichtet Fallmereyer nach Flavius Joſephus, „mehr als vier Stunden in der Runde hat das römiſche Belagerungsheer die Landſchaft kahl geſchoren, das Baum-

und Buſchleben bis auf die letzte Spur vertilgt und im letzten Akt des Trauerſpiels nicht bloß alle von Juden bewohnten Ortſchaften Paläſtinas, über tauſend an der Zahl, zerſtört, ſondern in ſeinem Rachegefühl auch noch die Quellen und die Brunnen verſchüttet." Dieſer koloſſale Antiſemitismus deutet nicht auf Verachtung. — Und nun zu denken, daß dieſes von der antiken Weltmacht zertretene Volk, über die ganze Erde zerſtreut (ſelbſt in China gibt es alte jüdiſche Gemeinden), von Religions und von Raſſe wegen gehaßt, verfolgt, gedemütigt, eingeſperrt, dennoch innerlich zuſammengehalten und ſich in der Diaspora zu einer Macht erhoben hat, die faſt auf jedem Gebiete des heutigen Lebens wirkſam iſt: wer möchte angeſichts dieſer unerhörten geſchichtlichen Wahrheit nicht vorziehen, dieſes Volk des Oſtens hoch zu achten und ſeine völlige Einordnung in die weſtlichen Nationen zu begrüßen, ſtatt ihm mit Hohn und Haß entgegenzutreten? Es gibt nur *einen* vernünftigen Antiſemitismus: das iſt der der Juden ſelber, die, zu guten Europäern im Sinne Nietzſches geworden, alles öſtlich-allzuöſtliche der ſemitiſchen Anlage im jüdiſchen Blute bekämpfen, weil ſie ſich bewußt ſind, daß die kulturellen Tendenzen ſich vom Oſten wegwenden, daß der Geiſt des Weſtens, dem ſie ſich mit gutem Fuge und Rechte zugeſchworen haben, der Geiſt der Entwickelung iſt; und daß er zwar des Judentums nicht ent-

raten kann, dem dieſe Entwickelung Weſentliches verdankt, wohl aber ſich gegen die ſemitiſchen Atavismen zu wehren hat, die ihm ohnehin, und nicht von jüdiſcher Seite her, viel zu ſchaffen machen. Der jüdiſch-nationale Zionismus wird ein Intermezzo des jüdiſchen Geiſtes bleiben, deſſen weſentliche Bedeutung von internationaler Perſpektive iſt, obwohl der einzelne Jude ſich merkwürdig gut insbeſondere zum deutſchen Patrioten eignet. Es iſt dasſelbe wie bei der internationalen Hocharistokratie. (Es gibt keine bedeutſamere Erſcheinung, als die Verbindungen, die zwiſchen altadeligen und altteſtamentariſchen Familien zuſtandekommen.)

*

Der pietiſtiſche Buchhändler Jonas Kortens, der im Jahre 1737 nach Jeruſalem reiſte, mußte den Franziskanern von Jaffa (das er noch Joppe nennt) für Verpflegung und Begleitung von Jaffa nach Jeruſalem und zurück 100 Taler zahlen, wofür er vier Wochen in Jeruſalem bleiben durfte. Uns koſtete die Reiſe und ein fünftägiger Aufenthalt im beſten Hotel Jeruſalems 175 Mark. Man wird alſo ſagen dürfen, daß das Reiſen in Paläſtina ſich verbilligt hat. Auch bequemer und ſicherer iſt es geworden. Der fromme Jonas mußte nach Jeruſalem *reiten*, und der letzte Teil der Reiſe war ſo unſicher, daß man ihn bei Tage nicht wagte. „Wir ritten die ganze Nacht nicht

anders als Diebe, die ſich durchſtehlen müſſen. Denn niemand redete ein lautes Wort zu dem andern, und wenn ſie Feuer ſchlugen zum Tabakrauchen, ſo bückten ſie ſich auf die Erde." Auch noch die Gräfin Ida Hahn-Hahn iſt nicht viel anders gereiſt; auch nicht viel ſicherer. „Nach Nazareth zu gehen hielt man für bedenklich, nach Jeruſalem unmöglich, Beduinen ſollten bis Akka umherſtreifen." Das war 1843. Und doch pries ſich die ahnungsvolle Gräfin glücklich, hier noch „nach einem grandioſeren und freieren Zuſchnitt" reiſen zu können, als in Europa. In einem Buche, das der Kunſt des Reiſens dienen möchte, dürfen die Worte der klugen Dame (die man gegen Fallmereyers vernichtend höhniſche Kritik heute in Schutz nehmen muß) wohl zitiert werden: „Da die Eiſenbahnen ganz im Sinne des Jahrhunderts zum Vorteil der Induſtrie und auf Nützlichkeit berechnet ſind, ſo iſt mit ihnen die Seele der Geſchäfte: Pünktlichkeit und Zeitersparnis, verbunden; und es gibt Augenblicke, wo man dies über alles ſchätzt. Kommen aber Momente, in denen man ſo recht das Vergnügen fühlt, in ſtolzer Unabhängigkeit und mit tiefer feſter Teilnahme ſelbſtändig durch die Welt zu ziehen, ſo waren mir die Eiſenbahnen ein Greuel, und das Vergnügen des Reiſens iſt für mich aus der Welt verſchwunden. Stelle dir den Unterſchied nur einmal recht lebhaft vor: unter betäubendem Geräuſch, ab- und eingeſperrt im ſchweren

Wagen, ohne zu hören, zu ſehen, zu denken, rutſcheſt du in einem Tage 30 bis 40 Meilen ab und findſt dich abends im Gaſthof abgeliefert; oder: du reiteſt in friſcher Luft, unter freiem Himmel, auf deinem guten Pferdchen vielleicht nur 4 oder 5 Meilen täglich; aber du darfſt ſagen: an dieſem Bach wollen wir frühſtücken: du darfſt den Zug aufhalten, um Oleander zu pflücken und auf deinen Hut zu ſtecken; du darfſt vom Pferde ſteigen um die wunderlichen Bewegungen einer Seeſpinne in der Nähe zu betrachten; du darfſt ſagen, daß du ausruhen, eſſen, trinken oder vorwärts willſt; kurz, in jedem Augenblick darfſt du genau das tun, was du eben wünſcheſt: du biſt frei. Die Eiſenbahnen beſchränken mein Willensvermögen, indem ſie meine Phantaſie bedrücken."

Wenn die Gräfin wirklich Willensvermögen und nicht Willensfreiheit gemeint hat, muß man ihre frühe Erkenntnis bewundern, denn es iſt wirklich wahr: das Eiſenbahnreiſen ſchwächt die Willenskraft ſelber; ja es ſchwächt das Perſönlichkeitsgefühl: Die Endſtation der Eiſenbahn heißt Sozialismus. Der Staat als Vorſehung: dieſes Ziel rückt nahe durch die Gewöhnung an einen Glauben, der mit ihm zuſammenhängt: den Glauben an den Fahrplan. Aus der Vogelperſpektive entwickelungsgeſchichtlicher Betrachtung angeſehen, gehören zuſammen: Eiſenbahn und Sozialismus, Automobil und Nietzſche.

(Nur ſind es nicht gerade ausſchließlich freie Geiſter, die Automobil fahren.)

(Ein ungeduldiger Leſer: „Wollen Sie nicht endlich von Ihrer Fahrt nach Jeruſalem erzählen?“ — Gleich, Herr, gleich!)

Wenn Gräfin Ida im Getrubel der Abfahrt gleich uns in ein Kupee gedreht worden wäre, in dem Amerikanerinnen mit ihren Sprößlingen ſaßen, ſo würde ſie noch hingefügt haben, daß das Eiſenbahnfahren unter Umſtänden zur Nerventortur werden kann. Dieſe Yankeejungen und -Mädchen, denen eine Fahrt nach Jeruſalem nichts war, als eine Eiſenbahnfahrt wie jede andere, bewährten den Geiſt der Freiheit, in dem ſie „erzogen“ waren, dadurch, daß ſie ſich in üblen Manieren und Flegeleien überboten. Sie bombardierten ſich mit Orangenſchalen, übten ſich im Zielſpucken, ließen um die Wette die Fallfenſter knallend auf und ab, ſpielten im Mittelgang Haſchen, prügelten ſich, brüllten, heulten, kreiſchten — alles zum unendlichen Vergnügen ihrer Väter und Mütter, die, als eine unſerer däniſchen Freundinnen aufs höflichſte um etwas Ruhe bat, höchſt ungehobelt erklärten, für die Kinder ſei bezahlt worden.

Ich verließ dieſe ſchlechte Kinderſtube und ſetzte mich draußen auf die Einſteigetreppe der hinteren Plattform. Neben mir, in einem geöffneten Käſterchen, ſaß der ſyriſche Schaffner. Ich dachte, es ſei ſein Dienſtplatz, es war

aber das Kloſet. Er verließ es nur, wenn der Zug hielt. Doch veranlaßte ihn lediglich das Bedürfnis nach Ruhe dazu.

Die Landſchaft iſt öde, aber zuweilen heroiſch. Je höher man kommt, um ſo troſtloſer wird ſie. Baedekers Erinnerungen an die bibliſche Geſchichte helfen darüber nicht hinweg. Die Enkel und Enkelskinder derer, die hier noch ein fröhliches Räuberleben geführt haben, kommen ſcheu und armſelig an den Bahnhof. Ich bot einem Kind ein Stück Milchſchokolade an, das etwas weich geworden war. Das kleine Mädchen hielt es daher für Pomade und ſchmierte es ſich in die Haare. Da erkannte ich, daß Schokolade ein verkleidetes Nahrungsmittel iſt.

Und kurz und gut: wir kamen nach Jeruſalem.

Meine Frau hatte in der Erinnerung an die Storia Sacra offenbar einen Tempel ſtatt eines Bahnhofes erwartet und war daher enttäuſcht. Ich war es gar nicht. Der Grund dafür iſt einfach: Meine Frau iſt eine gute katholiſche Chriſtin, und das Wort Geruſalemme klingt in ihrem Herzen; ich dagegen bin bloß mal als evangeliſch-lutheriſcher Täufling in ein Taufregiſter eingetragen geweſen und habe keine andere Beziehung zu „meiner“ Kirche als die, daß ich „zu der Kirchenſteuer herangezogen“ werde, ſeit ich in Sachſen vorüberſiedle. Das Verbum „heranziehen“ trifft die Sache vollkommen. Freiwillig würde ich dieſe mir

ſehr unſympathiſche Anſtalt gewiß nicht unterſtützen, und ich finde es wenig ſtolz von ihr, daß ſie ſich von Leuten unterſtützen läßt, die nicht das mindeſte mit ihr zu tun haben wollen. (Vermutlich iſt das auch bloß im Königreich Sachſen ſo.)

Mir hat auch das übrige Jeruſalem ganz den Eindruck gemacht, den ich erwartet habe: den Eindruck eines ſchmutzigen Tummelplatzes höchſt kurioſer Glaubensfragmente; Ehrwürdiges und Albernes dicht beieinander; die wurmſtichigen Bretter der Wiege eines großen Gedankens kaum noch zu ſeinem Sargdeckel brauchbar, weil ſie die verſchiedenen Vertreter dieſes Gedankens ſich allzu häufig ſchon um die Ohren geſchlagen haben.

XVIII.

Von der heiligen Stadt und allerhand darin, z. B.: Mitbringſeln für Touriſten, Pilger und Antiquitätenſammler; vom Tempelberg; von der kleinen Maria; von der via crucis; von der Heiliggrabkirche; von der Klagemauer; von Bethlehem.

Das Hotel Faſt, das uns in Jeruſalem beherbergte, gehört einem Württemberger und iſt recht gut. In der Nähe befinden ſich einige photographiſche Ateliers, deren Spezialität darin beſteht, die Karawanſen aus Europa und Amerika als Araber zu photographieren. Man ſteckt ſie in Burnuſſe, windet ihnen Tücher ums Haupt, umgürtet ſie mit Waffen, und die Wüſtlinge ſind fertig. Sodann gibt es, gleichfalls nahebei, reich aſſortierte Lager von Anſichtskarten und anderen Andenken an das heilige Land, als da ſind: Kreuze, Broſchen, Zigarettenſpitzen, Ketten aus Perlmutter; Schatullen, Schreibzeuge, Notizbücher, Spazierſtöcke aus Olivenholz; Tintenfäſſer, Aſchenbecher,

Briefbeschwerer aus schwarzem Stein vom toten Meere. Das hübscheste sind in Olivenholz gebundene Bücher mit eingeklebten, in einem naiven Geschmacke sehr nett zu Buketts vereinigten trockenen Blumen aus der Umgegend Jerusalems.

Die Fremdenindustrie hat sich also seit Fallmereyers Zeit beträchtlich gehoben.

Die Pilgerindustrie dagegen ist die gleiche geblieben. Sie ist die interessantere, weil sie, wenn schon nicht Gefühlshintergrund, so doch Gefühlsperspektive hat. Diese Perspektive richtet sich zumeist in die Seelen russischer Pilger. Für diese sind die dünnen Gardinen gemacht, auf denen in Schablonendruck ein byzantinischer Christus steht, und die ebenso hergestellten kattunenen Kopftücher in dunkelblau mit der weißen Taube des heiligen Kreuzes. Auch Seife gibt es mit dem aufgeprägten Bild Christi; schon die Frömmigkeit verbietet es, sich mit ihr zu waschen, denn das hieße, das Bild des Herrn auslöschen.

Doch ich will der russischen Pilger nicht spotten. Zweierlei hat mich in Jerusalem tief ergriffen: die Inbrunst ihres Glaubens und die Inbrunst des Schmerzes der betenden Juden an der Klagemauer.

Wer weder Pilger, noch Karawanse ist, weder Erbauungsgegenstände, noch Touristenkinkerlitzchen sucht, kann, wenn er es versteht, sich umzusehen, interessante Altertümer,

zumal byzantinischer Herkunft, finden. So hätte ich für 40 Franken die riesigen Supraporten aus einem renovierten griechischen Kloster kaufen können, auf denen das jüngste Gericht nach byzantinischer Auffassung in zwar wenig intakter, aber guter Malerei zu sehen war. Auch Teppiche sind billig zu haben. Jerusalem scheint überhaupt der billigste Trödelmarkt des Orients zu sein. Hier wird ja auch geistig mit abgelegten Kleidern gehandelt. Das Würfeln um den Leibrock Christi damals war ahnungsvolle Symbolik. Wer hat ihn erknobelt? Ein germanischer Legionar. Bei wem hat er ihn versetzt? Bei einem jüdischen Pfandleiher. Und wo ist er nun? Man kann es im deutschen Kommersbuche lesen.

Ich verdenke es keinem Frommen, wenn er mir diese Anmerkung übelnimmt; ich habe hier den Frommen auch manches übelgenommen. Denn man braucht kein Christ zu sein, um Ärgernis an den Christentümern zu nehmen, die sich hier präsentieren. Christus ist ein Heiliger der Menschheit; er gehört allen, die Ehrfurcht vor dem Geiste und Bewunderung für Heldentum haben. Es kann uns nicht einerlei sein, wenn aus einem großen Menschen ein problematischer Gott gemacht wird. Wir denken jetzt ohne Heftigkeit darüber: tolerant im eigentlichsten Sinne; denn gerade der temperamentvolle Denker Christus und die Entwickelung, die seine Lehre genommen hat,

haben uns gelehrt, daß ideale Forderungen an die Menſchheit wenig Ausſicht auf Erfüllung haben, und daß dieſe ſchließlich, wenn auch auf Umwegen und nur in einer Ausleſe, von ſelber zur Vernunft kommt; auch wiſſen wir, daß die Maſſe nur für karikierte Ideale Sinn und Begriff hat, und daß ſie ſich am Ende im Fratzenhaften ſogar wohlfühlt; und unſer Egoismus iſt reſolut genug, ſelbſt aus der Betrachtung dieſer menſchlichen Inſuffizienz und ihrer oft ſehr ſchönen Folgen ein lebhaftes Vergnügen zu ziehen, wie aus einem Schauſpiele, das unſere eigene Mangelhaftigkeit vergröbert widerſpielt: aber wir ſind es uns ſelber ſchuldig, immer wieder „herzhaft zu proteſtieren", um, gleichviel vor welchem Forum, unſere Seele zu retten: unſere ſtolze Beſcheidenheit, die keinen Heiland für ſich bemüht ſehen will, weil ſie an ihre eigene Kraft glaubt, das Abenteuer des Lebens, wenn auch nicht glückhaft, ſo doch mannhaft zu beſtehen. Daß viele beim letzten Treffen fallen, wiſſen wir, und nur wenige ſind ihrer ſelbſt ſicher. Aber nur der Feige kapituliert, bevor die letzte Patrone verſchoſſen iſt.

*

Meine gutkatholiſche Frau und ich haben Jeruſalem auf zweierlei Weiſe geſehen, und doch ſind wir zu einerlei Meinung über das Geſehene gekommen: hier liegt Schutt. Es

freut mich, daß dieſe Erkenntnis ſie nicht um ihren Glauben gebracht hat, denn wenn der Glaube lebendig und einem Menſchen gleichſam organiſch iſt, ſo iſt er eine Lebenskraft mehr. Wer ihn nicht hat und unvermögend iſt, andere ſeeliſche Kräfte ſo auszubilden, daß er ſeiner nicht bedarf zu einem Weltbilde von ruhiger Geſchloſſenheit, dem fehlt etwas weſentlich Menſchliches. Aber es geht auch ſo. Die meiſten Menſchen haben weder durch Glauben, noch durch Denken ein Weltbild gewonnen. Aber ſie ſind auf eine Zeitung abonniert.

*

Das Schönſte, das Jeruſalem fürs Auge hat, iſt das Plateau, auf dem der Tempel Salomonis ſtand und nun, über dem alten Opferfelſen errichtet, die Omarmoſchee mit ihrer grünen Kuppel ſteht. Denke ich an den Tempelberg zurück, ſo habe ich eine wundervolle Erinnerung an etwas herrlich Helles mit wenigen, aber edel klaren Farben. Außer der leuchtenden Moſchee (in meiner Erinnerung ſpricht Gold mit) gibt es wenig gegenſtändliche Einzelheiten: Zypreſſen, Ölbäume, ein paar alte Mauernreſte, ein paar Brunnen, ein paar wieſige Flecke. Aber dieſes ſonnige, faſt ſchattenloſe Ganze hat einen wunderſam klarblauen Himmel über ſich, und die Luft iſt von einer Transparenz, die ſelbſt den aus Toskana Verwöhnten überraſcht.

In der Moſchee tritt alles zurück neben dem unbehauen aufragenden Moriahfelſen mit ſeinen Blutrinnen. Dieſer Felſen trug die erſte Andacht zu einem Gotte. Unſer Führer, der ſeinen Baedeker wohl ſtudiert hatte, machte uns mit einem kleinen Extratremolo in der Stimme darauf aufmerkſam, daß wir uns an der Wiege des Monotheismus befänden. Ich ſah im Geiſte hammelſchlachtende Prieſter und fand die Vorſtellung: Haeckel, einen Affen ſezierend, ſchöner.

Auch in den „Ställen Salomos“ waren wir. Es ſind unterirdiſche Gänge mit ſchönen Säulen. Daß die alten Juden Pferdeſtälle ſo prachtvoll ausgeſtattet haben, glaube ich ganz und gar nicht.

Sodann wanderten wir in eine ganz moderne Kirche, von der ich jede Erinnerung verloren habe, doch gab es da ein wunderhübſches Bild der kleinen Maria: Maria im Wickelkiſſen. Ein entzückendes kleines Mädchen. Als ſie groß war, beſuchte ſie hier nebenan die heilige Eliſabeth, „und das Kind hüpfete in ihrem Leibe“. Auch iſt hier der Teich mit dem wundertätigen Waſſer. Doch ſcheint ſeine Wunderkraft dahin zu ſein, denn Jeruſalem wimmelt von Krüppeln, Blinden, Ausſätzigen. Ich kaufte meiner Schwägerin, der ſanfteſten, gütigſten und ſchönſten Nonne, die ich je ſah, eine Medaille mit der Maria bambina. Es ſind franzöſiſche Mönche, die dieſe

Marienkirche betreuen, und der führende Pater sprach mit einer Art frommer Galanterie von der kleinen Maria.

Die nächste Kirche, die wir besuchten, wird dagegen von deutschen Nonnen bedient. Die Oberin war eine anscheinend sehr gebildete Dame, denn sie sprach mit ruhiger Kritik von der Fragwürdigkeit der meisten Legenden über die heilige Topographie Jerusalems. Den Bogen aber, um den herum ihre Kirche (auch ganz neu) gebaut ist, wollte sie doch als den angesehen wissen, auf dem Christus dem Volke nach seiner Verurteilung gezeigt wurde. Und das hat auch wirklich nichts wider sich. Denn dieser Bogen ist in der Tat der Rest eines römischen Staatsgebäudes, und man hat immer angenommen, daß von hier aus die via dolorosa begann. Nur lag diese viel tiefer, als die Straße, die man jetzt mit diesem Namen bezeichnet. Die Nonne führte uns in Souterrainräume, die ohne weiteres als Reste eines alten Hofes erkennbar waren, von dem aus man jetzt einen Teil der alten, breiten, gepflasterten Straße bloßgelegt hat, die wohl wirklich die war, auf der Christus sein Kreuz hat tragen müssen. Auch wenn nicht am Ende der ausgegrabenen Strecke eine Statue des unter dem Marterholze niedersinkenden Leidensmannes aufgestellt gewesen wäre, hätte uns der Anblick dieses Bodens ergriffen. Er ist ganz mit breiten Steinplatten gepflastert, in

denen man, wie in Pompeji, die Gleise sieht, wie die Wagenräder hineingefurcht haben. Im Hofe selbst sieht man noch eingeritzte Linien und Löcher für das antike Kugelspiel. Auffällig ist die Breite der Straße. Jetzt gibt es in Jerusalem, verglichen damit, nur Gassen. Jerusalem war gewiß zu Christi Zeiten beträchtlich mehr, als das jetzige Gewinkel schmutziger Häuserreihen.

Wir kauften der Klosterfrau gerne ein paar Deckchen um das doppelte ihres Wertes ab, die von kleinen Zöglingen des Klosters hergestellt waren. Alles was die „lateinischen Christen" hier für das arme Volk tun, ist der Hochschätzung und Förderung wert. Die katholische Kirche erscheint unter den andern Christentümern Jerusalems wie eine edle Matrone: Caritas, die Armut an ihre Brust nehmend.

Eine kleine, dunkle, mit vielen, vielen Lichterchen besteckte Kapelle ist dort errichtet, wo Veronika den Schweiß vom Antlitze Jesu gewischt haben soll. Was für ein schönes Märchen das ist vom dem Bilde im Tuche! Und wie menschlich man doch damals war gegenüber verurteilten Verbrechern. Heute lebt diese Menschlichkeit wohl nur noch im russischen Volke, wo auch das alte Christentum noch lebt: byzantinisiert, schwül, ekstatisch — uns ein klinischer Anblick. Was folgt daraus? Lest Dostojewski!

Ich nenne diesen Namen nicht von ungefähr. Wie mir in Baalbek Nietzsche vor die Seele

trat, so in Jerusalem er. Und, wenn ich es versuchte, mir den Nazarener vorzustellen, wie er hier, das Auge nach innen gerichtet, doch manchmal mit einem glühenden Blicke alles umfassend, was um ihn war, so erschien er mir immer unter dem zerfurchten Bilde des großen Russen: nur jugendlicher, aufrechter, liebevoll heftiger. — Beide liebten aus einem innerlich stolzen Herzen das Zertretene; beide wählten, eigene Ungebärdigkeit der Seele meisternd, die Demut als Waffe und Ziel; beide sahen in der Schwäche das seelisch Edle und in der Macht das seelisch Gemeine. Aber Christus, der den gefühlvollen Johannes liebte, hinterließ als Erben den schlauen Paulus. Und Dostojewski, der ein großes Kind geliebt hat: das russische Volk, wird gleichfalls falsche Erben finden. Jährlich tragen hunderttausende russischer Dostojewskiherzen die dumpfe Inbrunst ihres Glaubens zum heiligen Grabe nach Jerusalem — aber die Popen, die sie anführen, haben russische Paulusgesichter. Es ist die Verwünschung allen Glaubens, den Propheten und Dichter erfühlen, daß er zum Metier von Pfaffen wird, die, keineswegs aus Niedertracht, oft sogar in der besten Meinung, nichts anderes tun können, als ihn schlicht und recht zu einem Stiefel zu verhunzen, der allen passen soll und jeden drückt. Das Schlimmste aber ist, daß jeder *seine* Fasson für die allein richtige, echte hält, während,

um im Bilde zu bleiben, Chriſtus in Sandalen ging.

*

Die Kirche zum Heiligen Grabe in Jeruſalem iſt gewiß das merkwürdigſte Gebäude der Welt, und ich möchte wohl die Geſchichte von ihr nach den Quellen ſtudieren. Mein Pietiſt und Buchhändler aus Altona, deſſen wütig fromme Beſchreibung Jeruſalems ſehr lehrreich zu leſen iſt, nennt ſie einen „italiäniſchen Raritätenkaſten“ und den „allerberühmteſten Götzentempel der ganzen Welt“. Er hat noch den richtigen alten furor protestanticus im Leibe und zieht den türkiſchen Kaiſer dem römiſchen Papſt bei weitem vor. So wilde Proteſtanten gibt es ja wohl heute nicht mehr. Aber über die Grabeskirche ſind doch die meiſten recht außer ſich. Anfangs glaubte ich, es ſpräch da ein bißchen Ärger mit, weil ſie nicht auch ein Käſterchen drin haben neben den älteren Brüdern in Chriſto. Aber nein: „Da gehören wir nicht hinein, Gott Lob und Dank!“ hörte ich einen Paſtor zu ſeiner Frau ſagen: „es ſteigt einem die Scham ins Antlitz bei ſolcher Schmach, und es iſt eine wahre Schande, daß die Katholiken dieſen Kehrichthaufen von Aberglauben und Abgötterei nicht den Orientalen überlaſſen!“ „Aber es iſt doch das Grab des Herrn drin?!“ wagte die Gattin zu entgegnen. „Was Grab des Herrn!“ rief wiederum der

Herr Paſtor, „wir brauchen keinen Stein, um an ſeinen Tod erinnert zu werden, und am wenigſten einen von zweifelhafter Beglaubigung. Alles dies iſt ganz fürchterlich und abſcheulich.“

Und doch weiß ich, denn ich habe es mit angeſehen, daß die froſtigſten proteſtantiſchen Chriſten in eine gewiſſe, zwar temperierte, aber doch merkliche Aufregung kamen, wie ſie vor der zerriſſenen Grabplatte ſtanden.

Trotzdem empfand ich gar nichts, als ich mit einer Yankeedoodleſchar in die Kapelle hineingeſchubſt wurde; als ich aber ein zweites Mal mit ruſſiſchen Bäuerinnen hineinkroch und nun mit lauter beſeligten alten Weiblein vor dem unbeglaubigten Steine ſtand und ſah, wie deren Tränen auf die Platte rollten, und wie ſie ihre Bündelchen nur für die Dauer eines Atemhauchs daran hielten und dieſe dann küßten, wie etwas Heiliges, da fühlte ich das Wunder dieſes Steines, der beſeelt iſt durch Millionen Seelen, die an ſeine Heiligkeit glauben. Im Glauben liegt alle Magie. Der Glaube wirkt Wunder. Der Glaube iſt zeugende Sehnſuch, — wie die Poeſie. Der Glaube iſt die Poeſie unpoetiſcher Seelen, die zwar nicht geſtalten, nichts aus ſich herausſtellen, aber: ſich innerſt etwas ein-bilden können. Dieſe ſublime Kraft unterſcheidet ſich von der poetiſchen ferner dadurch, daß ſie ſich ſelber mitteilen kann, während die Poeſie nur Wirkungen austeilt.

Der Glauben macht Gläubige; er tritt ſtets epidemiſch auf, und es ſcheint, daß er immer nur durch einen anderen Glauben überwunden werden kann, nicht etwa durch bloße Beweiſe ſeiner Unrichtigkeit. Denn, wer zu glauben geboren iſt, will glauben; es iſt eine Kraft in ihm, die ſich betätigen muß; es handelt ſich um einen Trieb. Der hat in ſeinen primitiven Formen etwas Elementares, das imſtande iſt, Mächte von viel höherer, edlerer Art niederzuwerfen, gleichſam zu überwalzen. Dem Glauben iſt keine Weisheit gewachſen, und wenn er die offenbarſte Torheit wäre. Aber er läßt ſich von der Klugheit ziemlich leicht für ihre Zwecke einſpannen, auch wenn ſie garnicht ſeine Ziele ſind. Glaube und Maſſe ſind aufeinander angewieſen. Eine Maſſe zerfällt, wenn ſie keinen Glauben hat, und jeder Glaube verflüchtigt ſich, wenn er nicht mehr die Kraft beſitzt, eine Maſſe zu beeinfluſſen. Der Proteſtantismus iſt längſt ein chriſtliches Verflüchtigungsſymptom; ſeinem Glauben war von vornherein zuviel kritiſches Denken beigemiſcht; er verlegte den Glauben ins Gehirn und entzog ihm die Speiſung durch die Sinne. Aber ohne ſublimierte Sinnlichkeit: ohne Myſtik iſt gerade der chriſtliche Glaube ein Lehrgebäude, in dem die Maſſe ſich auf die Dauer nicht heimiſch fühlen kann. Der Glaube muß ſelig machen, muß den ganzen Menſchen entzünden, — und das läßt ſich mit Worten allein auf die Dauer nicht erreichen.

Lutherworte haben es offenbar vermocht, aber Pastorenworte sind zu schwach dazu. Es gibt überzeugte Protestanten, und darunter sind sowohl erleuchtete Köpfe wie warme Herzen; es gibt auch noch eine Menge gewohnheitsmäßige protestantische Kirchenbesucher, aber protestantisches Volk gibt es eigentlich gar nicht mehr.

Eine protestantische Abteilung in der Heiliggrabkirche zu Jerusalem wäre in der Tat ein Unding. Die protestantische Kirche steht außerhalb des wirklich lebendigen Christentums; sie ist keine Filiale davon, sondern immer noch ein Protest dagegen: ein Protest gegen das, was das Leben selber aus dem Christentum entwickelt hat. Daran ist gewiß allerhand auszusetzen, aber eins wird man ohne weiteres erkennen und respektieren müssen: es ist eine lebendige Kraft: ist positive Macht: ist Kirche. Die lateinischen, die griechischen, die russischen, selbst die afrikanischen Christen repräsentieren ein natürlich gewordenes Christentum teils von internationaler, teils von nationaler Bedeutung. Der Protestantismus, nur in England zu nationaler Geschlossenheit und zu einem Stile: einer Kirche gelangt, repräsentiert nur die Macht einer Kritik, die längst überholt ist. Was ihn überholt hat, ist Geist von seinem Geiste, aber resolut ins Unchristliche, Ungläubige gewendet. Der Protestantismus wollte das Christentum gleichsam in einem Eiskeller des Geistes konservieren, aber alles eigentlich Lebendige

des Glaubens ſtarb in dieſer unmenſchlichen Temperatur ab, während das Chriſtentum, das ſich weiterhin den Mächten der Fäulnis ruhig ausſetzte, üppig weiter lebt und gedeiht: da etwas madig, dort ein bißchen verſchimmelt, überall, ausgenommen bei den Ruſſen, entſchieden nicht mehr ganz intakt, — aber: es hat ſeine Wurzeln in der Erde und koſtet Sonne, Wind und Regen natürlicher Entwickelung und wird erſt verdorren, wenn ſeine Völker, nach anderen Mitteln zur Seligkeit lüſtern, ihm ſelber die Wurzeln abgraben. (In Frankreich und in Italien, ſo ſcheints, fangen ſie an.)

*

Hätte ich wirklich Zeit gehabt in Jeruſalem, ſo würde ich vor allem verſucht haben, mir ganz klar über die Architektur der Heilig-Grab-Kirche zu werden. Der deutſche Franziskaner, der mir die römiſch-katholiſche Kapelle zeigte, hätte mich zwar nicht ſelber führen, mir aber die Wege weiſen können. Ich bin ſie auch einmal gegangen, aber einmal genügt längſt nicht, und man müßte ſie ungeſtörter gehen können. Denn, verwirrt ſchon das Labyrinthhafte dieſer Galerien, Treppen, Einbauten, Überbauten, unterirdiſchen Gänge, Höhlen, Kapellen uſw., ſo wird eine wirklich bleibende Orientierung faſt zur Unmöglichkeit, wenn man auf Schritt und Tritt Prozeſſionen und Touriſtentrupps begegnet, die das dumpfe

Dunkel mit Geflüster, Gemurmel, Geplärr erfüllen, während gleichzeitig Bettler und Führer sich herandrängen, so oder so Bakschisch heischend. Und doch kann sich nur Der einen wirklichen Begriff von diesem Kirchicht machen, (denn es ist wie ein Komglomerat von Kirchen unter einem Dache), der sich ein klares Bild von dem Durcheinander dieser Architektur angeeignet hat, die nur im mittleren Teile Plan verrät. Erst wer die Architektur ganz beherrschte, könnte sich auch mit den früher endlos behandelten Fragen über die Wahrscheinlichkeit der verschiedenen heiligen Orte, die hier versammelt sind, beschäftigen. Was alles in dieser Kirche vereinigt ist, möge die Erklärung zu einem alten Plane der Kirche zeigen, den ich besitze. Wenn ich mich recht erinnere, wurde uns aber noch etliches mehr gezeigt. Ich lasse alles profane (wie die Abtritte, die Wasserbehälter, die Speisekammern, die Küchen, die Speisezimmer, die Mönchszellen etc.) weg, sowie auch die vielen Treppen und Zugänge ohne legendare Bedeutung. Die Numerierung geht nach dem alten Plane: 3. Wo ein Mönch verbrannt worden. 4. Wo ein Weibsmensch verbrannt worden. 5. Wo die Griechen Messe lesen. 7. Die Pforte der Abyssinier. 9. Wo die ägyptischen Mönche sich aufhalten. 13. Begräbnisse des Godofredi und Balduini, der Gebrüder. 14. Melchisedechs Grab. 15. Wo die Georgianer sind. 16. Grü-

ber der Königskinder (der Könige, ſo nach den Kreuzzügen regiert). 17. Der Ort der Schädel-Stätte. 18. Die Sorianer oder Jakobiter. 19. Die Armenier. 20. Die Abyſſinier. 21. Die Kopten. 22. Grab Joſephs von Arimathia. 27. Wo die Gregorianer Meſſe leſen. 28. Sakriſtei der Griechen. 29. Altar der Griechen. 30. Wo der Mittelpunkt der Welt oder des Erdbodens ſein ſoll. 31. Das Chor. 32. Der Sitz der Patriarchen. 33. Der Ort des Evangelii. 34. Der Altar. 36. Kapelle des heiligen Kreuzes. 38. Wo Abraham den Iſaak geopfert. 40. Die Säule der Geißelung. 44. Wo Chriſtus ſeiner Mutter erſchien. 48. Das heilige Grab. 49. Das Gefängnis. 50. Des Longini Kapelle. 51. Wo die Kleider geteilt worden. 52. Des Improporii Kapelle. 53. Wo Chriſtus ans Kreuz genagelt worden. 54. Wo er in die Höhe gerichtet worden. 55. Eine Kapelle der Skt. Helenen. 56. Wo das heilige Kreuz gefunden worden. 57. Ein Altar der Armenier. 58. Die Kirche der Franziskaner. 60. Fels der Salbung Chriſti. 61. Das Grab Nikodemi. 62. Wo die Mutter Gottes und die Jünger Johannes geſtanden. 63. Wo Jeſus geſtanden, da Maria gemeint, es ſei der Gärtner. 64. Wo Maria geſtanden.

Die Jakobiten (ſyriſche Chriſten, eine ſehr alte öſtliche Schattierung) haben, ſoviel ich weiß, ihren Platz in der Kirche nicht halten können, da ſie die Miete nicht mehr zahlen

konnten. Wahrscheinlich sind sie von der Konkurrenz überboten worden. Wenn ich recht berichtet bin, muß sogar für den Kirchenschlüssel, der einer türkischen Familie gehört, Zins gezahlt werden, und die türkische Wache, die in der Kirche ihre Wachtstube hat, wird wohl auch nicht gratis aufziehen. Daß die verschiedenen Brüder in Christo sich zuweilen unter dem Dache dieses Heiligtums gegenseitig verhauen, ist bekannt und entpreßt frommen Zeitungsschreibern alljährlich Tränen der Scham, die zu Druckerschwärze werden. Ich wundere mich über den theologischen Holzkomment nicht mehr, seitdem ich diese Brüder (römisch-katholische sind sicherlich nicht darunter) gesehen habe, und ich empfehle jenen Journalisten, ihr Schamgefühl für andere Gelegenheiten christlicher Herkunft zu sparen. Diese koptischen, abessinischen und sonstwie orientalischen Mönche sind eine Art religiöse Hausknechte, die zur Verteidigung ihrer Spezialkäfterchen Hausknechtsmittel brauchen, da andere ihnen nicht zur Verfügung stehen, und es heißt das Christentum beträchtlich überschätzen, wenn man annimmt, es sei geeignet, die Anwendung von Brachialgewalt zu verhindern. Es billigt sie vielmehr immer solange, als die übrige Kultur nichts dagegen hat. Der Kopte verachtet den Abessinier und vice versa. Wenn nun der Abessinier dem Kopten ins Gebetbuch spuckt: warum soll dann der Kopte dem Abessinier nicht eins aufs Dach

geben? Man muß ſich vielmehr wundern, daß er ihn nicht totſchlägt. (Er täte es vermutlich auch, wenn nicht die türkiſche Wache da wäre, die die Brüder in Chriſto trennt.) Je fanatiſcher dieſe Pfaffen ihrem Glauben angehören, um ſo wilder müſſen ſie auf die andern Pfaffen ſein, und wenn nun die armen Kopten bloß ein lumpiges Winkelkapellchen haben, während die großen Brüder mit den koſtbarſten Heiligtümern protzen, muß da ſo einem heißblütigen Ägypter nicht einmal die Laus über die Leber laufen? Haben die Kopten nicht vor allen anderen Chriſten etwas voraus? Wir haben von den Juden das Alte Teſtament bloß literariſch übernommen: die Kopten aber laſſen ſich noch beſchneiden. Beſchnitten und getauft, — wenn das Wort wahr iſt: doppelt genäht hält beſſer, ſo darf man ſich nicht wundern, wenn ſich die Kopten für doppelfromm halten. Und ſo hat jedes dieſer Chriſtentümer irgend eine Spezialität für ſich und gerade die, die den Ausſchlag gibt. Wie ſollte da der Glaube nicht manchmal aus der Haut der Liebe fahren und wild werden? „Kindlein, liebet euch untereinander!“ gilt bloß für Chriſten des gleichen Aichſtriches. Den andern gegenüber heißt es: „Wenn aber dich ſein Glaube ärgert, ſo reiße ihn aus!“

Ach nein, unſere Chriſten haben keine Urſache, ſich über den Holzkomment in der Heiligen Grabeskirche aufzuhalten. —

Ich ſagte ſchon, daß ich keinen klaren Begriff von der Architektur dieſer wunderlichſten aller Kirchen gewonnen habe. Um ſo ſtärker war die Stimmung, die ich empfing. Am kürzeſten wäre ſie auf einen erlauchten Namen getauft: Rembrandt. Daß dieſer Hexenmeiſter des halben Dunkels hier hätte malen: den Zauber dieſer Farbentiefe noch zauberhafter hätte im Märchendunkel ſeiner Kunſt aufleuchten laſſen dürfen! In dieſen Hallen und Kellern, Gängen und Winkeln, Niſchen und Höhlen, unter dieſen Kuppeln und Kreuzungen, zwiſchen dieſen Säulen und Wänden, Gittern und Vorhängen iſt ein ewiger Kampf des Finſtern mit dem Hellen, des Schattens mit dem Licht, und überall hier iſt dennoch allgegenwärtig die Macht der Farbe: dieſe troſtreiche Macht, die uns beglückt und beſeligt, die wir zwar nicht glauben aber ſehen können. Aus falſchen und echten Edelſteinen wirkt ſie in Strahlen; unterm gelben Lichte der Kerzen lebt ſie als Schmelz auf; mit verhaltener Glut wohnt ſie unter braunen Schatten, tief, beruhigend. Es ſind keine großen Kunſtwerke in dieſer Kirche, aber ſie iſt voller Gnaden für das Auge, das ſich an großer Kunſt gebildet hat, mit künſtleriſcher Inbrunſt zu ſehen.

Unter den Menſchen, die dieſes Myſterium aus Hell und Dunkel beleben, ſind gleichfalls viele Rembrandt-Modelle. Die dunklen Chriſten würden ihn wohl am meiſten gelockt

haben: die braunen und ſchwarzen aus Aſien und Afrika, in deren Augen der Fanatismus wie eine zum Sprung geduckte Beſtie ſitzt. Manche aber haben den Blick eines anderen Tieres: der Dummheit, die ſich an Gebetbuchworte klammert. Hell dagegen, blau, kindlich, ganz in Liebe verklärt, begnadet, beſeligt ſind die Augen der ruſſiſchen Pilger, dieſer armen großen Kinder, die, Männer und Frauen, in ſchweren Schaftſtiefeln weit, weither gewandert ſind aus dem heiligen Rußland, monatelang von Pilgerſtation zu Pilgerſtation, mühſelig aber doch wie getragen durch eine innere, hebende Kraft, zu dieſem anderen heiligen Lande, wo ihr Jeſus ihnen lebte und ſtarb, dieſer Jeſus in Gold und glitzernden Steinen, ſtreng und gütig, ſtarr und milde, uns nur noch ein Stilgeſpenſt, dieſen der lebendige Inbegriff aller Sehnſucht, allen Glaubens, alles Guten, aller Macht und Herrlichkeit. Sie fallen, die Arme breit auseinander getan, langſam vor dem Steine nieder, auf dem ſein Leichnam nach ihrer Legende geſalbt wurde (er ſtammt aus dem Jahre 1801) und ſuchen ſo viel als möglich von ihm mit ihrem Leibe zu bedecken, und küſſen ihn da und küſſen ihn dort, und ſtreicheln ihn mit den harten Händen und legen ihre Wangen daran, wie ein Kind die ſeine an die Wange der Mutter legt. Und es können Tauſende um ſie herumſtehen: ſie ſind allein, allein mit Ihm. Aber dennoch

gehen sie nicht allein; das sich zu erdreisten, wäre schon Frevel und Hochmut; ihr Pope führt sie. Immer wieder sucht ihr Blick den Mann im langen blonden Barte mit dem krempenlosen Zylinder, der immer etwas zu näseln hat und immer wie ein Hirt über Schafen ist. Zuweilen seufzen sie, dann singen sie wieder. Reden hörte ich keinen je. Auch braucht ihnen der Pope nichts zu erklären. Sie haben solange Zeit gehabt, alles zu erfahren über die Wunder dieses Ortes, während sie hierher pilgerten. Nun sind sie ganz Sammlung: ganz Empfangen. Sie haben ein ungeheures Erlebnis, ein ungeheures Glück. Die einen versinken scheinbar darein und bekommen einen stumpfen Ausdruck. Andere werden ekstatisch, wenden die Blicke zur Kuppel, breiten die Arme aus. Das sind meist Weiber. Ich sah eine vor der Kirche, die eben aus ihr herausgekommen war und sich plötzlich, wie von unbewußter Kraft gedreht, nach ihr umwandte und die Arme öffnete, als wollte sie den ganzen Bau an ihr Herz ziehen. Dann aber sahen wir eine, die in einer Nische stand und plötzlich laut zu schreien anhub. Es klang fast wie Verzweiflung und war doch wohl Seligkeit. Mir war, als ob ihre Augen aus dem Dunkel glühten. Das war keine Blonde, Schwere, wie die anderen, sondern eine mit braunen Haaren und schlankem Leibe.

Ich bin aufs gewiſſeſte überzeugt, daß alle dieſe Seelenkräfte einem Wahne hingegeben werden, und ich hätte dem Yankeedoodler, der die ruſſiſchen Pilger kurz und kräftig „dumme Luder“ nannte, nichts zu entgegnen gewußt (wenn es mir der Mühe wert erſchienen wäre), was ſeine geringe Meinung von der Intelligenz dieſer Menſchen ſchlagend widerlegt hätte; — aber: wenn das ſchon Dummheit iſt, ſo hat ſie etwas Sublimes, und das kann man vom kühlen Verſtande kaum je behaupten. Und dann: Jeruſalem iſt der Ort, wo aus Römermunde die Frage kam: Was iſt Wahrheit? Zu dieſer Frage gehörte nicht viel Verſtand, aber ſie ſchwebte mir immer über dieſer Stadt, wo ſo viele Maulgefechte die Wahrheit erſpießen wollten und ein erlauchter Wahn triumphierte, weil ein großes Herz ſein Blut dafür hingab. Er wurde dadurch nicht Wahrheit, aber Macht. Und auf etwas anderes kommt es unter Menſchen nicht an. Die Wahrheit iſt immer bloß die Fahne, unter der Macht erſtritten werden ſoll, — bewußt oder unbewußt. Am Chriſtentum geniert mich am meiſten, daß in ihm die Demut auf Macht ausging. Es iſt eine grundparadoxe Erſcheinung, und man darf ſich nicht wundern, daß unter ſeiner Herrſchaft alles abſurd geworden iſt, alles auf dem Kopfe ſteht. Nur der Humor hat etwas davon gehabt. Und das iſt der Humor davon. —

In der Nähe der Kirche vom heiligen Grabe wird das Mitleid, mit dem Christus die Wagschale des menschlichen Leides so tief hinabdrückte, daß der Übermensch, wenn er einmal die Gegenschale einnehmen wird, ein unendlich gewichtiges Wesen sein muß, um sie wenigstens in die Balance zu bringen, in hunderterlei Gestalt angerufen. Jerusalem, zu Christi Zeiten eine blühende, reiche Stadt,*) scheint heute in der Hauptsache von Bettlern, Krüppeln und jederlei Elend zur Residenz erkoren zu sein. Schmutz und Armut ist überall im Oriente zu Hause, aber „die reine, die edle Heilige", „das Haus der Heiligkeit" (wie die Mohammedaner Jerusalem nennen) hat doch das meiste davon. Und es ist, als ob hier die Leichtigkeit fehlte, mit der das sonst im Oriente getragen wird. Selbst die Basare sind trübselig, und mir ist es in der Erinnerung, als ob ich hier nie lachen gehört hätte. Der Fluch, der über der

*) „Es war zugleich große und reiche Handelsstadt, nahrungsprossender Sitz der bürgerlichen Gewerbtätigkeit, Heimat der Luxuskünste und der Üppigkeit, weil der frischrauschende Kanal des indischen Welthandels vom Roten Meer her in die prachtvolle Hauptstadt des jüdischen Volkes rann. Kostbare Gewürze, Edelsteine und Gold in Masse brachten arabische Wüstenkarawanen in die Stadt, während die benachbarten Seehäfen Askalon, Gaza, Joppe und Akke mit dem Überfluß der eigenen Erzeugnisse zugleich die Produkte des Abendlandes sandten." (Fallmereyer.)

Stadt hängt, hat ſich mächtiger erwieſen, als die Liebe die von hier ausging. In den guten Nonnen mag ſie leben, gewiß. Aber von ihren Früchten ſpürt man nichts. — Sind daran nur die Türken ſchuld? Würden preußiſche Landräte hier wirklich „Ordnung ſchaffen“? (Es gab Yankeedoodler, die das mit großer Heftigkeit behaupteten.) Die Millionen der katholiſchen Miſſion haben erſtaunlich wenig erreicht. Ich glaube, der Genius Loci von Jeruſalem iſt der Geiſt des alten Rachegottes. Seine Leibgarde ſind die Ausſätzigen. In ſchwarzen Lumpen, aus denen ſcheußlich weiß die Gliederſtümpfe ragen, ſtehen ſie an den Mauern und wuſeln wie Fliegenſchwärme auf den Fremden ein, der ſich ihnen naht. Zumal auf dem Wege nach dem Ölberge ſind ſie zu finden. Da ſie untereinander heiraten dürfen, iſt für Nachwuchs der Seuche geſorgt.

Den Ölberg und Gethſemane habe ich meiner chriſtlicheren Hälfte überlaſſen. Dafür habe ich mich um ſo länger an der Klagemauer aufgehalten. Dort begibt ſich etwas Kraſſes: die äußerſte Erniedrigung großen Leides. Die Klage der Juden um das verlorene Zion als Attraktion für Touriſten: das iſt ein Rekord auf dem Gebiete menſchlicher Gefühlloſigkeit, ein unüberbietbarer Beweis für den großen Irrtum deſſen, der am Kreuze ſtarb, um die Menſchheit zu einer Gemeinde der Liebe zu machen. Doch muß ich ſofort hinzufügen, daß ſich am wider-

wärtigſten eine Geſellſchaft weſtlicher Juden (Herren und Damen) benahm, die den Jammer ihrer Blutsgenoſſen mit ekelhaften Witzen begleitete. Die meiſten anderen kühlten nur ihr kritiſches Mütchen an den Klagenden, indem ſie Weisheiten wie dieſe zum beſten gaben: Damit werden die Juden ihren Tempel nicht wieder aufbauen; oder: Statt ſo zu jammern, ſollte das Geſindel ſich waſchen; oder: Dieſe Schweinebande ſpielt Komödie; oder: Hier ſieht man wieder mal deutlich, daß die Juden eine niedere Raſſe ſind: ſo würdelos tragen nur Halbwilde ihren Schmerz zur Schau.

Die klagenden Juden aber (Männer, Frauen und Kinder) hatten kein Ohr für Witz und Kritik. Sie lehnten ihre Stirnen an das ſchmierige Mauerwerk, unempfindlich auch gegen die Wolken von Fliegen, die um jeden Kopf herumbrummten, und ſtöhnten ihre alte ſchöne Klage, die auf deutſch ſo lautet:

Wegen des Tempels, der wüſte liegt,
Sitzen wir einſam hier und weinen:
Wegen der Mauern, die zerriſſen ſind,
Sitzen wir einſam hier und weinen:
Wegen unſrer Majeſtät, die dahin iſt,
Sitzen wir einſam hier und weinen:
Wegen unſrer großen Männer, die darnieder liegen,
Sitzen wir einſam hier und weinen:
Wegen der prächtigen Steine, die verbrannt ſind,

Sitzen wir einsam hier und weinen:
Wegen der Prieſter, die geſtrauchelt haben,
Sitzen wir einsam hier und weinen:
Wegen unſrer Könige, die IHN verachtet haben,
Sitzen wir einsam hier und weinen.

Es gab alte Frauen, die ſteif und ſtarr daſtanden und die Worte wie kindiſch geworden herplapperten, — aber es rannen ihnen die Tränen die knochigen Wangen hinab; andere flüſterten bloß und hielten die Augen geſchloſſen; ein alter Mann näſelte mehr zornig als klagend vor ſich hin und ſtarrte wild auf hebräiſche Schriftzeichen, die über ihm der Mauer aufgemalt waren; ein junger, rotblonder ſang den Text in einem lächerlichen und dennoch ergreifenden Diskant; aber erſchütternd war ein junges Mädchen, das ſich in einen Winkel gedrückt hatte und nur ſchluchzte: Schultern und Rücken bebten ruckweiſe wie in einem Krampfe.

Bei keinem dieſer Menſchen hatte ich den Eindruck einer bloßen konventionellen Kulthandlung. Es waren lauter Ergriffene. Ich denke mir, daß Chriſtus mit ſeinem Herzen bei ihnen wäre und nicht bei ſeinen Gläubigen, die ſich über ſie mokierten. Er würde auch mich mit meinem Kodak davon gejagt haben, wie dazumal die Schacherer aus dem Tempel, aber ich konnte es nicht unterlaſſen, obwohl ich mich deſſen

schämte, den ausdrucksvollen Jammer zu photographieren. — Meine Frau war besser als ich: sie weinte mit. Wohl dem, der so aus dem Grunde christlich mit leiden kann. Sie nahm an etwas Großem teil: ward eines großen Gefühls teilhaftig. Wenn Mitleid erhebt, befreit es auch und macht am Ende stark, auch eigenes Leid besser zu tragen: freier, über sich hinausgewachsen. Seine höchste Gnade ist, wenn es heiter und sanft macht. Vor solchem Christentum beuge ich mich bis zur Erde.

*

Als wir die obligate Wagenfahrt nach Bethlehem machten, hatten wir Gelegenheit, uns zu überzeugen, daß das Land um Jerusalem sich noch heute nicht von dem erholt hat, was Römer und Türken ihm angetan haben. Es sieht trostlos und öde aus. Alle die Örtlichkeiten, die aus Gründen des Alten oder Neuen Testaments besucht werden, machten auf mich nicht den mindesten Eindruck. Ich habe mich für biblische Geschichten nie sonderlich interessiert, und fromme Erinnerungen anderer haben keinen Reiz für mich.

Auch Bethlehem hätte mich gleichgültig gelassen, wenn nicht die Marienkirche etwas grandios Kaltes hätte, das in einem sonderbaren Gegensatze zum Marienkultus steht. Aber dieser ist ja rein westliches Gewächs.

Natürlich sieht man sich in Bethlehem nach Mariengesichtern um, obwohl man weiß, daß das ein Unsinn ist. Unsre Maria ist keine Orientalin, und diese Orientalinnen haben wohl auch mit dem Typus der echten Mutter Christi nichts zu tun. In Bethlehem, einem Haufen von Hütten, zwischen denen sich allerhand christliche Kirchen, Klöster, Schulen erheben, wohnen meist Christen, auch protestantische. Es waren wohl Zöglinge einer deutschen protestantischen Schule, die sich am Wege aufgestellt hatten und bei unsrer Vorüberfahrt „Stille Nacht, heilige Nacht" sangen. Ich kann nicht sagen, wie gräßlich das auf mich wirkte, obwohl ich nicht einmal annehmen will, daß es eine Bakschischveranstaltung war.

In die Marienkirche teilen sich Lateiner, Griechen und Armenier. Infolgedessen hat auch sie eine türkische Wache.

Die Geburtsgrotte Christi erleuchten zweiunddreißig silberne Ampeln. Der Führer klärte uns über den Kostenpunkt genau auf. Da aber das Silber fortwährend im Preise sinkt, muß angenommen werden, daß ihr Wert stark abgenommen hat. Außerdem (bemerkte der skeptische Jude flüsternd zu mir) sind einige Zweifel daran erlaubt, ob die heilige Krippe wirklich hier gestanden hat, wo nun ein silberner Stern im Gewölbe an den erinnert, der ehemals die Könige aus dem Morgenlande auf den rechten Weg brachte. Ich für meinen Teil, wenn ich mir

den Ort von Christi Geburt vorstellen will, denke nach wie vor an den Stall, den Uhde gemalt hat. Kleine sächsische Jungen und Mädel sitzen auf den Sparren seines Daches und singen, mit Hemdchen angetan, aus großen Notenblättern, die von einer Stallaterne erleuchtet werden, deren Wert keiner Preisschwankung des Silbers unterliegt.

Vor der Kirche walteten Anreißer ihres Amtes, die im Dienste der frommen Industrie des Ortes stehen. Sie verarbeitet hauptsächlich Perlmutter, Korallen, Dattelkerne und Stinkstein. Was für die russischen Pilger gemacht wird, ist das Schönste: rohe Holzkreuze mit aufgeklebten Perlmutterplättchen, denen der byzantinische Christus eingeritzt ist.

Lebwohl „Bethlehem Ephrata, die du klein bist unter den Tausenden in Juda"; du hast mich traurig gemacht; denn ich habe dich als Kind in Krippenbildern gesehen, die viel schöner waren, als du bist: gemütlich, innig, bunt: mit Felsen und Wäldern und Bächen; und da waren deutsche Bauern als Hirten mit Schafen, und der Mohrenkönig kam mit seinem Stern gezogen, und es war ein richtiger Stall mit Ochs und Esel, wo Jesus in der Krippe lag.

Welch ein Glück, daß die Künstler, die das Christentum mit ihrer Schönheit verklärten, diese Schönheit aus der klaren Tiefe ihrer Phantasie geschöpft und aus Bildern ihres Lebens zusammengefügt haben, in dem noch ein Abglanz

der Antike war. Wohl ihnen (und uns), daß es damals noch keine Yankeedoodle-Fahrten gab!

Im wirklichen Bethlehem mögen sich immer mehr Theologen ansiedeln; das wahre Bethlehem liegt, ein holdes Märchen, im Herzen der Kinder und Poeten.

Die heiligen drei Könige stehn vorm Haus,
Maria guckt zum Fenster heraus.

„Ihr heiligen drei Könige kommt nur herein,
Es wird schon für euch noch ein Plätzel sein."

Sie gingen gebückt in den kleinen Stall
Und fielen auf ihre Kniee all.

„Wir sind drei Könige, kommen weit her,
Du aber, oh Christkind, bist viel mehr.

Hast gar keine Krone, hast gar keine Zier,
Hast aber ein königlich Herz in dir.

Das wirft den allerhellsten Schein
Und wird die Krone der Menschheit sein."

Die Könige gingen. Maria sann
Und sah aus Tränen ihr Kindel an.

XIX.

Vom Komment; vom umgekehrten Bakſchiſch; vom Rationaliſten Guſtav; von der Moral; von der Sklaverei; vom Ruhm.

Es war ein Sonntag, als wir Jeruſalem verließen. Während ich, vor dem Hotel ſtehend, auf unſern Wagen wartete, kam ein Automobil angefahren. Chriſtus auf dem Palmeſel wird nicht viel feierlicher eingeholt worden ſein, als der im Lederdreß ſtolz am Lenkrade ſitzende Herr mit der Unholdsbrille, der den Lauf ſeiner Maſchine zum Schritt-Tempo abdroſſeln mußte, weil halb Jeruſalem vor ihm herzog. Zwar bemühten ſich ein paar Kawaſſen, das hingeriſſene Volk mit Peitſchen auseinander zu treiben, aber es half nichts. Man rieb ſich den Buckel und ließ ſich den Genuß nicht rauben, vor oder neben dieſem geheimnisvollen Fuhrwerke ſchreiend und armſchlenkernd einherzuziehen. Zwei junge Burſchen kamen aus irgend einem Grunde in Streit und fielen übereinander her. Es ſah aus, als

wollten sie sich gegenseitig die Nase abbeißen. Doch bemerkte ich bald, daß sie eine andere fechterische Absicht hatten: jeder versuchte, dem anderen mit den Fingern in die Nasenlöcher zu fahren. Es sah unbeschreiblich ekelhaft aus, wie es dem einen gelungen war. Der Besiegte kreischte röchelnd auf und warf sich hintüber: das Blut schoß in zwei Strömen aus den Nüstern. Der Sieger wurde beglückwünscht.

Zuschauende Yankeedoodler fanden das „echt orientalisch" und bestärkten sich in der Überzeugung, daß die Bevölkerung des Ostens aus halb Wilden besteht. Wohl möglich, daß sie recht hatten. Nur darf man nicht vergessen, daß auch bei uns recht blutig gerauft wird. Bloß die Technik ist verschieden. — Der Anblick war abscheulich, das ist wahr. Aber ich erinnere mich, oberbayerische Holzknechte gesehen zu haben, wie sie einander Maßkrüge auf den Schädeln in Stücke hauten; das sah kaum anmutiger aus. Doch, es ist richtig: vergleichsweise hatte es etwas Kultivierteres. Es war immerhin eine Art Waffe, mit der der blutige Effekt erreicht wurde, und das ist es, was wir wollen: es soll zwar Blut fließen, aber vermittels eines Instrumentes. Ist dieses Instrument ein Säbel, Degen, Schläger, so finden wir die Sache sogar nobel, — vorausgesetzt, daß Regeln dabei beobachtet werden: daß Komment bei der Sache ist. Indessen,

wer weiß: am Ende vollzog sich auch dieser Kampf um die Nüstern kommentmäßig, und es fehlte uns westlichen Betrachtern nur die Kommentkenntnis. Ich mußte an die südtiroler Bauernmensuren denken, die zwischen Bozen und Meran bis in die sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zwischen Liebesrivalen auf einer bestimmten Anhöhe unter allgemeinem Volkszulauf ausgefochten worden sind. Dabei handelt es sich um Wertvolleres, als Nasenlöcher: es galt, dem Gegner ein Auge auszudrücken, um ihn entstellend für immer zu zeichnen. Dabei ist es streng kommentmäßig zugegangen. Ein ehemaliger Teilnehmer hat es mir genau auseinandergesetzt, welche Griffe erlaubt, welche unerlaubt waren. Und der bäuerliche Ehrenkodex gebot, daß, wenn der Unterlegene nach Verlust eines Auges auf Fortsetzung des Kampfes bestand, der andere darauf eingehen mußte. Verlor im zweiten Gange nun er, so mußte die „Gitsch" (das Mädchen) zwischen zwei Einäugigen wählen. Verlor der zuerst Unterlegene nochmals, so war er halt blind, und der Ruhm des andern doppelt. — Es hat der Polizei viel Mühe gekostet, diesen Komment auszurotten. Und die südtiroler Bauern sind keine Orientalen.

*

Meine Frau verließ Jerusalem mit einem angenehmeren Eindrucke. Nicht allein, daß ich ihr

bei einem Händler neben dem Hotel ein buntgoldenes Brokatkleid gekauft hatte (warum soll ich mit dieser ebenso ästhetischen wie generösen Handlung hinter dem Berge halten? Man kommt nicht alle Tage nach Jerusalem): als sie den Laden verlassen wollte, drückte ihr der Handelsmann auch noch ein hübsches seidenes Tüchlein in die Hand und sagte: „Madame, Bakschisch!" Seitdem hat sie in jedem orientalischen Geschäft, ganz aller Würde bar, beim Abgehen so süß wie irgend eine Orientalin geäugelt und geflüstert: Bakschisch? — Hat aber nur noch einmal, in Konstantinopel, damit Erfolg gehabt, wo sie eine Flasche Rosenöl davontrug, — eine Flasche mit einem Tropfen Inhalt, und dieser Tropfen roch nur ihr gut: Odeur de Bakschisch.

*

Nach Jaffa zurück. Von Jaffa nach Konstantinopel. Eine schöne, ruhige Fahrt unter blau — blau — und noch einmal blauem Himmel. Irre ich nicht, so sahen wir hier endlich die lange ersehnten Delphine. Gustav, der nette Hamburger Junge, der als Leichtmatrose die nautische Aufgabe hatte, unsre Stühle bald da bald dorthin zu stellen, die Geländer abzuwischen, den Boden zu waschen und uns geographische und maritime Aufklärungen zu geben, pflegte diese Tiere Hundsfische zu nennen. Im übrigen wußte er von

ihnen nur zu ſagen, daß ſie wie Kalbsbraten ſchmeckten. Ich ließ ihn bei dieſem Glauben, belehrte ihn jedoch, daß Arion, ein griechiſcher Muſikante, auf ihnen zu reiten pflegte, wenn er die Laute ſchlug. Aber Guſtav erklärte ernſthaft, daß er das nicht glaube. Es werde wahrſcheinlich ein Walfiſch geweſen ſein. Die Hamburger ſind Rationaliſten.

o

Von den Küſten und Inſeln, an denen wir vorüberfuhren, ſchweige ich. Namen ſind Schall und Rauch. Wohl möglich, daß meine Augen Kypros geſehen haben (minder Gebildete ſagen Zypern, ganz Gebildete fügen hinzu: türkiſch Kibris), jenes Eiland, das . . . Genug! Ich bin mit einer Drei in der Geographie vom Gymnaſium abgegangen und wünſche nicht, den Eindruck zu erwecken, als hätte ich einen Einſer gehabt. Den hatte ich nur in der Religion.

Mich intereſſierten auf dieſer Reiſe am meiſten zwei Mädchen.

(Ein vorwitziger Leſer: Welche Note hatten Sie in der Moral, mein Herr? — Antwort: Genügend. Und Gegenfrage: Nennen Sie mir, bitte, irgend einen Menſchen, der darin eine beſſere Zenſur verdiente?! Iſt es nicht vollkommen genug, genügend moraliſch zu ſein? Iſt moraliſche Vollkommenheit unter irgend einem Geſichtswinkel auch nur wünſchenswert? — Und ein Bekenntnis: Ich verdanke meine beſten Mo-

mente, meine auch innerlich reichſten Erlebniſſe den gnadenvollen Zuſtänden, in denen ich ſelber mir nur die Note „kaum noch genügend“ auf dieſem problematiſchen Gebiete zuerkennen konnte. Oh, daß ich mich doch einer ſchlechteren Note würdig erwieſen hätte! Wie viele Erdbeeren liegen mir im Magen, die ich nicht gegeſſen habe, obwohl ſie vor mir ſtanden. — Mein Herr, Sie haben mich aus dem Konzept gebracht, und ich möchte am liebſten gar nicht mehr hineinkommen. Denn dieſes Thema intereſſiert mich ſehr.)

Zwei Mädchen. Sie waren nicht weiter hübſch. Sie waren auch gar nicht elegant. Und ſie waren wahrſcheinlich dumm wie Bohnenſtroh. Aber: es waren zwei Sklavinnen.

— Woher wiſſen ſie das?

Eine Stewardeß hat es mir geſagt.

— Iſt es auch ganz ſicher?

Ich hoffe.

— Pfui!

Warum pfui?

— Die Sklaverei verſtößt gegen göttliches und menſchliches Recht.

Ich beuge mich davor bis zum Erdboden, aber ich ſage im Winkel von 90 Graden das: Dieſen beiden Halbnegerinnen ging es brillant. Die Orientalen ſind ſchon in den älteſten Zeiten ſehr nett mit ihren Sklaven geweſen, und ſie ſind es jetzt erſt recht, wo auch in der Türkei die Sklaverei formell aufgehoben iſt. Man kauft ſie nicht mehr

offiziell; man — kriegt ſie irgendwie. Und, wenn man ſie hat, ſo ſorgt man dafür, daß ſie ſich fortpflanzen. (Wozu es keines tyranniſchen Druckes bedarf.) Und, wenn es ihrer zu viel werden, ſo gibt man den Überſchuß weiter, ſodaß ſie alſo ein anderer — kriegt. Aber überall werden ſie aufs beſte gehalten. Und ſie haben gar nicht den Wunſch, „frei" zu werden. Sie haben nicht den Wunſch, aufkündbare Dienſtboten zu ſein, die plötzlich einmal mit dem Bündel in der Hand vor der Türe ſtehen. Sie gehören zur Familie, ſind als Willenloſe geboren, um als Sorgenloſe zu leben und zu ſterben. Für Orientalen iſt das ein ſehr angenehmer Zuſtand. Fällt aber einmal der Funke höheren Menſchengefühls in ſo eine Seele, dann darf ſie ſicher ſein, daß kein Herr ſie zwingen will. Denn ſo dumm ſind Orientalen nicht, daß ſie Unzufriedenheit in ihren Kreis zwingen.

Mit anderen Worten: man kauft keine Sklaven mehr: man züchtet welche. Aber auf gelindeſte Art. Es iſt das die orientaliſche Löſung der Dienſtbotenfrage: frei von aller Phraſe, gewiß nicht ideologiſch, aber vernünftig und für dieſe Völker probat.

(Das weiß ich aber nicht von der Stewardeß, ſondern aus orientaliſcher Quelle.)

Wenn es meine Leſer beruhigt, ſo darf ich demnach hinzufügen: ganz richtige Sklavinnen waren die beiden ſchokoladenfarbigen Mädchen alſo nicht; aber *eigentlich* waren ſie *gewiß* welche.

Sie gehörten zu einem vornehmen alten Türken, deſſen Frau und Enkelin ſie nach Konſtantinopel begleiteten. Der alte Herr ſtellte die vier unter den Schutz und die Obhut meiner Frau, doch bekamen wir immer nur die beiden Dienerinnen (um das anſtößige Wort zu vermeiden) und ihre kleine Gebieterin zu ſehen. Die alte Dame blieb gänzlich unſichtbar und lag, nach der Ausſage der Stewardeß, immerzu im Bett. Das war den beiden Mädchen gerade recht, denn nun durften ſie, wie Guſtav ſich undelikat ausdrückte, die „Klappe hochziehen", d. h. die Verſchleierung bloß noch als Mittel zur Koketterie benutzen. Und ſie kokettierten allerliebſt mit ihren verliebt neugierigen Kinderaugen und ſchwatzten und plapperten und kicherten, daß es eine Art hatte. Zu meiner Frau ſchienen ſie eine beſondere Zuneigung gefaßt zu haben. Schade nur, daß ſich die mit ihnen nur durch Lachen verſtändigen konnte. Alle vier (auch die Kleine war von der Partie) ſtanden oft zuſammen und ſchrieen vor Vergnügen. „Was macht ihr denn?" fragte ich zuweilen. „Du ſiehſt es ja," antwortete meine Frau: „wir lachen uns tot."

Ich hätte gar nichts dagegen gehabt, wenn uns die alte Madame die beiden zum Andenken geſchenkt hätte. Aber meine Frau meinte ſehr richtig: Bei uns werden ſie doch bloß Dienſtboten, und dann ärgert man ſich tot, ſtatt ſich tot zu lachen.

Das ist der Unterschied zwischen Okzident und Orient auf diesem Gebiete.

Als wir im Hafen von Konstantinopel festmachten, erfuhr mein Selbstgefühl eine bedrohliche Blähung. Ich wollte eben in die Dampfbarkasse steigen, da näherte sich mir höchst respektvoll ein Mann mit weißem Henriquatre und sprach in einem Französisch, dessen akademische Richtigkeit ich nicht kontrollieren kann; „Mein Herr, ich habe die Ehre, Sie in Konstantinopel zu begrüßen. Lesen Sie dies!" (Er drückte mir ein französisches Blatt in die Hand.) „Ich bin der Verfasser des Artikels, der glücklich ist, der europäischen Kolonie Konstantinopels die Ankunft eines Dichters bekannt geben zu dürfen, dessen Ruhm auch am Goldenen Horn leuchtet."

Teufel, dacht ich mir, das fängt gut an. Dieser Literarhistoriker hält mich für einen Kapitalisten.

Aber ich hatte dem Herrn unrecht getan. Er litt bloß an Stoffmangel und hatte keine bösen Absichten. Mein Name in der vorangeeilten Passagierliste hatte ihm einen Artikel über den Lustigen Ehemann eingegeben.

„Lieblich tönet des Ruhms lockender Silberklang" zitierte ich (vermutlich nicht ganz richtig) den Ahnen Klopstock und fuhr mit dem Gefühle, Lorbeer über meinem Lordshut rascheln zu hören, zum Landungskai.

Dort rutschte ich auf einer Apfelsinenschale aus und fiel lang hin.

XX.

Notizen der Pflichtvergeſſenheit in Konſtantinopel und Anmerkungen über Abdul Hamid.

„Konſtantinopel — 88 Stunden Aufenthalt!“ (ſagte das Reiſebüro).

„Iſt das nicht ein bißchen zu knapp?“ (fragte ich).

„I wo,“ (meinte ein kluger Mann, der in der Nähe ſtand), „was wird es denn viel zu ſehen geben? Wieder Baſare und Moſcheen. Und die hab ich ſchon dicke.“

„Ecco!“ (meinte der Geiſt Alfred Kerrs, der mich eben umſchwebte).

Ich rechnete aus, daß von den 88 Stunden ein Drittel für Schlaf abgegeben werden müſſe, ein Drittel für Verdauung des Genuſſes. Demnach fand ich, daß in der Tat recht wenig übrig blieb für dieſe Weltſtadt. Und ich fragte mich, ob es nicht am Ende das geſcheiteſte wäre, diesmal zu ſtreiken.

Aber wir hatten ſchon die Tickets gelöſt,

und so blieb uns offenbar nichts andres übrig, als unsre Pflicht zu tun.

Sie zerfiel in zweierlei: Wanderungen mit Dragomans und Fahrten mit Kutschen. Geschlafen wurde diesmal auf dem Schiffe. Auch die meisten Mahlzeiten wurden hier eingenommen.

So das Programm: die Pflicht.

Aber der Himmel hatte diesmal Besseres mit uns vor. Er sandte uns Herrn Dr. Laßwitz, den Korrespondenten des Berliner Tageblattes, und mit diesem und seiner liebenswürdigen, munteren Gattin haben wir die meiste Zeit in Konstantinopel aufs angenehmste verbummelt und verplaudert: pflichtwidrig zwar, aber genußreich. Da wir auf diese Weise von Stambul, Pera und Galata auch noch mehr gesehen haben, als wenn wir unsere Pflicht getan hätten, so stellt sich die Folgerung ein, daß es zuweilen lohnender ist, seine Pflicht zu versäumen, als sie zu erfüllen.

Abends machte ich mir immer ein paar Notizen über das, was wir gesehen hatten, und ich will diese hierher setzen, gleichsam zum Danke dafür, daß ich einmal auf dieser Reise Muße und Stimmung fand, Notizen zu machen.

1. Die alte Brücke.

Kein Gedränge: ein Menschengeschiebe. Das Fremdartige in Sprache und Aussehen dieser

Menge bringt es mit ſich, daß man die Leute alle typiſch nimmt. Das vereinfacht die Impreſſion quasi ſhakeſpeariſch: Das Leben als Komödie. Manchmal tritt eine Solofigur unter die Maſſe. So: ein kaiſerlicher Eunuch: ſehr fett, ſehr prächtig, ſehr hochnäſig. (Recht begreiflich, daß die Hämlinge den Kopf nicht hängen laſſen.) — Die Soldaten treten frech auf: große Leute, derb einherſchreitend. Sie ſcheinen viel Neigung zum Schubbſen zu haben. Wohl Atavismus aus der Leibgardenzeit her: Platz da, Geſindel! — Es werden große Mengen von Blumen feilgeboten. Aber ſie ſtammen aus Treibhäuſern. Denn hier iſt es winterlich im Vergleich mit Ägypten, und auch nach Syrien wirkt die Temperatur recht unlenzlich.

2. Agia Sophia.

Enttäuſchung. Ich hatte Eindrücke à la Ravenna erwartet: Byzanz in ſeiner Pracht. Aber dieſe ſcheußlichen Reformierten des Oſtens haben ja die Moſaiken übertüncht. Dafür hängen rieſige Schilde mit Sprüchen herum: Blechſchilde. Mohammed war ein rationaliſtiſcher Blechſchmied; ſeine Phantaſie ging nicht über das Geſchlechtliche hinaus (der Himmel als Harem). Vielleicht hat er die Abbildung menſchlicher Figuren verboten, weil er ſich, wie unſere Mucker und

Moralstänker, vor weiblichen Akten fürchtete. Möglich, daß er im Sinne seiner Rasse vernünftig gehandelt hat. Diese Leute hier scheinen allerdings keine sinnliche Kunst vertragen zu können: sie sind zu geil. Ich hörte, daß Türken einander beglückwünschen, wenn ihre Söhne (je früher, je erwünschter) „Frühlings Erwachen" betätigen. (Die Töchter dagegen dürfen das beileibe nicht. Sie haben das Warten zu lernen. Der Sinn der Vielweiberei ist, viele Warterinnen bereit zu haben.) Der Sultan soll in puncto puncti ein sehr echter Türke sein. Alle seine Tücken führt man darauf zurück, daß er sich nach dem Status quo ante zurücksehnt. Die Engländer sagen, seine Deutschenfreundlichkeit führe sich auf den deutschen Professor zurück, der ihn wenigstens etwas reaktiviert habe. (Das kann mehr als ein Witz sein. In früheren Zeiten haben auch manchmal Kantharіden eine Rolle in der Politik gespielt. Die Politik ist die Kunst, Machtfaktoren zu lenken. Warum sollte das nicht auch mit medikomechanisch applizierter Elektrizität geschehen?) — Eine Türe dieser Moschee soll vermauert sein, weil von ihr die Sage geht, durch sie werde ein christlicher Kaiser in die Agia Sophia einreiten. Diese Türe ist ziemlich nieder. Aber ein Kosakenpferd könnte gerade noch durchkommen. — An der Pforte dieser, wie aller hiesigen Moscheen, steht ein Kodakspitzel, der das Amt hat, photographische Apparate zu

erluchſen und abzunehmen. (Man darf hier überhaupt nicht photographieren. Und das iſt gut ſo.)

3. Der Eiermarkt.

Abend. Dunkel. Keine Laternen. Aber viele pyramidiſche Lichtkegel von gelblicher Farbe: Eierhaufen, hinter denen Lichter ſtehen. Dazu die beleuchteten Geſichter der Händler und Käufer. Wäre etwas für Menzel geweſen.

4. Nächtlicher Gang.

Eine Straße, die einmal eine Treppe war. Jetzt iſt ſie wie ein Bergſteig in Tirol. Nachtwächter ſchreiten durchs Dunkel und ſtoßen mit ihren Keulen auf. Lumpenſammler wühlen mit Haken in Abfallhaufen herum, den armen Hunden Konkurrenz machend. Sie tragen Papierlaternen. — Man kommt ins Viertel der Liebesſpelunken. Düſtere Kaffeehäuſer. Im erſten Stockwerke Tingeltangel. Aus einem Bordell fliegt ein Matroſe heraus. Hinter ihm her ſeine Stiefel. Eine gräßliche Perſon im roten Flanell-Schlafrocke der deutſchen Hausfrau erſcheint und ſchimpft. „Aber die Liebe!“

5. Der alte Hund.

Vor der Soliman-Moſchee ſtand ein alter halbverhungerter Hund und ſah jeden Ein-

tretenden flehend an. „Er bettelt," sagte ein kleiner Judenjunge; „er hat keine Zähne mehr. Die anderen Hunde lassen ihn nicht mehr in sein Viertel. Er steht immer hier und sieht die Leute an. Manchmal hat er Glück . . . Soll ich ihm Brot holen?" Wir gaben dem Jungen Geld. Der brave Bursche lief und holte Brot. (War selber ein armer Teufel.) Der alte Hund nahm's, leckte es weich und fraß, dankbar die Rute bewegend. Dann legte er sich in einen Winkel und schlief auf der Stelle ein. Der Hunger wird ihn wecken. Und so fort: Hunger, Schlaf, Hunger, Schlaf, bis er einmal gar kein „Glück" mehr hat. Dann wird einmal der Hunger endgültig dem Hungern ein Ende machen. — Und es gab eine Zeit, da biß er die alten aus dem Viertel. Vielleicht träumt er von diesen schönen Zeiten. — Ich begreife es wohl, daß die Menschen darauf kamen, sich einen Gott einzubilden, und das ist gewiß ein Beweis von Gestaltungskraft, von Kunst. Aber ich habe mehr Respekt vor Denen, die diesem Gotte die Attribute des Zorns, der Rache, der Bösheit gaben, als Denen, die ihn einen guten Mann sein ließen. Der „allgütige" Gott ist ein recht problematisches Kunstwerk. — (Was gibt es greulicheres in der Kunst, als den süßlichen Kitsch, den sich das gedankenlose Behagen der Mediokrität über das Schlummersofa hängt?)

6. Der Buchhändler vor der Taubenmoſchee.

In der Nähe der Taubenmoſchee ſind Stände von Händlern mit Büchern und religiöſen Gegenſtänden. Darunter fielen mir beſonders Schriftbilder auf: ſchön geſchriebene arabiſche Schriftzeichen, deren Verwendung zu bildartigen Kompoſitionen mir bewies, daß der Trieb zum Bilde auf Umwegen ſelbſt bei den gläubigſten Muſelmanen zum Durchbruch kommt. Auf einem der Blätter war ein Koranſpruch ſo geſchrieben, daß das Ganze wie ein Kahn mit Rudern ausſah, hinten eine Fahne; auf einem anderen erblickte man einen Kelch aus Schriftzeichen. — Dieſe beiden Blätter wollte ich kaufen. Ich wies auf ſie hin und zog meine Börſe. Der Händler ſah mich verächtlich an, zog die Brauen hoch, hielt einen Finger an den Mund und gab eine Art Ziſchen von ſich, nicht anders, als ob er mich wie eine Mücke fortblaſen wollte. Ich verſtand durchaus, ſtellte mich aber dumm und legte ein paar Silberſtücke auf den Tiſch. Der Händler ſchob ſie leiſe mit dem Rücken der Hand von ſich und betrachtete ſeine Fingernägel mit großem Intereſſe. Da dilettierte es mich, den Verſucher zu ſpielen: Ich legte ein Goldſtück hin. Und ſiehe: der Händler erhob ſich, nahm die Bilder und — ſchob ſie unter den Tiſch. Hinter mir kollerte beifälliges Gemurmel hin und her in einer Reihe

frommer Beobachter des erbaulichen Schauspiels. Ich ward zum begoſſenen Pudel und entfernte mich ziemlich raſch. Die Abfuhr war unanfechtbar.

Trotzdem erſchwang ich mich zu der Objektivität, dieſem geſinnungstüchtigen Islamiten und Traktätchenhändler meinen Reſpekt zu zollen. Karl Schüler auf der Maximilianſtraße zu München, ſagte ich mir, gewiß ein vortrefflicher Chriſt, würde nicht den geringſten Anſtand nehmen, auch dem eifrigſten Leugner Gottes ſämtliche Heiligtümer ſeiner Religion auszuliefern, ſoweit ſie ſich im Sortimentsbuchhandel befinden, und er würde dies ſchon zu dem ordinären Preiſe tun. Dieſer hier dagegen iſt ſo fromm, daß er lieber das vierfache des Wertes dieſer Spruchornamente zurückweiſt, als daß er ſich mit der unerträglichen Vorſtellung belaſtete, ſie im Beſitz eines Gjaurs zu wiſſen. Welch ein Sortimenter! Seine deutſchen Kollegen mögen klüger als er ſein, und ſie ſtehen mir näher (denn was täte ich, wenn ſie meine Bücher nicht ſo fleißig verkauften?), aber das muß ich ſagen: gegen Verſuchungen der von mir angewandten Art ſind ſie durch keine Frömmigkeit gewappnet.

Als ich das aber dem konſtantinopolitaniſchen Vertreter des „Berliner Tageblattes“ erzählte, da lächelte dieſer ſchlechte Menſch (nein: er grinſte) indem er alſo ſprach: Morgen

haben Sie die Bilder, genau die gleichen und von demſelben Islamiten. Ich ſchicke Hornſtein, mein Faktotum. Das iſt zwar ein Jude, und der Händler kennt ihn als ſolchen: aber — er trägt einen Fes. Der Buchhändler hat nur das Dekorum gewahrt. Er würde den Bart des Propheten an Gjaurs verkaufen, aber ſehen darf man's nicht.

Und richtig: ich habe die Bilder gekriegt.

7. Die Spieldoſe.

Doktor Laßwitz führte uns heute in Verſuchung, nämlich in das größte Lager orientaliſcher Waren von Konſtantinopel, zu . . .*)

Hier konnten wir uns einen Begriff von der Pracht machen, mit der ſich orientaliſcher Reichtum einmal umgeben hat, denn das Warenhaus enthält außer modernen Arbeiten vornehmlich antike Sachen, die früher reichen türkiſchen Familien gehört haben. Es ſind pompöſe Stücke darunter, Sultansgeſchenke. Verlockt hätten uns dieſe nun freilich nicht. Sie ſind allzu prächtig und überladen. Was ſollten wir z. B. mit einer Tiſchdecke anfangen,

*) Ich habe leider den Namen nicht aufgeſchrieben und den Baedeker nicht zur Hand. Um meiner Leſer und Leſerinnen willen, die einmal nach Konſtantinopel reiſen, würde ich ihn gerne nennen, denn man kann eher den Beſuch von ein paar Moſcheen auslaſſen, als den dieſer Firma.

die mit Edelsteinen inkrustiert ist? Es ist nicht nach meinem Geschmacke, fortwährend an Diamanten, Rubinen, Smaragden und was weiß ich hängen zu bleiben, wenn ich vom Tische aufstehe. Ich lasse alle die pomphaften Herrlichkeiten beiseite und notiere nur ein winziges Dingschen, das mir wie ein Spielzeug aus Tausendundeiner Nacht in der Erinnerung geblieben ist: eine Spieldose. Sie stammt aus dem achtzehnten Jahrhundert und ist französische Arbeit, aber eigens für den türkischen Hof gefertigt, wo die Damen eine besondere Freude an diesen Dingen gehabt haben sollen. Ich begreife das, denn diese Spieldose ist nicht bloß kostbar und ein kleines mechanisches Kunstwerk, sondern sie hat auch ästhetischen Wert und poetischen Reiz. Auseinanderlegen läßt sich das freilich schwer. Es ist eine kleine Schatulle, nicht größer als eine Schnupftabaksdose, emailliert und mit Gold und Edelsteinen geschmückt. Drückt man auf einen Knopf, so klappt der Deckel auf, und es erscheint ein winziger Vogel aus bunter Emaille, nicht viel größer, als eine Biene. Dieses bunte Vögelchen beginnt sogleich mit den Flügeln zu rappeln, dann hebt es das Köpfchen mit den Edelsteinaugen und tut den goldenen Schnabel auf. Und beginnt, flügelschlagend, köpfchendrehend, zu singen: ganz, ganz fein und zart: wie ein Traum von Vogelsingen, kaum hörbar, und doch nicht dünn,

kümmerlich, ſondern bei aller Zartheit voll und ſchmetternd: ganz im Verhältnis zur Größe des Figürchen. Der Eindruck iſt keineswegs bloß niedlich; ſo winzig das Ganze iſt: es ergreift.

Sofort ſtellen ſich Aſſoziationen aus der Phantaſie des Märchens ein, ein bißchen ſentimental: vom eingeſperrten Vogel, der eigentlich eine ſchöne Prinzeſſin iſt, — in der Art etwa. Aber damit geht etwas Symboliſches zuſammen, etwas ganz tief Rührendes: ſanft, wehmütig, ergeben. — Und dann denkt man natürlich auch an die ſchönen Frauen, die ſich am Geſange dieſer künſtlichen Seele erfreuten, an Frauen mit kindlich abfallenden Schultern, tiefſchwarzen, aufgelöſten Haaren, karminrot geſchminkten Lippen, dunkelumrandeten, ſchwarzen Augen, deren Aufſchlag wollüſtig und ſanft iſt: gut und heiß. Ihre Brüſte drängen ſich aus dünnen Schleiern, gelblichroſa wie Teeroſenknoſpen, und ihre Seufzer . . . Ewiger Himmel! Ich dichte eine Lithographie „Odaliske" aus den vierziger Jahren. Nein, nein: das Vögelchen war beſſer. Ich erreiche heute die Kunſt dieſer Spieldoſe nicht. — Gute Nacht, Vögelchen! Gute Nacht, Fatima! Morgen geht's vielleicht beſſer.

8. Der Kelim.

Ich habe einen Kelim gekauft. Von Teheran bis Wurzen kommt ihm keiner gleich. Er

hat ein Lachsrot, daß man allen Feinden jede Gehässigkeit, mehr: jede Dummheit verzeiht, sieht man dieses Lachsrot an. (Aber es ist gar nicht lachsrot. Die deutsche Sprache hat kein Wort für diese Farbe. Vermutlich muß man persisch lernen, das Wort dafür zu finden. — O Hafis! Auch dich wollte ich einmal in der Ursprache lesen! Ach, was wollte ich nicht alles!) Anderseits kann man aber auch sehr lasterhaft werden, wenn man diesen Kelim ansieht. Lasterhaft? Unsinn: Gelüstig sollte es heißen. Und das hat mit dem Komparativ von Last gar nichts zu tun, sofern nur die Sinne ihr gutes Gewissen noch nicht verloren haben. Und das ist es eben, was dieser Kelim vermag: er predigt die Schönheit der Wollust, er verführt zur Lust an allem Schönen, er ist wie eine Fahne der Lust an allem, das dem Leben Schwung, Tiefe, Feuer gibt. Also auch der Lust am Weibe. Sein orangen-glühendes Rosa (nein, es gibt kein Wort dafür) ist Kuß, Umarmung, Hingeben, Hinnehmen, Vergessen und Erfahren. Theodora, als sie noch nicht Kaiserin war, sondern unschuldig: eine Tänzerin der Lust, fühlte die sanfte Glut dieser persischen Farbe unter ihren Füßen, und Thais, die Seiltänzerin, die auf Darmsaiten schwebte, daß man glaubte, sie schritte in der freien Luft, sah diese Farbe unter sich, wenn sie, wie eine goldene Statue, nur mit Schaumgold bedeckt, unter dem blauen Himmel von

Byzanz ihre Künſte zeigte. — Himmelblau iſt auch in meinem Kelim; dann Schwarz; auch gebliches Grau, und dunkel-dunkel-dunkelblau iſt ſeine gezackte Einfaſſung. An Figuren enthält er zwei wunderliche Gebilde: gleichſam Pyramiden, die in Geierköpfen enden.

Es iſt nicht der mindeſte Zweifel daran erlaubt, daß dieſer Teppich aller Teppiche vor undenklichen Zeiten von einer wunderſchönen Perſerin eigens für mich gewoben worden iſt. Natürlich hat er inzwiſchen anderen Leuten gehört, darunter ganz gewöhnlichen Menſchen, die nicht die mindeſte Ahnung davon gehabt haben, was ſeine Grundfarbe bedeutet, aber erſt jetzt iſt er in die richtigen Hände gekommen. Wäre er nicht zu ſchön, um in der Erde zu verfaulen, würde ich beſtimmen, daß man meine Leiche einmal darein hüllen ſoll. Denn kurz und gut, ich liebe ihn, und er hat bloß 60 Pfund türkiſch gekoſtet. (Reiß auf dein Maul, o Neid, und zeig die gelben Zähne!)

9. Der Trödelmarkt.

Wenn ich in Konſtantinopel lebte, würde ich die meiſte Zeit im Baſar der Trödler verbringen. Der hieſige Trödlermarkt iſt noch herrlicher als die Auer Dult zu München, — und das will viel heißen. Orient und Okzident ſind hier nicht zu trennen. Man findet ſie

eng beieinander. Die Stadt ist ja international, und international ist auch der Dalles, der zuweilen den Gang zu einem Manne gebietet, der für eine alte Hose ein paar Kupfermünzen übrig hat. Alles findest du hier, o Wanderer, sowohl das, was der Osten, wie das, was der Westen abgelegt hat. — Uns reizte natürlich das Östliche mehr, und wir schleppten, von Frau Dr. Laßwitz glänzend geführt, erstaunliche Kuriositäten zum Yankeedoodle. Ich erwähne: eine persische Fruchtschale aus Porzellan mit Bronzefüßen; eine türkische Patronentasche aus einem undefinierbaren Metall, das sich bei näherem Hinsehn als nicht Silber herausstellte; ein paar türkische Damenhosen mit Stickerei; eine Art Pappreliefmit den bunten, lackierten Figuren persischer Dämonen; einen Haremsspiegel, hinten wiederum aus jenem Metall, das sich usw.; einen türkischen Rosenkranz aus Perlmutter. (Anmerkung: Fast alle Männer im Oriente, ausgenommen die, die schwer zu arbeiten haben, beschäftigen sich rastlos damit, diese Ketten durch die Hände gleiten zu lassen. Ich fragte einmal, ob dies aus Frömmigkeit geschehe? Nein, war die Antwort, es geschieht, weil man sonst fortwährend Zigaretten rauchen würde.) — Übrigens ist der Basar der Trödler hier, auch wenn man nichts kauft: nur schaut, ein genußreicher Ort: sicherlich der malerischeste Basar, den wir gesehen haben. Das clair obscur, das in ihm herrscht,

kommt den Trödlern sehr zugute, da es allen Gegenständen etwas reizvoll Ungewisses verleiht und eine genauere Prüfung erschwert; aber es bekommt auch dem Gesamtbilde gut. Was en plein air als Gerümpel wirken würde, als hartes Nebeneinander von Farben und Formen, wird durch eine Art feuchten Brauns in einen prachtvollen, vornehmen Gesamtton gebracht.

10. Bosporusfahrt.

Rechts Asien, links Europen,
Den blausten Himmel oben,
Grün unter dir das Meer:
Mach auf die Augen, schaue
Ins Grüne, Weite, Blaue
Rings über, unter, um dich her!

Hat man außerdem angenehme Reisegenossen wie wir, mit denen sich gut plaudern läßt, weil man einander versteht, so kann es keine schönere Lustfahrt geben, als im Bosporus. Uns fehlte zwar das richtige Bosporus-Wetter, denn der blaueste Himmel meiner Reime umzog sich bald, aber das genierte uns wenig. Ich nahm Dr. Laßwitzens historische Exkurse dafür, der schon von Metiers wegen alles wissen muß, was hier rechts und links jemals passiert ist, und es sehr schön zu erzählen weiß als Sohn eines Dichters und selber Poet. Frau Dr. Laßwitz machte ihrem

Gatten Konkurrenz, indem sie von den Schlössern, Villen, Gärten am Bosporus berichtete, und wie angenehm es da zu wohnen sei im Sommer. Seitdem werde ich den Wunsch nach einer Sommerfrische bei Konstantinopel nicht los. Aber ich werde bald versuchen müssen, ihn mir zu erfüllen, denn ich habe die bange Ahnung, daß es schon nächstens Mode werden wird, im Sommer an den Bosporus zu ziehen. Oh, daß die Jungtürken mir einen Pavillon des erledigten Sultans einräumten! Ich würde mich zum Danke dafür gerne verpflichten, der Liberalisierung und Verwestlichung des Osmanenreiches nicht das geringste in den Weg zu legen, ja ich würde mir sogar Mühe geben, daran zu glauben.

*

Der aufmerksame Leser hat sofort bemerkt, daß diese Zeilen unmöglich aus jenem Notizbuch stammen können, dem ich mich während unseres Aufenthalts in Konstantinopel anvertraut habe. Denn damals ahnte noch kein Mensch, außer den Jungtürken (vielleicht!), daß Abdul Hamid so bald aus Yildiz Kiöschk nach Saloniki verschwinden würde. Ich selber bin noch sein Gast gewesen, habe seine Zigaretten geraucht, seinen Kaffee getrunken, seine kandierten Pflaumen gegessen. Es ist der reine Zufall, daß ich dafür keinen Orden gekriegt habe, denn vorher ist dies für genau die gleichen Ver-

dienſte oft genug geſchehen. Der Kapitän des Yankeedoodle und der junge Herr, der als Vertreter der Onkel Sam-Michel Linie die Reiſe mitmachte, haben den Hals-Medjidje noch glücklich erhaſcht, obwohl ſie damals nicht einmal getan haben, was ich getan zu haben mich ſoeben rühmen durfte. Iſt das Gerechtigkeit? Bin ich dafür von Hotelportier zu Hotelportier gelaufen, mir einen Zylinderhut zu borgen (Leihgebühr zwei Pfund!)? Habe ich mich dafür zum Geſpötte meiner Frau gemacht, indem ich eine verbeulte, gleichſam rhachitiſche Tube trug, die mir das Anſehen eines betrunkenen Waſſerkopfes verlieh? Habe ich deshalb zehnmal aus ihrem Munde hören müſſen: Siehſt du nun, daß ich recht hatte? (Ich verweiſe auf die Stelle, die von der ahnungsvollen Abſicht meiner Vorſehung handelt, meinen Zylinderhut einzupacken.)

Meiner Seel: Ich war heftig empört, als den genannten Herren der Medjidje zum Halſe heraushing, und ich hatte ihn nicht einmal auf dem Frackaufſchlag. Und da mußte mir auch noch ein Matroſe in den Weg laufen, der ſich mit zwei Ordensſchleifen brüſtete (es war irgend ein Feiertag). „Wie", rief ich ihn an, „kommen Sie zu dieſen Würdezeichen! Wo, wann, von wem erhielten Sie ſie wofür?" Der gute Hamborger lächelte geringſchätzig: „Das eine Dings hab ich mal in Athen gekriegt. Da brannte es, und wir rückten zum Löſchen aus. Wie wir ankamen, war's aber ſchon alle mit dem

Feuer. Na, den Orden haben wir trotzdem gekriegt. An dem andern bin ich aber noch unschuldiger. Da war ich bei der Kriegsmarine, und unsre Schiffskapelle mußte beim Sultan ein Konzert geben. Ich wurde zum Notentragen kommandiert, und wie der liebe Gott den Schaden besah, da hatten sie mich mit abgezählt, und ich hatte den Medjidje weg. Und nun werde ich an allen Fest- und Feiertagen wegen meinem Griechen und Türken verhohnepiepelt."

So also geht's in der Welt zu! Man verliert alle Lust, sich Verdienste zu erwerben.

*

Ehe ich zu meinem Besuch beim Sultan komme, muß ich noch erwähnen, daß der Kapitän des Yankeedoodle sich am Schlusse der Bosporusfahrt zu einer freiwilligen Zugabe herbeiließ: er fuhr einen kleinen netten Bogen im Schwarzen Meer. Ich fand das symbolisch für diese Art zu reisen. Viel anders als im Schwarzen Meere waren wir ja eigentlich auch anderswo nicht gewesen. Aber: wir waren dagewesen! (Erinnert man sich an den berühmten Ahnherrn der modernen Touristik, der überallhin mit einem Topf voll roter Farbe ging und mit einem Quastpinsel an Fels und Gemäuer schrieb: „Dagewesen. Kieselack"?)

Übrigens führt das Schwarze Meer seinen Namen in der Tat: es ist wirklich schwarz.

Die blaue Donau ſollte ſich ein Beiſpiel an ihm nehmen.

o

Zum Sultan kam ich durch Vermittlung des Botſchafters der ſiebenten Großmacht: der Preſſe, den man in Konſtantinopel kurzweg den ſiebenten Botſchafter nennt. Es iſt dies der älteſte europäiſche Zeitungs-Korreſpondent am Goldenen Horn, Herr Weiß, der die „Frankfurter Zeitung" vertritt. Ich hoffe ſehr, daß dieſer geſcheite und erlebnisreiche Mann einmal ſeine Memoiren ſchreibt. Niemand weiß wie er Beſcheid über die Verhältniſſe in Konſtantinopel unter Abdul Hamid; niemand kennt die Schliche alttürkiſcher Politik beſſer aus eigener Erfahrung als er. Daß ſelbſt ihn die jungtürkiſche Bewegung überraſcht hat (denn ſonſt wäre unſer Botſchafter von ihr nicht überraſcht worden), beweiſt am ſtärkſten, wie heimlich und ſicher dieſe Verſchwörung gearbeitet hat.

Ich habe mir während des Diners, das er uns im Perahotel gab, aus anekdotiſchen Einzelzügen ein gutes Bild alttürkiſchen Weſens zuſammenſetzen können und bin wenigſtens zu einem annähernden Begriffe deſſen gekommen, um welche Probleme es ſich heute für die okzidentalen Mächte gegenüber der Vormacht des Orients handelt. Die jungtürkiſchen Erfolge haben dieſe Probleme wohl nicht weſentlich alteriert, aber die Poſition Deutſchlands

ſcheint durch ſie verrückt. Der Hebelpunkt, dem wir am nächſten ſaßen, iſt durch einen erſetzt, dem andere näher ſind, als wir . . . Ich glaube, der Freiherr Marſchall von Biberſtein wird jetzt ſeltener und nicht mehr mit der gleichen Seelenruhe am Klaviere phantaſieren, wie zu Abdul Hamids Tagen. Das tut mir leid, denn der alte, ein wenig an Bismarck erinnernde Herr hat mir nicht nur den Eindruck eines wirklichen Staatsmannes von repräſentativer Linie, ſondern auch eines liebenswürdig bedeutenden Menſchen von wirklicher Kultur gemacht.

Herr Weiß war ſo freundlich, mir bei ihm eine Einladung zum Beſuche des Selamliks zu verſchaffen, die damals ſehr ſchwer zu erlangen war. Die Attentatsfurcht Abdul Hamids war ſo groß, daß jeder Botſchafter eigentlich nur fünf Angehörige ſeiner Nation mitbringen durfte, und dieſe Zahl war bereits überſchritten, da ſich unter den Yankeedoodlepaſſagieren eine Anzahl höherer deutſcher Beamter befand, die ihren Zylinder ſchon mitgebracht hatten. Trotzdem erhielt ich die Karte, und, da ich ſchließlich auch den Zylinder erhielt, ſo durfte ich mich im deutſchen Botſchaftspalais einfinden, um mit dem Botſchafter zum Selamlik zu fahren.

Ich hatte nicht allein den weitaus ſcheußlichſten Röhrenhut, ſondern auch den abſcheulichſten Wagen der erlauchten Geſellſchaft. Zum Portale des Berliner Schloſſes wäre ich mit dieſer ſchmierigen Klapperkarrete gewiß

nicht gelangt. Zum Pavillon der Botschafter in Yildiz-Kiöschk kam ich indessen unbehindert. Da ich mich nie zuvor im Gefolge eines hohen Würdenträgers befunden habe, (und da ich auch noch nie meinen Kopf mit dem Zylinderhut eines Hotelportiers bedeckt hatte, dessen Kopfweite der meinen um einige Zentimeter nachstand) so war ich etwas nervös und sehnte aufgeregt den Moment herbei, wo ich wirklich unter Dach und Fach und in der Lage wäre, diese lächerliche Tube abzunehmen. Ich gedachte, sie schon im Vorraume weit von mir weg zu tun, wurde aber bedeutet, daß ich sie bei mir behalten müsse. Der Zylinder galt offenbar als okzidentaler Passepartout. Ich suchte ihn nach Möglichkeit zu verbergen, ließ den Botschafter nicht aus den Augen und gelangte unangefochten in das Staatszimmer des Pavillons. Freiherr von Biberstein ließ sich seine Schutzbefohlenen vorstellen und riet uns, auf eine Terrasse hinauszutreten, um das Ganze besser übersehen zu können. Dort mußte ich mich zu meinem Schmerze auch wieder mit der fremden Röhre schmücken, da dies ausdrücklich verlangt wurde. Auch wurden wir bedeutet, beim Nahen des Sultans jede heftige Bewegung zu vermeiden, insonderheit den Zylinder nicht etwa mit einem heftigen Schwunge abzunehmen, da das einen Bombeneindruck machen könnte.

Ich stand kaum an der Brüstung der Terrasse,

als ich fühlte, daß jemand hinter mich getreten war. Ich sah mich um und blickte einem Herrn ins dunkelfarbene Antlitz, der zwar auch einen Zylinder trug, jedoch zuverlässig kein Okzidentale war. Aber nicht nur ich warf diesen Schatten; auch die höheren Beamten waren nicht frei davon. Und ich merkte, daß wir unter polizeilicher Aufsicht standen.

Das war mir aber nicht etwa unangenehm. Im Gegenteil: ich freute mich darüber. Denn mein Leibspitzel trug einen Zylinder, neben dem der meine halbwegs normal wirkte.

Nun entwickelte sich das militärische Bild des Aufmarschs der Truppen, das schon unzählige Male in allen Zeitungen mit der ganzen Farbigkeit des Stiles abgemalt worden ist, den ein Aufenthalt im Oriente eingibt. Ich kann nur sagen, daß mich die türkische Infanterie an den Aufzug der Wachtparade in München erinnerte. Dasselbe Blau, dasselbe Rot, derselbe Tritt, derselbe Schmiß; nur statt der Pickelhauben der Troddelfes. Und dann, ja: einige der Offiziere waren rosarot und weiß geschminkt. Das tun die Herren vom Leibregiment in München nicht. Nun, es tun es auch in Konstantinopel nur die Kaiserlichen Prinzen. Man zeigte mir den Lieblingssohn des Sultans. Es war ein hübscher Mensch. (Jetzt ist er außerdem ein unglücklicher.)

Musik. Bewegung in den Massen. Kommandorufe. Plötzliches Erstarren der Solda-

teska. Dann, von links her, Gemurmel, Geſchrei: der Padiſcha wird von ſeinen treuen Garden begrüßt. Er kommt. Ordenbedeckte Gardeunteroffiziere (Albaneſen in mehr orientaliſcher Tracht) ſchreiten ſeinem Wagen voran. Der rollt langſam her. Der Sultan, in einem ſehr einfachen Militärmantel, ſitzt gebückt und hält ſeinen Blick immerzu auf uns gerichtet. Wir nahmen vorſchriftsmäßig langſam den Hut ab; ein loyaler Deutſcher kann nicht umhin, „Hoch!“ zu rufen; der Sultan ſalutiert (europäiſch). Ich laſſe ihn nicht aus den Augen, ſtarre ihn an. Er iſt, nicht geſchminkt, von faſt gelber Geſichtsfarbe, hat eine enorme Naſe, ſcharfe Lippen, ſchütteren (nicht gefärbten) Bart. Aber das iſt es nicht, was mich zwingt, ihn ſo anzuſtarren. Seine Augen ſinds. Ich habe in meinem Leben nicht ſo furchtbeſeſſene Augen geſehen. „Armer Kerl!“ denk ich mir, „armer alter Mann!“ Aber gleich dahinter: „Du biſt der beſte Bruder auch nicht!“

Er fährt, immer zwiſchen Soldaten, weiter, zur Moſchee. In einem längeren Abſtande folgten geſchloſſene Wagen mit Damen ſeines Harems. Es waren üppige Geſtalten in hellen Kleidern mit weißen Schleiern, hinter denen junge, hübſche, ſtark bemalte Geſichter zu ſehen waren. „Armer alter Mann!“ ſagte es in mir zum zweiten Male. (Oh Gott, wie mag es ihm jetzt in Saloniki ergehen, wo dieſe Schönheiten nicht einmal Angſt mehr vor ihm haben.

Der Bart des Großtürken ist nur so lange heilig, als er den Nachfolger des Propheten schmückt. Wer weiß, ob er noch alle Haare hat. — Kein lebender Mensch hat so viel verloren wie er: Macht, Heiligkeit, Freiheit. Und doch bettelte er um sein Leben, als die Abgesandten des Komitees vor ihm erschienen. Es hat mich nicht gewundert, als ich das las. Ich erinnerte mich an diese starren Augen, aus denen heillosesste Furcht stierte. Abdul Hamid ist vielleicht ein diplomatischer Kopf gewesen: kein Staatsmann; denn ein Staatsmann muß auch ein Staatskerl sein: ein Mensch, der groß unterzugehen versteht. Er war wohl zu wollüstig dazu, ein Held zu sein. Helden ist nur eine Sinnlichkeit à la Napoleon erlaubt: vulkanisch, eruptiv, momentan.)

Während der Sultan in der Moschee betete, hatten wir die Ehre und das Vergnügen, Proben der Sultansküche zu kosten. Exzellenz von Marschall empfahl besonders ein Spezialgericht, das in Weinblättern gekocht war und wenn ich recht geschmeckt habe aus Reis mit Hammelfleisch bestand. Es war recht gut, aber die kandierten Pflaumen waren besser. Die größte, die ich ersah, nahm ich, ein Muster für alle Ehemänner, meiner Frau mit; doch stellte sie sich später als ungenießbar heraus, weil ich mich darauf gesetzt und sie zu Pflaumenmus gemacht hatte. Immerhin wurde der gute Wille huldvoll anerkannt. Natürlich

trank ich auch Sultanskaffee und rauchte Sultanszigaretten. Sultanssekt aber trank ich nicht, auch hier dem heiligen Forel ein getreuer Jünger. Die anwesenden hohen türkischen Offiziere dagegen bewährten sich als gänzlich abstinenzfrei. Erst wunderte ich mich darüber, da ich an Mohammeds Abstinenzgebot dachte; dann erinnerte ich mich, daß Sekt den Mohammedanern nicht als Wein gilt; und schließlich erfuhr ich, daß die Herren keineswegs Mohammedaner und Türken, sondern Christen und Preußen waren.

Pünktlich nach einer halben Stunde hatte der Sultan sein Gebet vollendet, und wir begaben uns wieder auf die Terrasse. Unsere Leibwache stand schon draußen. Ich sah meinen Wächter kühn und gerade an, um ihm einen Begriff vom mitteleuropäischen Stolze zu geben, der es nicht gewöhnt ist, unter Polizeiaufsicht zu stehen, aber dieser dunkle Herr hatte offenbar keinen Sinn für sowas. Er zuckte nicht im mindesten zusammen, sondern sah mich auch kühn und grade an. Ich entnahm daraus die angenehme Zuversicht, daß die Bewachung gratis und keine Bakschischforderung zu gewärtigen war.

Nun kam das Interessanteste des Schauspiels, das für mich zu einer Art feierlicher Posse wurde. Nämlich: der Sultan erschien, seinen bemalten Lieblingssohn neben sich, in einem anderen Wagen, der mit prachtvollen,

vom Padiſchah ſelbſt gelenkten Schimmeln beſpannt war. Er fuhr im Schritt, aber die Schimmel griffen kräftig genug aus, und ſo mußten die alten Generäle, die rechts und links des Wagens dem Großtürken das Geleite zu geben hatten, ſich in einen ſehr drolligen Zuckeltrab ſetzen. Man kann nun aber ein großer Kriegsheld und ehrwürdiger Greis ſein, über und über mit Orden bedeckt, weißbärtig und überhaupt eine Exzellenz: wenn man jedoch, wie es bei dieſen türkiſchen Exzellenzen zumeiſt der Fall war, einen prominenten Bauch hat und mit gutgefütterten Schimmeln Schritt halten muß, und man ſoll, indem man notgedrungen ins Rennen kommt, auch noch fortwährend den türkiſchen Gruß machen, bei dem man ſich tief zu verbeugen hat, während die Hände bald da- bald dorthin zu fliegen haben, und man iſt doch auch gehalten, möglichſt immer den Padiſchah anzuſehen, und hat, ich weiß nicht was, immerzu zu murmeln und zu flüſtern: ſo ergibt das ein Schauſpiel, dem alle ſeriöſen Beſtandteile von Feierlichkeit und Würde abgehen, und es kommt ein groteskes Enſemble von wippenden Bäuchen, ſcheppernden Orden, ſtrampelnden Beinen, ſchwitzend geröteten Geſichtern, geſchleppt hoppſenden Säbeln, zuckenden Lippen, verzweifelt umherfliegenden Händen zuſtande. Dieſer Dauerlauf mag hygieniſch ſeine Vorteile haben, und es mag eine aus altbyzantiniſcher Zeit ſtammende.

also durch die Tradition geheiligte Loyalitätsgymnastik sein: ich begreife aber doch, daß junge Offiziere, aus lauter Angst, einmal diesen Generalitätshoppser mitmachen zu müssen, lieber eine Verschwörung zur Verweltlichung des Sultanats machten.

Abdul Hamid hatte, während die Bäuche um ihn sprangen, einen gelangweilt hochmütigen Zug im Gesicht. Er sprach nicht einen der hüpfenden Generäle an; nur ab und zu machte die Linke den Stirn-Herz-Augen-Gruß. Als er aber an uns Zylinderhütlern vorüberkam, ermangelte er nicht, scheu hinaufblickend nach europäischer Militärart zu salutieren.

Während der ganzen Rückfahrt hatten die Truppen ihrem Padischah unablässig und sehr laut langes Leben gewünscht.

Wünscht er sich das jetzt selber? Ist seine wollüstige Vitalität diesem Dasein eines Ummauerten, lebendig zwischen jungen Weibern Begrabenen gewachsen? Sehnt er jetzt nicht manchmal den Tod herbei, mit dem er, sonst kein Verschwender, so viele en grand seigneur begnadet hat?

Gewissensbisse quälen ihn gewiß nicht. Er hat getan, was seines Amtes war und sein Recht und sein Interesse. Daß er zum „roten Sultan" wurde, war sein Kismet, nicht sein Wunsch. Er stieg einst auf den Thron, weil er nicht wünschte ermordet zu werden, und er ließ viele Menschen töten, weil er von diesem

Throne nicht herabsteigen oder herabgestoßen werden wollte. Wahrscheinlich hat er immer das Gute gewollt: zuerst für sich und sein Haus, dann für sein Reich. Und so macht er sich kaum Skrupel über Vergangenes. Ich glaube: er fürchtet sich immer weiter. Er kann es nicht glauben, daß, wer die Macht hat, einen anderen leben läßt, der immerhin noch der Schatten einer Gefahr für diese Macht ist. Er stiert immer noch um sich, zuckt immer noch zusammen, wenn sich eine Türe öffnet, wittert immer noch in jeder Suppenterrine, jedem Becher Gift. Vielleicht ist das sein Trost, was wir für seine Pein halten: daß rings um ihn, auf das Geheiß des Komitees, die Mauern wachsen, die ihn von der Welt abschließen. Das Schlimmste für ihn wäre wohl, wenn der Vers Wilhelm Buschs zum Ausklang seines Lebens würde:

Der Sultan winkt, Suleika schweigt
Und zeigt sich gänzlich abgeneigt.

Nichts endet so in Qualen, wie eine feige Seele voller Wollüstigkeit ohne Kraft. Mit raffinierterer Grausamkeit ist noch kein Sultan umgebracht worden. Die Jungtürken sind echte und gelehrige Jünger der westlichen Humanität.

*

Nach den hüpfenden Generälen sah ich die tanzenden Derwische. Sie waren im wildesten Drehrausch, als ich erschien. Wie sie aber mein rundes Haupt mit der schmächtigen Röhre

erblickten, kamen ſie aus dem Konzept und hörten ſofort auf. Angeſichts meiner erſtaunlichen Erſcheinung war keine Ekſtaſe, keine Andacht mehr möglich. Entgeiſtert, hypnotiſiert ſtarrten ſie mich fanatiſch grinſend an. Erſt als ich mich entfernt hatte, kam der Geiſt wieder über ſie.

Schleunigſt begab ich mich mit Herrn Hornſtein, dieſer edelſten Perle aller Führer von Konſtantinopel, in das Hotel, deſſen Portier aus der Vermietung ſeines degenerierten Zylinders an Selamlikbeſucher eine anſtändige Rente bezieht. Ich fühlte mich gleichſam zu Hauſe, als ich meine alte Reiſemütze wieder auf hatte. Hornſtein wollte uns noch ſchnell auf den Galataturm führen; ich hatte aber für diesmal den Geſchmack an allem Turmartigen verloren und ging mit meiner Frau und dem Ehepaar Laßwitz in ein vortreffliches Reſtaurant, wo es als Nachſpeiſe das Herrlichſte gab, das der Orient an Nationalgerichten zu bieten hat: Yaorth (oder Yourth, auch Yogurth). Eigentlich aber iſt das nichts anderes, als geſtockte Milch. Nur ſoll irgend eine Pilzhefe daran ſein, die wir armen Weſtler nicht kennen, und dieſe geheimnisvolle Zutat iſt es, die die Schlippermilch des Oſtens gleichſam vergeiſtigt, ihr einen Geſchmack verleiht, — einen Geſchmack . . . ! Außerdem ſoll man hundert Jahre alt werden, wenn man täglich Yaorth (oder Yourth, auch Yogurth)

ißt. Ich würde das troß dieſer Drohung ganz beſtimmt gerne und pünktlich tun. Aber dieſer göttliche Hefenpilz verliert ſeine Kraft, wenn er die Luft des Orients verlaſſen hat. Nicht einmal Hornſtein, der Alles kann, war imſtande, mir welchen zu ſchicken, der fähig geweſen wäre, okzidentale Milch zu vergeiſtigen.

XXII.

Athen. Kalamaki. Eleuſis. Akrokorinth. Mykenä. Tyrinth. Nauplia: 50+14+7½ Stunden.

Darüber werde ich einmal ſchreiben, wenn ich wirklich dort geweſen bin.

XXIII.

Evviva Italia! Povera Messina! Felice Palermo! Und Glanz und Farbe und Leichen.

EVviva Italia! Am 29. März kamen wir beim herrlichsten, sonnigsten Wetter vor Messina an. Nicht bloß meine Frau fühlte sich zu Hause, als wir italiänischen Boden betraten. Wir emanzipierten uns von den Veranstaltungen des Reisebüros, gaben selbst Taormina auf und nützten die zwölf Stunden des Aufenthaltes auf eigene Faust aus. Es war sehr schön.

Wir fuhren zum Leuchtturm, immer entlang dem schönen Meere, gegenüber die Küste Kalabriens. Links hatten wir die winzigen Häuser der Popolanen, die scheinbar nur aus einem Zimmer bestehen. Die große Tür ist immer offen, und man kann, wenn es die Gelegenheit will, mit ansehen, wie im Hintergrunde auf dem großen Bette eine Frau ent-

bunden wird, oder jemand ſtirbt, oder wie ſich die Leute zanken oder herzen, oder wie eine Mutter das Knäblein lauſt, oder wie das Knäblein bei der Mutter trinkt: und, kurz, man kann ungefähr alles Menſchliche ſehen. Dazu gehört viel Dreck; das iſt gewißlich wahr. Aber die Sonne vergoldet ihn. Alſo: va bene. — Man kommt an Kirchen vorbei, denen man es noch anſieht, daß ſie einmal Tempel waren, und man kommt an Villen vorbei, denen man es nicht mehr anſieht, was für ſchöne Villen die Alten gebaut haben. (Oh Toskana! Wie dachten wir an deine Landhäuſer!) Groß iſt überall die Üppigkeit; Gärten und Felder wogten grün. Vom Leuchtturm ſahen wir weit, weit ins Kalabriſche hinein. Ein bißchen wild ſieht's aus.

Meſſina ſelber zeigte ſich vorn als ſchöne Kuliſſe, im Inneren der Stadt aber weniger ſtattlich. Doch ergriff uns die etwas verwahrloſte Schönheit der alten Kathedrale, und es war hübſch, die alten Gaſſen hinanzuſteigen, Bild auf Bild im Engen und Weiten gewinnend. Ein paar nette junge Mädchen begleiteten uns mit munterem Schwatzen. Auch Ziegen ſpazierten mit, ihre vollen Euter bis in die oberſten Stockwerke der Häuſer tragend.

Als, ein Jahr ſpäter, das alles in Trümmer gefallen war, mußten wir zuerſt an unſere

kleinen Mädchen und die Ziegen denken; dann an die Kathedrale; und dann sahen wir auf einer Photographie die Straße am Meere, wo wir an den kleinen offenen Häusern vorbeigefahren waren. Die waren wie weggeschluckt. Und wir dachten (das ist nicht sehr großartig, aber menschlich): wie, wenn der Ruck damals gekommen wäre? — Nun, wer weiß, welcher auf uns wartet. Schließlich ist unser ganzes Dasein ein Herzbeben, und es gibt dabei Erschütterungen, von denen niemand nichts weiß außer dem, der sie erfährt; und doch werfen sie oft alles grausamst durcheinander, was wir mit Liebe und Mühe errichtet und in eine Art Harmonie gebracht haben. Wohl dem, der stäte ist!

*

Palermo ist sehr viel schöner, als Messina war.

Zwischen dem Monte Pellegrino und dem Meer breitet sich „La Felice“ üppig hin in der „goldenen Muschel“, von nichts als Schönheit und Fülle umgeben: ein wonnevoller Ort. Rom ist noch immer wie eine Königin aus alter majestätischer Zeit; Florenz, strenger und doch feiner, ist wie eine nobil' donna aus den Tagen des Freistaates; Palermo kommt mir vor wie eine große Cortegiana gleich jenen Schwestern Ahala und Ahaliba des Hesekiel, die gegen

die Fremdlinge entbrannten vor Luſt. Erſt trieb ſie es mit den Phönikern, dann mit den Karthagern, dann mit den Römern; ſo lernte ſie die Liebe Aſiens, Afrikas, Europas kennen und bereitete ſich vor, in ihrem Schoße Goten, Byzantiner, Sarazenen, Normannen zu empfangen, bis ſie deutſche Hohenſtaufenkaiſer zu Buhlen bekam, die es ingrimmig gut mit ihr meinten und an ihrer Liebe zugrunde gingen. Dagegen ließ ſie ſich die Zärtlichkeiten der Franzoſen nicht gefallen, ſondern läutete ihnen eine Veſper ein, während der die „goldene Muſchel" rot von Franzoſenblut wurde. Drauf lag ſie lange im Arm von Arragon und Spanien, und erſt nach einem nicht immer ganz zärtlichen Verhältnis mit den Bourbonen wurde ſie moraliſch und italiäniſch. Wahrlich, dieſe ſchöne Dame hat eine Vergangenheit. Aber ihre Schönheit hat nicht darunter gelitten.

Wir ſuchten von dieſer zu erhaſchen, was ſich in zwölf Stunden erhaſchen läßt. Wir ſtanden im gedämpften Goldlichte der palatiniſchen Kapelle des königlichen Palaſtes, den noch die Sarazenen angelegt haben, und ich dachte mir: ſo etwas ſchwebte dem bayeriſchen Könige vor, als er die Reſidenzkapelle in München erbauen ließ. Aber die Münchener Kapelle (die doch gewiß ſchön iſt) verhält ſich zu der von Palermo wie eine mit Goldpapier ausgeſchlagene Pappſchachtel zu einer alten byzantiniſchen Schatulle aus Goldbronze. Hier iſt

gleichſam wohnliche Pracht für einen Gott, der ſich auf ſein Altenteil zurückgezogen hat, und bei dem es, ſoweit das einem Gotte möglich iſt, gemütlich zugeht, obwohl, verſteht ſich, das Dekorum ſtreng gewahrt wird. Wer hier das Beten nicht lernt, lernt's nie. — Wir ſpazierten auch durch die Räume des königlichen Schloſſes. Sie ſind ſchön. Aber ſchöner noch iſt die Ausſicht, die man durch die Fenſter genießt. (Bei dieſer Gelegenheit: Der König von Italien iſt als Schloßbeſitzer wirklich zu beneiden. Alle die prachtvollen Paläſte und Villen, die die früheren Beherrſcher der verſchiedenen italiäniſchen Länder errichtet haben, gehören jetzt ihm. Oder darf er ſie nur bewohnen? Gehören ſie als monumenti nazionali dem Staate? Das wäre den praktiſchen Italiänern wohl zuzutrauen, und ich bin ſehr geneigt, anzunehmen, daß es ſo und nicht anders iſt. Denn es entſpräche dem Geiſte der italiäniſchen Verfaſſung, die zwar eine erbliche Monarchie konſtituiert hat, aber auf ſehr demokratiſcher Grundlage. Indeſſen wäre der Rè darum nicht weniger zu beneiden um ſeine herrlichen Abſteigquartiere. Ich habe von denen den Palazzo Pitti, das Schloß Strà, die Medici-Villa in Poggio a Caiano und nun alſo auch den Palazzo reale in Palermo geſehen. Überall fällt angenehm auf, daß das Alte gewahrt bleibt und nur die wenigen Gemächer, die dem perſönlichen Gebrauche des Herrſchers dienen,

nach ſeinem Geſchmacke ausgeſtattet ſind.) — Wir waren im Giardino publico, wir waren im Garten der Villa Tasca. Wir waren auch in der alten, moſcheeartig überkuppelten Kapelle, von deren Turm das erſte Zeichen zur ſizilianiſchen Veſper geläutet worden iſt. Dieſe Kapelle hat einen kleinen, ganz kleinen Garten, der mir noch beſſer gefiel, als der Giardino publico und der von der Villa Tasca. Ich liebe dieſe winzigen Gärtchen mit Stufen, Terraſſen, Mauern, Hecken, Winkeln, Rondells, die ganz auf Kunſt reduzierte Natur ſind.

Zwei Beſuche aber waren Erlebniſſe: der von Monreale und der der Katakomben der Kapuziner.

Wie ich in Fieſole wohne, wenn ich nach Florenz ziehe, ſo würde ich nach Palermo nur zu dem Zwecke ziehen, in Monreale zu wohnen. Denn, wie man Florenz erſt dann richtig ſieht, wenn man in Fieſole wohnt, ſo ſieht Palermo nur der richtig, der eine Wohnung in Monreale hat. Dieſe kleine Stadt liegt etwa 300 Meter über ihrer großen Nachbarin. Soll ich ihre Ausſicht beſchreiben? Ich begnüge mich, zu zitieren: „Weit, hoch, herrlich der Blick.“ Denn ich könnte nur Worte machen, deren ich mich vor jedem ſchämen müßte, der dieſen Überſchwang des Schauens genoſſen hat, — zuerſt alſo vor mir ſelber. Es iſt in begnadeten Momenten möglich, überwältigend große Eindrücke des Auges dichteriſch

gleichſam viſionär noch einmal zu haben: in Worten, die man nicht ſucht, ſondern die, ungerufen, dem inneren Blicke auf ihre Weiſe nochmals zutragen, was der äußere einmal in der Seele niedergelegt hat. Aber dieſe Gnade wird von der Luſt eines ſchöpferiſchen Momentes geboren, der ſich nicht bewußter Erinnerung verdankt, ſondern poetiſcher Erregung, die in freier Geſtaltung am Werke iſt. Das ergibt dann keine Beſchreibung irgend einer Wirklichkeit, ſondern eben eine Viſion, ein ſeeliſches Nachgeſicht, das verſchiedene dem Auge einmal gewordene Wonnen zu einem neuen Bilde verdichtet. Gott ſteh mir bei, daß ich auf dieſe Weiſe Palermo, die goldene Muſchel und das Meer einmal wieder ſehe vom Monreale meiner Seele aus! Das Bild, das ich jetzt in Worten malen könnte, wäre purer Dilettantismus, und wenn ich gleich das ganze (nicht ſehr reiche) Lexikon der preziöſen Lyrikülen dafür plünderte.

Auch drängt ſich ein anderes nicht minder mächtig in meine Erinnerung: das Bild des Normannendoms von Monreale. Hier genoß mein Auge wieder einmal das Schauſpiel von Glanz und Farbe, wie es vom Moſaik geſpendet wird.

Mit dem Moſaik hat das Chriſtentum Farbe und Glanz erhalten: ſeine Farbe, ſeinen Glanz. Denn die antiken Moſaiken, von denen wir freilich nur wenig Reſte be-

ſitzen, ſprechen eine ganz andre Sprache, als die chriſtlichen, und ſie hat nicht entfernt die Eindruckskraft, mit der dieſe zu uns reden. Die antiken Moſaiken haben Grazie, haben Eleganz: die chriſtlichen haben Majeſtät, Inbrunſt, Tiefe. Kein Dichter, kein Heiliger, kein Prophet hat die Macht und Herrlichkeit des Kirche gewordenen Evangeliums ſo verkündet, wie es die Moſaiken tun: dieſe Hunderttauſende von bunten, glänzenden Steinchen, die ſich, goldumrändert, zu Bildern zuſammenfügen, wie von einer Hand erſchaffen. Es iſt wie der Dank der Sklaven an ihren Heiland. Stellt man im Geiſte einen helleniſchen Tempel vor ſich auf, der marmorn in der Sonne leuchtet, hell bemalt und vergoldet, überall dem Lichte Zugang gewährend, nackte Götter von edelſter, einfachſter Schönheit zwiſchen Säulen, die aufſtrebende, ruhig tragende Kraft verſinnbildlichen und gleichſam blühend bekrönt ſind mit Ornamenten, die der Schönheit der Pflanze huldigen: alles eine große, einfache Einheit, aber graziös und geiſtreich gegliedert: und denkt man ſich daneben etwa die Rotunde von Ravenna, die zwar noch die Form des alten Tempels hat, aber gleichſam eingepackt, verſteckt, bemäntelt; die das Licht nur als Dämmer duldet, die Farbe nur als dunkle Glut: aber ringsherum mit dieſer dunkelglühenden Farbe glänzend überkruſtet iſt in einer unerhörten myſtiſchen Pracht und Märchen-

buntheit: so mag diese christliche Kirche etwas Barbarisches haben, aber es ist sublimierte Barbarei, die den Willen und die Kraft hat, den übermütigen, hochmütigen, kaltmütigen Geist zu verschatten, der sich dort edel und nackt in der Sonne brüstet. Man kann auch sagen: hier Gefühl, dort Leidenschaft, oder: hier Lyrik, dort Dramatik.

Dennoch ist die musivische Kunst ein Erbteil der Antike, und nur die altchristlichen Mosaiken, die mit der antiken Tradition noch zusammenhängen, haben die ganze Größe der Linie, die volle Wucht der Beredsamkeit, die echte Tiefe, den klaren Glanz der Farbe.

Schon die Mosaiken von Monreale sind Epigonenkunst. Es fehlt ihnen die seelische Unmittelbarkeit und der urvolkstümliche Stil derer von Ravenna, in denen Byzanz leuchtet. Und doch war es Wonne und Wollust, in ihrem Glanze zu stehen. Wenn mich meine Erinnerung nicht täuscht, so wog bei ihnen ein bräunliches Violett vor, während ich von den Mosaiken Ravennas besonders ein tiefes Blau in der Erinnerung habe.

*

Indem wir von Monreale zurückfuhren, sagte ich zu meiner Frau: „Und nun, meine Liebe, erwarteſt du mich in einer Konditorei. Ich habe einen Besuch zu machen."

„Ohne mich?" fragte sie mißbilligend.

„Jawohl, ohne dich. Es handelt sich um einen Ort, der sich für dich nicht schickt."

„Erlaube mal!!"

„Du bist nicht vorurteilsfrei genug dazu."

„Das scheint mir ja ein recht sauberer Ort zu sein."

„Sauber oder nicht: du paßt nicht dorthin. Ich gehe allein. Aber ich werde dir alles erzählen."

„Du und erzählen? Ich kenne dich. Nichts wirst du erzählen."

Sie war ärgerlich. Ich suchte zu begütigen:

„Es geschieht aus Rücksicht auf deine Nerven, daß ich dich nicht mitnehme."

„Seit wann sind meine Nerven nicht vorurteilsfrei?"

„Deine Nerven haben das Vorurteil, daß Leichen Persönlichkeiten sind, die nachts an dein Bett treten."

„Du willst also Leichen besuchen?"

„Was dachtest du denn?"

Sie ging natürlich erst recht mit.

Und gruselt sich noch heute, wenn sie an die Katakomben der Kapuziner von Palermo denkt.

Aber, sagt sie, um alles in der Welt möchte ich das nicht versäumt haben. Denn (lassen wir sie erzählen!) — :

„Denke dir! Kaum waren wir mit dem Pater die Treppe heruntergegangen, so befanden wir uns zwischen hunderten und hun-

derten von mumifizierten Leichen. Agnes. Ich schob mich sofort zwischen Giulio und den Kapuziner. Und wagte kaum mich umzugucken. Habe aber doch alles gesehen. Alles! Ah, diese stillen Gestalten! Vielleicht hätten sie dir keinen Eindruck gemacht. Aber mir! Zum Glück gab es welche, die komisch aussahen. Das heißt: gerade die waren manchmal besonders zum Fürchten. Einer grinste mich direkt schamlos an, wie manche Signori auf der Straße, und verfolgte mich mit seinem frechen Grinsen. Das war gewiß ein alter Sünder! Was aber mag der alte Canonico mit seiner Zunge gesündigt haben, der an einer Ecke hängt, das beretto noch auf dem Kopfe, und der Führer zeigt allen Leuten, daß in diesem Schädel (Agnes! Wie gräßlich!) noch die Zunge übrig geblieben ist? Denke dir: der Führer fährt mit seinem Finger über diese Zunge, die wie ein brauner Lederzipfel aussieht und krk, krk! macht. Unglücklicher Canonico! Er war gewiß ein Lügner oder Verleumder. Aber daß er nun noch nach mehr als hundert Jahren vor jedem Touristen mit der Zunge schnalzen muß, das ist zu grausam. (Weißt du, an wen ich dachte, Agnes, der es verdiente, hier hundert Jahre nach seinem Tode an der Zunge gezupft zu werden? Du kennst den braven Herrn mit dem Spitzbarte.) — Giulio durfte ein paar Bilder machen, und ich mußte mich natürlich nun auch noch mit Leichen photo-

graphieren laſſen, aber zum Glück hat er die Maſchine falſch gerichtet, und ſo bin ich nicht mit auf die Leichenplatte gekommen, grazie al Dio! Ich hätte neben einem Herren erſcheinen ſollen, der in einem Glasſarge liegt (ſeit 1848) mit einer Hauskappe auf dem Kopfe, und hat noch ſeinen roten Bart. Agnes! Scheußlich! Aber noch gräßlicher ſind Kinder mit eingeſetzten Glasaugen. Die Lippen ſind noch rot! Auch die Haut iſt noch da, aber natürlich wie Leder. Und ein Mädchen hatte baumwollne weiße Handſchuhe an und ſtand in einem Glasſarge. Unten hing ein Cartello mit ihrem Namen, Geburtstag und Todesjahr. Sie wäre jetzt ſo alt wie ich. Und, denke dir, immer an ihrem Geburtstage kommt ihre alte Mutter und beſucht ſie und ſagt: mia bella bambina! mia bella bambina! und weint. Wie iſt das möglich! Aber gerade deshalb haben die Leute hier faſt rivoluzione gemacht, wie es in den achtziger Jahren verboten wurde, ſich bei den Kapuzinern an der Luft trocknen zu laſſen! Sie wollen durchaus ihre Verſtorbenen ſehen dürfen! (Jetzt dürfen es nur noch die Kapuziner. Erſt hängt man die Leichen nackt in einem beſonderen Zimmer auf. Dort trocknen ſie ein Jahr lang aus. Dann werden ſie angezogen und in den Gängen aufgehängt oder in Glasſärge gelegt.) Das Schauderhafteſte iſt, daß die Leichen ſich bewegen, wenn anderes Wetter wird. Früher,

wo sie nur am Kragen (Agnes!) aufgehängt waren, drehten sie sich manchmal ganz um. Ein Engländer wurde verrückt, wie er das sah, denn er stand gerade vor einer Leiche, als die sich förmlich über ihn hinwarf. Seitdem sind alle auch an der Taille fest gebunden. Aber mit den Armen schlenkern sie doch noch zuweilen. Gott sei Dank, daß sich das Wetter nicht änderte, wie ich da unten war!"

XXIII.

Schluß.

In Neapel hatten wir es ſehr gut: wir machten gar nichts mit. Während unſere Yankeedoodlegenoſſen ein glänzendes Finiſh dieſer Reiſe in Rekorden leiſteten, indem ſie Neapel, Veſuv, Pompeji, Capri, Sorrent in 56 Stunden bewältigten, legten wir uns, dem genius loci huldigend, auf die faule Haut. Nur das Nationalmuſeum und das Aquarium haben wir wieder beſucht, und ich durchſtreifte die Stadtteile, die wir während unſeres Aufenthaltes im Jahre 1901 nicht kennen gelernt hatten. Daß es dort ſchön wäre, kann ich nicht ſagen. Ich teile die Empörung meiner Landsleute über den Schmutz und die Verwahrloſung in Italien im allgemeinen nicht, aber in den Vierteln Neapels unweit der Landungsſtelle der großen Dampfer feiern Elend und Dreck Orgien miteinander, denen auch meine Toleranz nicht gewachſen iſt. Auch das, was man das Laſter nennt, beteiligt ſich daran. Aber es iſt

eigentlich gar kein Laſter; es iſt bloß troſtloſe Armut, die ſich ſtumpf zur Kloake der Begierden fremder Matroſen macht, um ein paar Kupfermünzen zu erraffen.

Lehrreich iſt es, mit Matroſen über derlei Dinge zu reden. Ich hörte aus ihrem Munde nur Worte der Verachtung und feindſeligen Abſcheus. Und das ſchien ehrlich zu ſein, keine Moraliſchtuerei. Angenehm berührte es mich darum aber doch nicht. Es war nackte Roheit, ja ein Protzen mit Gefühlloſigkeit. Vielleicht läßt das die Annahme eines mildernden Umſtandes zu: es gilt in dieſen Kreiſen als unmännlich, nicht zu ſchimpfen; man will den Forſchen herausbeißen und ſtellt ſich roher, als man iſt. Ich mußte an die ſehr viel menſchlichere, chriſtlichere Art denken, wie, nach ſeinen großen Dichtern zu ſchließen, das gemeine Volk Rußlands über dieſe Dinge denkt: dieſes Elend fühlt, — als Sünde zwar, aber mit liebreicher Milde. Das Brüderlichkeitsgefühl der Ruſſen, das auch für den Verbrecher nur das Wort „Unſeliger" kennt und anſcheinend ohne jeden Anflug von Selbſtgerechtigkeit iſt, macht mir die „ruſſiſche Seele" ſehr ſympathiſch, — ſoweit ich ſie aus Doſtojewski kenne. Aber man muß freilich vorſichtig ſein, und den Dichtern nicht gleich aufs Wort glauben. Sie leiden meiſt zu ſehr am Leben, um ſeine wahrhaftigen Verkünder ſein zu können. Die Kunſt iſt auch darum Troſt, weil die Künſtler ſich ſelber mit

ihren Werken trösten. Sie stellen ihre Sehnsucht aus sich heraus, und sie sind in dem Maße groß, wie ihr Volk diese Gestalten als Ideale erkennt. Ein Volk, das keiner großen Ideale mehr fähig ist, kann auch keine großen Dichter mehr hervorbringen. Nietzsche mußte sich an die „guten Europäer" wenden und hat sich mit vollem Fuge dagegen gewehrt, als deutsche Erscheinung angesehen zu werden.

*

Wir hatten eigentlich vorgehabt, mit der Bahn über Rom noch Florenz zu fahren. Unser Entschluß, auch den Rest der Reise zu Schiff zu machen, wurde reichlich belohnt: wir lernten das Meer auch von seiner ungemütlichen Seite kennen. Bisher hatte es uns unablässig sanft angelächelt, und mehr als einmal hatte ich zu meiner Frau gesagt; „Euer Meer ist ja gar keins; es ist ein Teich; begib dich mal auf die Nordsee, Toskanerin, da kannst du was erleben; hier fährt man wie auf Pomade." Ich wurde nachdrücklich dementiert. Von Neapel bis Genua machte uns das geschmähte Gewässer fast unausgesetzt Grobheiten. Aber, und so ist es nun einmal mit der Gerechtigkeit auf dieser wunderlichen Welt beschaffen: nicht ich hatte darunter zu leiden, sondern meine Frau. Ganz zweifelsohne stand es zwar auch um meine gastrischen Verhältnisse nicht, aber ich gehörte immerhin zu dem kleiner und kleiner werdenden Fähnlein

der Aufrechten, während meine Frau mehr und mehr zur Horizontale neigte. Ich hätte ſie gerne getröſtet, aber es fehlt ihr das Talent, ſich tröſten zu laſſen, wenn ihr übel iſt. Ein revoltierender Magen iſt nicht der richtige Reſonanzboden für die wohlgeſetzten Weiſen zärtlichen Bedauerns.

So blieb mir nichts anderes übrig, als einſamer Dauerlauf. Am liebſten begab ich mich zur höchſten Höhe des Schiffes, wo ich mich, von unſicheren Gefühlen unerquicklich bewegt, an ein Rettungsboot zu lehnen pflegte. Denn, wie ich ſchon bekannte, ganz in der Gleichwage befand ſich auch mein Inneres nicht. Zuweilen beſtieg ich, das Schickſal trotzig herausfordernd, das ſchwediſche Kamel im Gymnaſtikraume, jene von dem einfallreichen Schweden Zander erfundene Maſchine, die die Wonnen des Kamelrittes bauchmuskelförderlich nachahmt. Doch wäre mir das beinahe ſo übel bekommen, daß ich den Fürwitz bald ließ. — Schließlich verlegte ich mich aufs Meditieren. Ich ließ die Dummheiten Revue paſſieren, die ich in meinem Leben gemacht habe. Und ſiehe: es war eine ſo große Reihe, daß ich mit dem Meditieren längſt noch nicht fertig war, als wir in Genua ankamen.

Das beſte Hotel der Stadt erſchien uns gerade gut genug zum Schauplatz unſerer Rekonvaleszenz. Aber ſelbſt ſeine vortrefflichen Betten kaprizierten ſich darauf, die ganze Nacht hindurch Schiffsſchaukel zu ſpielen.

Meine Frau wurde die Seekrankheit erſt auf toskaniſchem Heimatsboden los.

Trotzdem erklärte ſie ihrem Bruder, es ſei herrlich geweſen, und es würde ihr etwas fehlen, wenn ſie eine Seereiſe gemacht hätte, ohne die Seekrankheit gehabt zu haben.

„Es iſt furchtbar," ſagte ſie, „aber es gehört dazu."

Ich gönne ihr gerne das letzte Wort, zumal es eine große Lebensweisheit ausſpricht.

Eine kleine Herbstreise im Automobil

I.

München — Innsbruck.

München, am Abend Allerseelen 1902.

Sobald ich nach München komme, werde ich vergnügt. Liegt das nun an den 500 Metern über Meer? Oder an der „Kunstatmosphäre"? Oder an der „Gemütlichkeit"? Oder an dem, was ich hier Gutes erfahren habe von Freunden und Feinden? — Aber es ist mir hier schon so ergangen, wie ich das erstemal herkam als junger Student, der weder von wegen der Nerven auf Höhenklima reflektierte, noch einer Kunstatmosphäre oder bajuvarischer Gemütlichkeit bedurfte, um sich wohl zu fühlen, und der weder Freund noch Feind in dieser Stadt besaß. — Was war es also und was ist es? Ich glaube, es war und es ist ein wenig Autosuggestion dabei. München — das hieß für mich schon Heiterkeit, Freiheit, Frische, Natürlichkeit, eh' ich es kannte. Ich ging hin, dies alles zu suchen, mit der Zuversicht im Herzen, daß ich es finden würde,

und ſo fand ich es. Möglich, daß ich es mir manchmal erfand, aber gleichviel: ich kam auf die Rechnung meiner lebendigſten Wünſche. Und das wiederholt ſich mir nun immer wieder. Schon im Hotelomnibus, der hier nicht weniger humpelt und knattert als anderswo, werde ich vergnügt, und, wenn ich dann in den Straßen herumſtreife, erlebe oder erſehe ich mir wenigſtens immer etwas, das mir Vergnügen macht. Das können Sachen ſein, die man überall ebenſo gut erleben oder ſehen kann wie in München, aber ich für mein Teil finde, daß ſie hier beſonders Spaß machen. Heute war es dies: Auf dem völlig menſchenleeren Karolinenplatz, an dem recht ſcheußlichen Obelisken, den der ſeltſame Logiker Ludwig der Erſte ſeinen Bayern errichtet hat, die unter Napoleon in Rußland zugrunde gingen, weil auch ſie „für des Vaterlandes Größe" geſtorben ſeien (nicht weit davon ſteht das Haus, das er der Lola Montez errichtete, die er in den drolligſten Verſen beſungen hat, die jemals der „teutſchen" Muſe abgewaltſamt worden ſind), alſo: am Fuße dieſes ſonderbaren Monuments ſtand ein bayriſcher Infanteriſt, eng verbunden mit einem bayriſchen „Kocherl", dachte weder an des Vaterlandes Größe, noch an die deutſche Muſe, noch an irgend etwas, ſondern buſſelte nur ganz einfach ſeinen Schatz. Aber das geſchah von beiden Seiten mit einer ſo vollkommenen Hingabe, ſo monumental intim, ſo gründlich und ordentlich

und der Wehrstand war mit dem Nährstand so innig verschlungen, das militärische Himmelblau mit dem Küchenweiß so lieblich enge gepaart, daß ich andächtigen Gemütes stehen blieb und meine liebe Seele die beiden mit einem herzlichen Spruche segnen ließ, der also lautete:

Und wenn die Welt voll Teufeln wär'
Und wollt mich gar verschlingen,
Und käm selbst der Herr Hauptmann her:
Es soll mir doch gelingen!
Hilf Gott, was ist die Liebe warm,
Wie geht die Brust, wie drückt der Arm!
Die Liebe, die Liebe, die ist nicht umzubringen!

Sonntag, den 2. November 1902.

Um Cléo de Merode zu sehen, beschlossen wir in die Blumensäle zu gehen, aber es war natürlich kein Platz mehr zu haben, denn sämtliche Münchener Künstler hatten vor uns das gleiche beschlossen. Recht ärgerlich verließen wir den Ort der Enttäuschung, aber siehe: unsere Blicke fielen auf ein kleines Biedermeierhäuschen mit Säulenportikus, und wir riefen aus: Es ist Ersatz gefunden! Denn im Giebelfelde dieses Häuschens ist, von zwei niedlichen Mädchen flankiert, Herr Kasperl Larifari zu sehen, der Letzte seines Stammes, aber nicht der Schlechteste, und das Häuschen ist Papa Schmids Marionettentheater, ihm von der Stadt München erbaut und von Münchener Künstlern ausgeschmückt. Es war nachmittags um 1 Uhr,

aber schon standen die kleinen Kunstenthusiasten, die nur den Preis des dritten Platzes, zwanzig Pfennige, erschwingen konnten, und harrten der Eröffnung, die um 3 Uhr stattfinden sollte. „Gibt's noch Billetten?" fragte ich einen der kleinen Burschen. „Ja," erwiderte er, (offenbar ein Habitué), „wenn's Taferl „Ausverkauft" noch nicht bei der Abortfrau ihrem Fenster außihängt, gibt's schon noch eine." Das Taferl hing noch nicht außi, und so gingen wir zur Abortfrau. Aber, natürlich, wenn der Mensch schon einmal Pech gehabt hat, hat er's auch gleich ein zweites Mal: gerade wie wir eintraten, wurde die letzte Karte verkauft. „Alles weg?" „Freili. Am Sonntag!" — „Aber ich bin ein Rezensent und reise morgen weiter. Fragen Sie doch den Papa Schmid, ob wir nicht noch zwei Plätze haben können." — „Schreiben tun's?" — „Ja, für die „Zeit" in Wien." — „Für a Wiener Blatt? Na, i frag halt. Warten's a weng." Und wir warteten im Vorzimmer der ersten Klasse mit Waschbecken und Extrahandtuch. Nicht umsonst, denn es wurde uns die angenehme Botschaft, daß wir zwei Extrastühle eingeschoben erhalten würden auf dem ersten Platz à 80 Pfennige. Wir freuten uns nicht weniger darüber, als wenn wir noch ein paar Plätze für die schöngescheitelte Cléo erhalten hätten, und waren punkt 3 Uhr zur Stelle, um das komische Zaubermärchen in drei Akten und sieben Bildern: „Fortunatus oder die Ohren der Prinzessin

von Marokko" zu ſehen. — Welch ein munteres Leben, welch laute und ſtille Erwartung in dem hübſchen, kleinen Amphitheater! Ach, daß uns ein ſolches Premièrenpublikum irgendwo einmal beſchieden wäre! Alle dieſe friſchen Augen und Lippen lachten: Theater! Theater! wie ſchön wird das ſein! — Plötzlich wird der Vorhang erleuchtet: erſtes Ah! der Genugtuung. Ein Klavier (unſichtbares Orcheſter) ſpielt eine Polka: ſchon klatſchen einige. Und nun das Klingelzeichen, — und eine Welle von entzückten Lauten geht durch das Publikum. Aber eine Stimme gebietet: „Ruhe!" und es wird gleich mäuschenſtill. — So bleibt es während aller ſieben Bilder, nur, daß hie und da ein ganz Kleiner, eine ganz Kleine ruft: „Mama, ich möchte mal 'naus!" Pſſt! Pſſt! rufen die Gröſſeren entrüſtet, die, erfahrene Genießer, alles Nötige vorher abgemacht haben. — Wie ſchön, wie luſtig war das aber auch alles. Welche Koſtüme! Prinz Fortunatus zuletzt gar in einer goldenen Rüſtung, und Kaſperl Larifari kann alle Glieder bewegen und ſpricht münchneriſch! Gorilla, der Kaiſer der Wildnis, tritt auf und mit ihm ſeine Frau, die Madam Meerkatze, nebſt den „Kindern beider", greulich ungezogenen Affen, die bloß pfauchen und Purzelbäume ſchlagen können. Knuzzimuzzi, der Leibſklave des Sultans von Marokko, iſt ein richtiger Mohr, der ſich voll Grazie auf den Bauch legen kann, wenn er ſeinen Gebieter begrüßt, aber die Prin-

zeſſin Zoraide iſt, trotz ihrer goldenen Pumphoſen, eine ſchlechte Perſon, der es ganz recht geſchieht, daß ſie Eſelsohren kriegt. Uebrigens geht alles gut aus, und Prinz Fortunatus ſieht ein, daß Weisheit beſſer iſt als Reichtum. Quod erat demonstrandum. — Wird auch das Publikum das einſehen? Werden Mazl und Linerl ihre Schulaufgaben nun mit größerem Eifer machen? Wer weiß! Doch eins iſt ſicher: in ihren Augen bleibt das ſchöne Bild, wie Fortunatus Gold regnen läßt, wie er, ritterlich in Gold geſchient, reumütig und ſchön vor ſeinen lieben Eltern erſcheint, wie Prinzeſſin Zoraide vor ihm niederſinkt und bekennt, daß ein gütiges Herz mehr wert iſt als Schöntun und Falſchſein. Und dann der luſtige Kaſperl, den man bloß anzuſehen braucht, um zu lachen! Das Linerl wird noch als Frau Lina lächeln, wenn ſie an den denkt und ſeine komiſche Lebensweisheit. — Iſt das nicht viel? Ich wünſche jeder großen Stadt einen Papa Schmid.

Soll ich auch jeder großen Stadt die „Elf Scharfrichter“ wünſchen? Es koſtet nichts, wenn ich es tue, aber es hilft auch nichts. Denn ſie ſind bloß in München möglich. In Berlin iſt das Ueberbrettl als ein Witz entſtanden und zugrunde gegangen, wie der Witz abgeſtanden war. Jeder Verſuch, die ihm zugrundeliegende gute Idee eines lyriſchen Theaters mit Varietécharakter ernſthaft auszuführen, mußte dort fehlſchlagen, weil der Begriff des höheren litera-

riſchen Ulkes allzu eng mit ihr verknüpft war. In München fand ſie ihre Verwirklichung durch Künſtler, die von vornherein den gröberen ſowohl wie den feineren Ulk, das Zugmittel für die Maſſen und Ueberſatten, ablehnten und aufs Eigentliche des Gedankens eines Künſtlerbrettls gingen. So war ihrem Unternehmen Dauer und reeller Erfolg beſchieden in dem Augenblick, wo zu den guten künſtleriſchen Qualitäten eine ordentliche geſchäftliche Leitung hinzukam. Freilich erfreuen ſie ſich dabei eines Vorteils, den in Deutſchland nur München bietet: einer gar nicht engherzigen, vielmehr recht freien und geſcheiten Zenſur. Was hier Frank Wedekind ſingen darf, wäre in keiner anderen deutſchen Stadt möglich. Aber mehr noch: Selbſt wenn es zum Beiſpiel erlaubt würde — man würde es nicht mit anhören können angeſichts eines Publikums, das derlei Freiheiten zu unerträglichen Frechheiten ſtempeln würde durch die Art der Aufnahme. Es würde als Zoten bewiehern, was in Wirklichkeit doch etwas beträchtlich Höheres iſt und darum nicht als Unflätigkeit, ſondern als Kunſtwerk aufgenommen werden will. Es iſt geradezu der Hauptvorteil der „Elf Scharfrichter", daß ihr Zuſchauerraum die Maſſe ausſchließt. Sie ſpielen in einem Saal, der eigentlich nur ein Korridor iſt und kaum mehr als 100 Zuſchauer faßt. Damit iſt auch die Intimität gewahrt, eine weſentliche Vorausſetzung der richtigen Wirkung der-

artiger Proben literariſcher Kleinkunſt. Ein Kabinett — kein Theater. Daher auch der angenehme Mangel an Prätenſionen. Alles primitiv, aber geſchmackvoll. Kaum etwas, das als künſtleriſche „Leiſtung“ prunken will, aber auch faſt nichts, das einer künſtleriſchen Note völlig entbehrte. In der Tat: Ein künſtleriſches Varieté und, weil derlei tatſächlich ſo nur hier geboten werden kann, eine Spezialitätenbühne künſtleriſchen Gepräges. Da ſpielen ſie zum Beiſpiel jetzt eine ſatiriſche Farce „Die Verſchönerungskommiſſion“ von Paul Schleſinger, ein köſtlich ungeniertes Ding voll der offenſichtlichſten Spitzen gegen die allerhöchſte Perſon des Deutſchen Reiches, das alles überbietet, was der Simpliziſſimus nur je gewagt hat, und ich möchte glauben, daß die allerhöchſte Perſon ſelber vor Vergnügen klatſchend auf den Schenkel ſchlagen würde, wenn die Reporter recht haben, die behaupten, daß ſie auf dieſe Weiſe applaudiert. Eine glänzende Ariſtophanerie im kleinen.

Montag, den 3. November 1902.

Um zu bemerken, daß München eine Kunſtſtadt iſt, hat man nicht nötig, Atelierbeſuche zu machen. Es genügt, durch die Stadt zu ſpazieren. Da iſt es denn erfreulich, zu ſehen, wie ſtark ſich hier der Zug zu einer modernen äſthetiſchen Kultur bereits durchgeſetzt hat. Die Architektur verſchmäht faſt ausnahmslos das

armſelige Kopieren alter Stile, ohne daß ſie doch in den üblen Fehler verfällt, um jeden Preis, das heißt auch um den Preis der Vernunft und ruhig bedachten Geſchmacks, neu und noch einmal neu und immer wieder bloß neu ſein zu wollen. — Ferner alles, was mit der Innendekoration zuſammenhängt: Teppiche, Tapeten, Vorhangſtoffe, Schmuckgegenſtände, Möbel, — ein Blick in die Schaufenſter genügt, um das angenehme Gefühl zu erwecken: es gibt wieder ein gutes Geſchmacksniveau, und auch der minderbemittelte Menſch von Geſchmack findet hier, was er braucht, wenn er ſich zu Hauſe mit ſchönen Dingen des täglichen Gebrauches umgeben will. Der ſchwere und dabei ſchwindelhafte Geiſt des Protzentums iſt ebenſo überwunden wie das Gefühl der Reſignation: willſt du was Schönes ſuchen, mußt du zum Trödler mit Antiquitäten gehen. — Beſonders auffällig iſt die künſtleriſche Höhe, die hier die Photographie erreicht hat. Nicht bloß bekannte Anſtalten wie die Ateliers Elvira, Veritas, ſondern auch kleine Anfängerfirmen leiſten Erſtaunliches. Hat man früher geſagt: wenn man in München gut ſpeiſen will, muß man nach Augsburg in die Drei Mohren fahren, ſo könnte man heute ſagen: willſt du dich in Berlin gut photographieren laſſen, mußt du nach München reiſen.

Von Ateliers konnte ich nur das Franz Stucks beſuchen, das, auch wenn es ganz leer

wäre, ein Augenlabsal ist in seiner heiter wundervollen Pracht. Ich fand den immer gleich zielbewußten, stetig vorwärts schreitenden Meister über einer kleinen Leinwand, auf der die Skizze eines großen Gemäldes zu sehen war, mit dem er sich, nach seinen eigenen Worten, wieder einmal eine Aufgabe stellen will, bei der er Gelegenheit hätte, „Schwergewichte zu stemmen". Er will die Pest darstellen. Das ist freilich kein Thema für Jongleure, sondern für künstlerische Meister der schweren Athletik. Da sein künstlerischer Bizeps seinem physischen entspricht, zweifle ich nicht daran, daß es ein Werk voll Kraft, aber auch voll Schönheit wird.

Innsbruck, den 4. November 1902.

Acht Stunden lang unausgesetzt im gesundregelmäßigen Viertakt eines Automobils durch einen unsagbaren schönen, sonnigen Herbsttag dahingefahren, — ein Genuß, der nicht zu schildern ist. Alle Lebenskräfte wachen auf, alles Verhockte, Verstockte, Faule, Grämliche wie weggeblasen, alle guten Geister der Kraft und Gesundheit mobil. Bewegung! Kraft- und Saftumsatz! Rhythmus und Raumüberwindung! Es ist eine rauschartige Steigerung des Lebensgefühls. Was konnte ich, dies auszudrücken, Besseres tun, als meiner Frau immer und immer wieder die Hände zu küssen?! Verse-

machen iſt ſchön, — dies iſt noch ſchöner. Was kann es Herrlicheres geben, als gemeinſam ſich durch die wechſelreiche Schönheit einer mit allen Reizen ausgeſtatteten Gegend dahintragen zu laſſen, von einer durch Menſchenhand bemeiſterten Kraft, die rhythmiſch tätig iſt? Wer die Wolluſt dieſes Dahinrollens kennt, erſehnt ſich nicht mehr die Kunſt des Fliegens. Feſt auf der Erde, aber wie im Sturme dahin. Jede Falte des Geländes benützend, Hügel hurtig hinauf und brauſend hinab, jetzt zwiſchen Wieſen und junger Saat, nun durch Wälder, Flüſſen entlang, über Brücken hin, Felſentore hindurch, hinter davontrabenden Herden her, in das Gaſſenwinklicht einer alten Stadt hinein, über Märkte weg voll Buden und Gewimmel, Schlöſſern, Burgen, Parks vorüber und vorbei an Pflügern und Hirten — immer den Bergen zu und plötzlich vor ihnen, da man ſie doch vor wenigen Stunden grau und verſchwommen, wie in einer Ferne ſah, die ſich dem Hinſtrebenden nur immer weiter zu entziehen ſchien. Wem ich gut bin, dem wünſch' ich dieſen Genuß, dieſes Glück.

II.

Innsbruck—Bozen—Eppan.

Schloß Englar im Eppan, 7. Nov. 1902.

In Innsbruck hatten, als wir dort waren, eben die welschen Studenten von den deutschen Prügel gekriegt. Nicht aber auf der Mensur mit Schlägern oder Säbeln, sondern auf ganz primitive Manier, mit Fäusten und Spazierstöcken, was man als gemeiner „Finke" Holzkomment nennt, während sich der Leipziger Korpsstudent, führnehm, wie er nun einmal ist, über den Fall so äußern würde: „Die deutschen Studenten haben sich gegen die welschen „in Realavantage" gesetzt." Ein ordentlicher, braver, wohlerzogener deutscher Korpsstudent tut so etwas nicht — wenn er es aber doch tut, so wird er auf vier Wochen aus dem Korps „gehängt", muß statt der schönen, bunten Mütze einen ganz gewöhnlichen Filzhut tragen, entbehrt des erzieherischen Einflusses des Frühschoppens, des Renommierbummels, der Kneipe, und wird

nur durch den Beſuch des Fechtbodens daran erinnert, daß er immerhin noch Beziehungen zur Elite der akademiſchen Bürger hat. Eine grauſame Strafe, aber berechtigt. Denn es iſt wirklich nicht ſehr nett von einem akademiſchen Bürger, wenn er einen anderen durchprügelt, ohne Sekundanten und Unparteiiſchen und ohne genaue Buchführung der „Blutigen“. Denn es muß Ordnung auch in der Keilerei ſein, Kultur, Stil, höherer Geſichtspunkt. Warum, ſo frage ich mich verwundert, haben die Deutſchen und Italiäner nicht eine P. P.-Suite ausgepaukt? Es ging ja im eigentlichſten Sinne pro patria?! Als auf den deutſchen Univerſitäten noch die alten Landsmannſchaften exiſtierten, die wirklich die Vereinigungen der engeren Landsleute waren, da lieferten ſich zuweilen Franken, Schwaben, Rheinländer derartige Schlachten, und aus jener Zeit ſtammt der Ausdruck: P. P.-Pauken. Aber freilich, man war einander nicht ſo böſe, wie Deutſche und Welſche in Innsbruck, denn man war ſchließlich eines Blutes, und wenn man ſich einander ein bißchen davon abzapfte, ſo geſchah es nicht ſo ſehr um der Feindſchaft, als um der Freundſchaft willen: Hau her, Bruder, daß ich wieder hinhauen kann! Ein etwas barbariſcher Ausdruck gegenſeitiger Hochachtung, aber immerhin gemütlich. — Davon iſt nun hier leider die Rede nicht. Man iſt ſich bitter Feind. Keine Spur von Gemütlichkeit und kameradſchaftlicher Geſinnung. Man

prügelt ſich, um einem hohen Senate der Univerſität und nicht minder einem hohen Miniſterium des Unterrichtes ad oculos zu demonſtrieren, daß man überhaupt nicht mehr wünſcht, einander Kamerad zu ſein. Darin ſind beide einig, Deutſche und Welſche: daß man auseinander möchte. Das Wort: ſich ſchlagen und ſich vertragen, iſt hier nicht am Platze, vielmehr ſchlägt man ſich, um es recht deutlich auszudrücken: wir wollen uns nicht vertragen. — Hübſch iſt das nicht, aber begreiflich. Eine Univerſität in Innsbruck kann wohl nicht gut anders als eine deutſche Univerſität ſein, und von italiäniſchen Studenten kann man es kaum verlangen, daß ſie deutſche Studenten werden. Freilich ſollte eine jede Univerſität ein Kosmopolis ſein, und akademiſche Bürger ſollten, unbeſchadet ihres Volkstums, den Ehrgeiz haben, ſich auch als gute Europäer zu fühlen und dementſprechend zu betragen, aber an den Grenzen weht ein ſcharfer Wind und ein jeder fühlt ſich hier auf Vorpoſten. Die Deutſchen haben es nicht vergeſſen, daß die Italiäner ſchon mehr als einmal den Anſpruch erhoben haben, ihre Grenze bis an den Brenner zu rücken, und man kann es ihnen nicht verdenken, daß ſie bei dem Gedanken wild werden. Es handelt ſich hier um eines der ſchönſten Stücke deutſcher Erde; dieſen köſtlichen Zipfel Süden wollen wir Hyperboräer uns nicht abwelſchen laſſen.

wenn wir auch ſonſt gar nicht zu den Signori-Freſſern gehören, vielmehr alles deſſen dankbarſt eingedenk ſind, was wir der großen Mutter europäiſcher Kultur, der ſchönen Italia, ſchuldig ſind. Von hier iſt uns der holdſtarke Vogelweider gekommen, und hier hat der derbtüchtige Wolkenſteiner in derſelben Sprache gedichtet, die hier noch im Munde der deutſchen Bauern lebt. Dies alles, bis hinauf gegen den Gardaſee hin, der ſelber ſeinen Namen noch aus deutſchem Sprachſtamme hat, iſt deutſch, wenngleich es mehr als eine Nuance von Italien hat. Deutſch und Welſch hat ſich zu einer wundervollen Einheit mit deutſcher Dominante verſchmolzen. Auch die Landſchaft drückt dies aus, denn ſie hat zwar bereits die große italiäniſche Linie, aber den deutſchen Wald. Wo dieſer aufhört, da beginnt Italien. In der Architektur iſt der italiäniſche Einfluß, der Einfluß der älteren und ſüdlicheren Kultur, unverkennbar, aber ſie hat dabei die intimſten Züge des Deutſchtums, das beim Heimbau aufs deutlichſte das zum Ausdruck bringt, wofür es dem Italiäner ſelbſt am Worte fehlt: die Gemütlichkeit. Alle dieſe Edelſitze und Schlöſſer haben trotz ihrer italiäniſchen Grundanlage viel mehr von der deutſchen Burg als vom italiäniſchen Caſtello. Erſt von Trient an wird das anders. Dorthin würde eine italiäniſche Univerſität nicht übel paſſen, wie ſich ja auch das Dante-Denkmal dort nicht

übel ausnimmt, das Land Italien mit den Augen ſuchend, während es das Land Tirol mit der Rückſeite begrüßt, die man, da Denkmäler nicht die Gabe haben, ſich zu ſetzen, allerdings nicht die Geſäßſeite nennen kann. Es iſt ein ziemlich temperamentvolles Monument, dieſes Trientiner Dante-Denkmal, und der Gegenſatz zwiſchen den beiden Nationen, die hier in aller Taubentraulichkeit friedlich nebeneinander wohnen würden, wenn es bloß auf die Wünſche einer k. k. Regierung und abgeklärter Freunde des Menſchengeſchlechtes ankäme, könnte nicht packender ausgedrückt werden, als wenn man es neben das Bozener Walther-Denkmal ſtellen würde — dos-à-dos natürlich. Der Dante von Trient ganz Grimm und Leidenſchaft, der Walther von Bozen ganz Sinnigkeit und Minnigkeit. So ſtellen die Völker in ihren geiſtigen Helden gerne ſich ſelber dar nach dem Bilde, das ſie ſich von ſich ſelber machen, und es kommt dabei weder eine geiſtige Porträtähnlichkeit der Helden noch der Völker heraus. Die Italiäner haben ſich in ihrem Dante von Trient meinem Empfinden nach geſchmackvoller geſchmeichelt, als die Deutſchen mit ihrem Walther von Bozen. So butterweich und zuckerſüß ſind wir denn doch nicht, ſelbſt dann nicht, wenn wir Lyriker ſind, und wir dürfen eigentlich verlangen, daß man, wenn in der ſüdlichſten deutſchen Stadt ein Sinnbild deutſcher Art errichtet wird in Geſtalt

eines deutſchen Dichters und Rittersmannes, nicht bloß den „Dichter“ hervorkehrte, wie ihn ſich ſchmachtſinnige „Mägdlein“ vorſtellen mögen, ſondern auch den ſtreitbaren Ritter und ſcharfen politiſchen Streiter, der nebenbei auch ein galanter Mann von Welt und Form geweſen iſt, mindeſtens ſo graziös wie gefühlvoll.

8. November 1902.

Es iſt gewiß eine gewaltige Sache, daß man die großen Schwellen zwiſchen den Stationen, deren ſchönſte wohl der Brenner iſt, gewiſſermaßen geebnet hat, indem man Schienenwege über ſie weg und durch ſie hindurch legte; das Eiſen, das ſonſt im Verkehr der Völker vornehmlich die Aufgabe hatte, zu trennen oder zu unterwerfen, erfuhr damit die ſchönere Anwendung, zu verbinden, freundſchaftlich nahe zu bringen. Aber die Kunſt der Ingenieure, die dies Erſtaunliche leiſtete, nahm doch auch, indem ſie gab. Sie gab Schnelligkeit und nahm Schönheit. Ehe ſie ihre Wunder ſchuf, kroch man langſam über die Berge, aber man fand Zeit dabei, ihre Schönheit zu genießen: von dem Augenblicke an, wo ihr bewundernswertes Werk fertig war, brauſte man wie im Sturm über die Berge weg und jagte durch ihr Inneres, aber man ſah meiſtens entweder nichts oder nur vorüberhuſchende Bilder. Und dies wenige ſah man als Gefangener. Denn auch die Freiheit

wurde der Schnelligkeit geopfert. Das Eisenbahnbillett wurde nicht nur mit Geld, sondern auch mit der Aufgabe des Selbstbestimmungsrechtes für eine gewisse Zeit bezahlt. Wer sich in ein Eisenbahncoupé begibt, begibt sich auf eine Weile seiner Freiheit. Jede Fahrt auf der Eisenbahn ist ein Gefangenentransport; die Wärter nennt man Schaffner, was sie aber nicht immer veranlaßt, höflich zu sein; die Gefängnisordnung nennt sich Eisenbahnreglement, ist aber darum nicht weniger in einem Stil verfaßt, der seine Imperative ohne alle Artigkeitsfloskeln vorbringt; da das Einzellensystem zu kostspielig ist, werden die Gefangenen, wenn sie nicht sehr reich sind und sich eine Privatzelle leisten können, in mehr oder minder großen Mengen zusammen transportiert, wobei allerdings auf die Portemonnaieleistung einige Rücksicht genommen wird, und eine reinliche Scheidung zwischen Tabakkonsumenten und solchen Leuten statthat, die, wenn sie sich schon darein finden müssen, eine Luft voll Kohlenruß und Polsterstaub einzuatmen, doch Wert darauf legen, daß diese nicht gleichzeitig mit Tabakrauch der verschiedensten Gestanksgrade versetzt ist. Ach, welche Lust gewährt d i e s Reisen?! Aber nein, man soll dieses Wort auch nicht ironisch auf eine Sache anwenden, die so gut wie nichts mehr damit gemein hat. Reisen ist freie Bewegung, Genuß des Freiseins, Befreiung aus der Enge — Reisen ist Freiheit. Also läßt sich

das Wort nicht auf eine Sache anwenden, die alle Merkmale der Unfreiheit an ſich hat. Die Eiſenbahn iſt ein ausgezeichnetes Transportmittel, aber das Reiſen hat mit ihrer allgemeinen Einführung ſo gut wie aufgehört. Mit der Möglichkeit, ſich ſchnell von Ort zu Ort befördern zu laſſen, ſtellte ſich der Wunſch, ja die nervöſe Begierde darnach ein — ſelbſt in den Fällen, wo Schnelligkeit gar nicht der Hauptzweck iſt. „Schnell weit weg“ wurde die Deviſe auch für Vergnügungsreiſen.

Aber die Technik ſtand nicht ſtill und holte mit dem Automobil nach, was ſie bei der Eiſenbahn verſäumt hatte, und ſie ſchuf damit den idealen Reiſewagen, die Vorausſetzung zu einer neuen Kunſt des Reiſens. Der Laufwagen, der zu ſeiner Bewegung weder Zugtiere noch feſtgelegte Geleiſe braucht, vereinigt in ſich alle Vorzüge des altmodiſchen Reiſewagens und der Eiſenbahn, ohne ihre Nachteile zu haben. Er gibt Schnelligkeit, Freiheit, Schönheit in einem. Wer nur einmal eine Reiſe in ihm gemacht hat, zweifelt nicht mehr daran, daß er der Reiſewagen der Zukunft iſt. Man denkt, hört man das Wort Automobil, freilich weniger an Reiſe- als an Rennwagen, und dieſer Gedanke löſt die Aſſoziation an wahnſinnige und lebensgefährliche Geſchwindigkeiten aus — achtzig, hundert und hundertundzwanzig Kilometer in der Stunde, überfahrene Tiere und Menſchen, Sturz in den Abgrund oder Ankunft in halbtotem

Zuſtande. Dieſe abenteuerlichen Vergnügungen von Millionären, die ſich die Situation der Lebensgefahr als beſonderen Reiz leiſten können, ſind aber nur die Sportnuance des Automobilismus. Sie war, ſo lange faſt nur Rennwagen gebaut wurden, eine Hauptſache, aber ſie wird immer mehr Nebenſache werden, ſeitdem große Fabriken in richtiger Erkenntnis der eigentlichen und bedeutſamen Perſpektive der Sache, ſich faſt ausſchließlich darauf beſchränken, Reiſewagen zu bauen, zu deren Erwerbung auch Leute von mittlerem Vermögen imſtande ſind. Ein derartiger Wagen iſt keiner phantaſtiſchen Geſchwindigkeiten fähig; mein Wagen „macht“ zum Beiſpiel nur 35 Kilometer in der Stunde, aber nach mehr gelüſtet mich auch nicht, denn, würde ich ſchneller fahren, würde ich weniger ſehen. Und ich will ſo viel und ſo gut ſehen, als nur möglich. Ich habe von Innsbruck bis Sterzing, wo wir Mittagspauſe machten, zwei und eine halbe Stunde gebraucht, aber dieſe Zeit hatte keine leere Minute, umſchloß eine ununterbrochene Reihe wirklich geſchauter, genoſſener Bilder. Wo es beſonders ſchön war, hemmten wir den Lauf und bummelten, und als wir bei Franzensfeſte in die ſüdlichere Landſchaft einfuhren, hielten wir wohl auch machmal ſtill und labten uns in aller Ruhe und Behaglichkeit an der üppigen Schönheit dieſes ſüdlichen Herbſtes. Denn die höchſte Schönheit will andächtig genoſſen ſein.

Mein alter Freund Torggler, deſſen grauhaariger Bauernſchädel ein wahres Magazin von Volksſchnurren iſt, hat nicht ermangelt, mir ſeinen Beſuch zu machen, und er hat mir als Gaſtgeſchenk auch gleich ein paar hübſche Geſchichten geſpendet, die wohl wert ſind, aufbewahrt zu werden. Nur ſchade, daß man die Sprache nicht mit wiedergeben kann.

„Kürzlich," ſo etwa erzählte der Alte, „bin ich dem Baron Andre Dipauli begegnet, oben in Matſchatſch (wo der Baron mitten im ſchönſten Buchenwalde ein kleines Schloß hat), und da hab ich ihn gefragt: Herr Baron, wiſſen Sie die Geſchichte, wie der Herrgott mit dem Teufel hat prozeſſieren wollen? Nein, ſagt der Baron. Alſo hab ich ſie ihm erzählt. Nämlich, es hat einmal im Himmel ſakriſch geraucht und der Herrgott hat zu einem Erzengel geſagt: „Du," hat er geſagt, „was iſt denn das heut wieder? Das iſt ja ſchier nimmer zum Aushalten mit dem Geſtank." „Ja," ſagt der Gabriel, „das iſt der verflixte Teufel da unten, bei dem iſt wieder mal der Rauchfang nicht gekehrt worden und die große Mauer zwiſchen der Hölle und dem Himmel hat nix als Löcher." — „Ja, die muß doch der Teufel vermörteln laſſen," ſagt der Himmelsvater, „das iſt doch ein für allemal ausgemacht?" „Freilich," ſagt der Gabriel, „ausgemacht is, aber der ſakriſche

Hundsknochen tut ja nie, was er soll!" — „Also gut," sagte der Herrgott, „verklagen wir ihn halt. Geh', sei so gut und hol' mir einen Advokaten." Der Gabriel tut die Flügel auseinander und hui — fort.

Es dauert eine Weile, dann kommt er wieder. — „Na," sagt der Himmelvater, „was is? Warum hast du den Advokaten nicht gleich mitgebracht." — „Ja, 'mei'," sagt der Erzengel und kraute sich hinterm Ohr, „das Prozessieren müssen wir uns aus dem Kopf schlagen, Himmlischer, — die Advokaten sind alle auf dem Teufel seiner Seite; bei uns im Himmel ist keiner zu finden."

„Was hat denn der Baron Dipauli dazu gesagt?" fragte ich den Torggler.

„Gelacht hat er und mir dann eine-andere Geschichte erzählt."

„Auch so eine?"

„Ja. Einmal ist ein Müller in Eppan gestorben, hat er erzählt, ein recht gottloser Kerl und er ist ohne Beichte und Absolution abgefahren. So kommt er denn zum Petrus und begehrt Einlaß. Nix is, sagt Petrus, ungebeichtet kommt man hier nicht herein. — Na, so beicht ich halt hier oben, sagt der Müller. — Sagt aber Petrus: So gescheit wäre schon mancher vor dir gewesen, du Haderlump, — wenn wir nur einen Geistlichen im Himmel hätten ..."

So predigt im heiligen Lande Tirol die Kirche Gottes, gemildert durch Humor, bei Bauern und Baronen.

III.

Schloß Englar in Eppan, 13. Nov. 1902.

Im Sommer mag man ſich manchmal von hier wegwünſchen; ich weiß es aus Erfahrung. Die Sonne, die es mit den Weinſtöcken ſo gut meint, hat dann den Menſchen gegenüber etwas Unbarmherziges; man wird ſchier geröſtet, wagt man ſich aus den kühlen Sälen der ſehr hitzedicht gebauten alten Anſitze hinaus. Aber im Herbſt iſt es köſtlich hier. Die hohe Schönheit dieſer Landſchaft, die zu den allerſchönſten gehört, die man nur ſehen kann, kommt um dieſe Jahreszeit erſt zur vollen Geltung, denn nun erhält ſie zur edlen Größe ihrer Linie den Reichtum und die Pracht der Farbe. Wie das Fell eines märchenhaft ſchön gefleckten Panthers hängt es die ſtolzen Flanken der Mendel herab; rotbraun und goldgelb und ſchwärzlich grün. Das rote Braun kommt von den ſchönen Buchen; das goldig leuchtende Gelb iſt das der Lärchen; die Tannen und Fichten geben das dunkle Grün. Dieſe Farben, mit denen ſich die mittleren

Berge ſchmücken, ſind ſatt und voll, aber das flachere Gelände, dieſer ſchier endloſe Weingarten des alten Appianum, den ſchon die Römer angelegt haben, iſt von einem zarten, blaſſen, ins Gelbliche gehenden Grün überzogen, und von den hohen Dolomiten herunter, dem breiten Schlern und dem zackigen Lattemar, grüßt es grau und weiß: Stein und Schnee. Weſſen Augen des Glückes der Farbe fähig ſind, der darf hier ſchwelgen. Allein das Blau des Himmels iſt eine Luſt und Gnade. Aber die eigentlichen Wunder ſchenkt der Abend. Der Herrlichkeiten des eigentlichen Sonnenunterganges wird man nicht ſo teilhaftig, wie in der Ebene. Ihren Anblick verwehrt die Mendel, die es auch verſchuldet, daß die Schatten früher kommen. Während wir hier ſchon längſt ohne Sonne ſind, iſt es drüben über der Etſch, in Girlan, noch hell; aber die blauen Schatten rücken vor, das Mittelgebirge hinauf, und nun liegen nur noch die nackten Seiten der Dolomiten in leuchtender Sonne: orangen glühend. So ſtark glühend, daß ein Reflex davon bis hieher, auf meinen Schreibtiſch, fällt, einen ganz, ganz zarten Hauch dieſer Farbe auf mein Schreibpapier werfend. Jetzt: wie weggewiſcht — was eben noch Glut war, iſt wie Aſche geworden: grau. Tiefſchwarz ſteht das Mittelgebirge davor. Aber ſiehe: nun rückt der volle Mond empor, gerade über dem Schlerner Horn — die Glatze des Todes. Nun wird alles ſilbern

weiß werden ... Aber nein, etwas Wunderbares begibt ſich: die eben noch grauen Steinwände der Dolomiten erröten ſanft, wie aus ſich ſelbſt, ganz zart fleiſchfarben. Alles um ſie hat die Farbe des Todes; ſchwarz oder kalt weiß; nur ſie leuchten in der Farbe des Lebens. Sind ſie es wirklich? Iſt es vielleicht nur ein Phantom von ihnen? Es iſt wie eine Fata Morgana, wie eine Luftſpiegelung. Dieſe gewaltigen Steine ſind wie ein leuchtender Hauch, ein gelblich roſafarbener Schemen. Lebt König Laurin wirklich? Blühen ſeine Roſen noch? Ein Zucken — vorbei. Entzaubert ſtehen die Felſen in Grau, und „der Mond wirft ſeinen Silberſpeer".

Den 16. November 1902.

Hier müßte ein Mathematikprofeſſor zum Romantiker werden. Alles verführt hier zum Fabulieren. Was iſt der Rhein mit ſeinen paar Burgen gegen die Etſch mit ihren Schlöſſern und Ruinen! Die Berge ſelber ſtehen wie rieſige Kaſtelle da, mit Mauern und Scharten und Zinnen und Türmen. Es ſind nicht die ſpitzgipfeligen Berge der nördlichen Alpen, ſondern die zügigen Berge des Südens, die mehr wie rieſig breite, erſtarrte Wellen ſind. Und bis hoch an die Grenze der Vegetation hinan Heimſtätten der Menſchen und ihres Gottes. Fünfzehnhundert Meter überm Meer liegt der Wallfahrts-

ort Weißenstein, zu dem noch heute die frommen Tiroler pilgern, die sich ihren Glauben auch ein paar Tropfen Schweiß kosten lassen. Prachtmenschen, diese Bergbauern, die sich auch die alte Tracht und die alte treue Einfalt bewahrt haben, ehrlich und fest, tüchtig und derb. Die Einsamkeit, in der sie auf freier Höhe leben, immer die herrliche Weite um sich, in nichts beengt, weder von Menschen noch von Sachen, hat alles Gute und Starke in ihnen gut und stark erhalten, während ihre Brüder unten im Tale leider vielfach allerlei fatale Züge angenommen haben.

Es ist ein hohes Vergnügen, hier herumzusteigen. Das geht noch übers Automobilfahren. Da gibt es einen wunderbaren Saumpfad oberhalb Eppan, immer durch den Wald, manchmal ein bißchen unbequem, zuweilen wohl auch etwas halsbrecherisch, aber vom ersten bis zum letzten Schritt so voller Reize, daß man nur immer die Arme ausbreiten und rufen möchte: O du wunderschöne Welt! Denn man hat angesichts des vollkommen Schönen in der Natur durchaus kein Begehren, sich originell auszudrücken und Trivialitäten zu vermeiden. Auf diesem Wege kommt man, aber immer hoch darüber, an ein paar schönen alten Schlössern vorbei. Da ist zuerst Freudenstein, wo, als ich noch hier hauste, vor etwa fünf Jahren, ein paar alte Fresken entdeckt worden sind, die ich Kunstgelehrten, wenn sie nebstbei auch Kunst-

genießer ſind, wohl empfehlen möchte. Es iſt da ein Urteil des Paris zu ſehen. Der galante Trojanerprinz iſt als junger deutſcher Ritter dargeſtellt, feſt und ſchön geſchient, ein hübſcher Burſche. Die göttlichen Damen haben nichts an als ein paar goldene Spangen und Ketten um die Arme und an den Füßen zierliche rote Pantöffelchen — eine recht raffinierte Koſtümierung, ganz à la Felicien Rops. Und was für zierliche Figürchen ſie ſind! Die Grazie iſt deutſchen Künſtlern nicht immer fremd geweſen. — Dann kommt, ziemlich hoch, dicht am Walde, das alte Sanct Valentin, von allen Eppaner Schlöſſern, ſo ſchön ſie alle liegen, das am ſchönſten gelegene. Es gehört den Abkömmlingen jener Tiroler Poſtmeiſterstochter, die in der Tracht eines Poſtillons einen öſterreichiſchen Erzherzog in ſich verliebt machte und nachher Gräfin zu Meran wurde. In der kleinen Kapelle ſind ein paar ſchöne alte Tafelbilder. — Nun bei Perdonig vorbei, wo Kirche und Pfarrwiddum ein Dach über ſich haben, der Pfarrer mit dem lieben Gott alſo in einem Hauſe wohnt, was wohl in katholiſchen Landen und auch ſonſt eine Seltenheit iſt. Uebrigens ein ſeltſam abgelegener, wie in einem Winkel verſteckter Ort von einem in dieſer Gegend ganz fremd anmutenden nördlichen Gepräge. Hier zieht der Winter einen Monat früher ein als in dem Gelände ringsum, und er hält ſich auch einen Monat länger auf.

Nicht weit von hier liegt die schöne Ruine des alten Prachtschlosses Boimont, wo es auch eine „weiße Dame“ gibt, die der Thurmbach-Louis, wenn ich ihm glauben darf, mehr als einmal gesehen hat, und von der eine seltsam verworrene Geschichte handelt, die man, wenn man sie nicht in den Versen des alten Geisterssehers wiedergeben kann, am füglichsten wohl im alten romantischen Tone der Rittergeschichten erzählen mag. Etwa so: Zwei Grafen wohnten und herrschten auf Hoch-Eppan, der Zwingburg des Landes, die aus dem Felsen emporwächst, nicht wie ein Bau von Menschenhand, sondern wie ein Gebilde der Natur. Sie waren Brüder, voneinander verschieden wie Tag und Nacht. Eckhardt hieß der eine. Das war ein rascher und frischer Jüngling, blond von Haar, von Augen blau, rotwangig und heiter, und allen Jungfrauen und wohl auch manchen Ehefrauen ein Wohlgefallen, dazu von feinen Sitten und in allen ritterlichen Künsten Meister. Jagd und Tanz war seine Lust. Ganz anders Zeno, sein Bruder. Der war schwarz von Haar, Bart und Auge, im Antlitz aber blaß, und seine Augen lagen tief. Tagsüber, wenn Eckhardt hinausritt, sich auf der Jagd zu tummeln, saß er düster im Gestühl, verdrossen in sich hineinbrütend, als täte ihm die Sonne weh. Erst wenn die Aveglocke Feierabend kündete, wachte er auf, schwang sich auf seinen Rappen und brauste in die Nacht hinaus, in der es ihm

ſehr wohl ſein mußte, denn nie kehrte er vor Hahnenruf heim. Wo er geweſen und was er getrieben, erfuhr niemand. Auf dem benachbarten Schloſſe Boimont, das von Hoch-Eppan aus durch eine tiefe geröllige Schlucht getrennt iſt, wohnte ein alter Ritter mit ſeiner Tochter Johanna. Die war ſo ſchön und hold, daß alle Menſchen ſie lieben mußten — alſo auch Eckhardt und Zeno. Aber des Fräuleins Herz gehörte nur dem Einen, der die hellen Augen und die roten Wangen hatte und die friſchen Lippen, die ſo luſtig zu lachen, ſo warm zu küſſen verſtanden. Er beugte vor dem alten Ritter Knie und Haupt und erhielt den Segen der Verlobung. Das war am Tage. In der Nacht aber kam ein Ritter ans Tor von Boimont, hob den Torhammer und ſchlug an. Seine Augen glühten, ſeine weiße Hand bebte, die blaſſen Lippen lagen aufeinander wie die Blätter einer welken, vom Froſte verſengten Roſe. Eine Weile war es ſtill. Dann kam ein Rauſchen heran, und das Tor tat ſich auf, ohne daß ein Riegel klirrte. Heraus trat eine hohe Frau in weißem Gewande. Der Schleier wehte von ihr. Sie wandte das Haupt zur Seite, aber ihre Arme ſtreckten ſich zu dem Blaſſen. Der nahm ſie an ſich und küßte ſie mit wilder Gier und ſtöhnte tief auf: Ich liebe dich, du Weiße! Ich liebe dich, du Bleiche! Ich weiß, dein Blut iſt weit von hier. Ich weiß, dein Blick iſt weit von hier. Ich weiß,

dein Leben ist nicht bei mir. Aber ich liebe dich, du Hauch der Nacht!

Erst als es im Tale grau wurde, ließ er sie aus seinen Armen und ritt davon.

König Laurins Rosen wachten auf und warfen ihren Schein in die Fenster Hoch-Eppans, aber nicht einmal unter ihrem Leuchten wurden die Wangen Zenos rot, der dort mit offenen Augen schlafend lag und im Schlafe keuchte.

Aber rot und leuchtend wie die Rosen des Märchenberges trat Eckhardt in die Kammer und rief: „Nachtvogel, wach' auf! Schüttle die Mohnkörner aus deinem schwarzen Bart! Heut' sollst du zum erstenmal in deinem Leben lachen, denn die süße Johanna ist meine Braut!"

Zeno verzog seinen Mund — aber ein Lächeln war es nicht. Und er sprach, sehr leise und langsam, dies: Du träumst töricht, Knabe. Laß dein Träumen! Oder du wirst trüb aufwachen — Johanna ist mein.

Eckhardt griff nach seinem Schwerte. Zeno aber sprach: Es ist noch nicht die Zeit. Heute nacht vielleicht — wenn du Mut hast. Heute nacht, wenn ich sie dir zeigen werde: deine — meine Johanna, vorm Boimonter Tor.

Eckhardt fühlte einen Schauer den Rücken hinab und ließ die Hand vom Schwertgriff. Zeno sprach: Nicht vor Schlag zwölf! Eckhardt taumelte hinaus. Wie er aber den jungen Morgen sah und das Glühen der Berge, wurde sein Herz wieder froh, und er schwang

ſich auf die Mauer und ſah hinüber nach Boimont, wo ihm aus dem Fräuleinturm ein weißer Schleier entgegenwehte. „Der arme, nächtige Narr!“ dachte er bei ſich und rief über die Schlucht hinüber: Heut' nacht um zwölf! — Der Schleier winkte: Ja!

Schlag zwölf war Eckhardt am Tor. Er brauchte nicht zu warten. Die Riegel klirrten, die Flügel taten ſich auf und die Liebſte hing an ſeinem Halſe, warm wie das Leben. Herz pochte an Herz, Mund lag auf Mund — da vergaßen die beiden die Welt. — Da kam ein Rauſchen von hinten her, aus dem Burghofe, und es war, als ob ein ſchneidender Wind in ihre heiße Glückſeligkeit führe, und ſie mußten die Lippen voneinander laſſen und ſich umwenden. Grauſen — was ſahen ſie da! Zeno ſchritt über den Burghof, und an ſeiner Seite eine hohe Frau in Weiß, von der der Schleier wehte: Johanna! — Eckhardts Braut fuhr ſich über Stirn und Auge, ſchrie gell auf, griff ſich nach dem Herzen und machte wankend einen Schritt nach vorn. Eckhardt aber ſtürzte, das Schwert gezogen, vorwärts, auf Zeno los. Der kreuzte die Arme und — lächelte. Vor dieſem Lächeln fiel das Schwert aus Eckhardts Hand. Johanna! rief er laut und ſtarrte ins Angeſicht der Weißen. Die kam mit ſchwebenden Schritten auf ihn zu. Eiskalt griff es ihn ans Herz. Er wollte ſich umwenden, zu ſeiner Braut, und er rief: Nicht du! Nicht du! — Aber ſein

Genick war ſtarr und die Weiße kam ihm nahe; zwei große Tränen rannen ihr die Wangen herab und ſie ſprach mit Johannas Stimme: Ich bin's ja, mein Eckhardt, ich bin's! Und neigte ſich tot über den Toten.

Zeno ſchritt an den Leichen vorüber. Am nächſten Morgen fanden die Knechte auch ihn tot im Bette.

Johanna aber läßt ſich noch heute im weißen Gewande mit wehendem Schleier am zerfallenen Tore von Boimont ſehen — wenigſtens dem alten Thurmbach-Louis, der die Gabe hat, Geſpenſter zu ſchauen und in Verſen von ihnen und ihren Schickſalen im Leben zu erzählen —, wie ich es hier in Proſa verſucht habe, da ich leider kein Geiſterſeher bin.

Augenblicklich baut er der Mutter Gottes aus Tuffſteinen eine Kapelle über einer Quelle, von der er ſagt, daß Maria ihm verkündet habe, ſie heile alles Wehtum, das Menſchen heimſucht.

Aber die Eppaner glauben ihm nicht, wenn er auch die Gabe hat, in Verſen zu reden. Auch ſie wiſſen es wohl, daß Dichter gern lügen. — Er ſollte wenigſtens in Proſa ſchwärmen, der alte Thurmbach-Louis.

Kleine Reiſe

Ich hatte mich mehr als vier Monate lang den wildesten und schädlichsten nächtlichen Ausschweifungen ergeben, denen ein Mensch unterliegen kann, wenn die natürliche Anlage zum Laster des Arbeitens bei ihm mächtiger ist als die Gabe beduchtsamen Maßhaltens. Es war so weit gekommen, daß ich früh um acht ins Bett ging und nachmittags um vier aufstand. Mitternacht war für mich Mittag geworden, und ich vernahm sowohl die nächtlich schluchzende Nachtigall wie die morgendlich tirilierende Lerche, nicht zu vergessen das biedere Käuzchen, das so seltsam klagt, wenn es verliebt oder hungrig ist. So viel Musik geht auf die Nerven. Ein guter Freund (meine Frau) drückt mir ein Köfferchen und etwas Reisegeld in die Hand, zitierte die Lehren von Nervenärzten der verschiedensten wissenschaftlichen Ueberzeugungen, die aber alle darauf hinausliefen, daß der Mensch in der Nacht schlafen soll, und setzte mich mit diesen Worten vor die Tür:

Fahre wohl! — Wieso? fragte ich; ich sehe kein Automobil, und ich würde mich selbst

Lügen ſtrafen, wenn ich mit der Eiſenbahn reiſte. Ich bin doch kein Frachtſtück. — Du ſollſt auch nicht zu deinem Vergnügen, ſondern zur Strafe reiſen, antwortete der grauſame Freund, und außerdem macht es einen beſſeren Eindruck, wenn du mit der Eiſenbahn fährſt. Die dritte Klaſſe wird am wenigſten übelgenommen.

So trabe ich mit meinem Köfferchen ab. Es war halb ſieben Uhr abends, und ich hatte ſchreckliches Heimweh nach meinem Schreibtiſche. Aber ich wußte: Umkehr war ausgeſchloſſen. Sämtliche Fallbrücken meines Schloſſes (ich habe bekanntlich ein Schloß) waren ſofort hochgezogen worden, und wenn ich im Hemd und auf den Knien um Einlaß gewimmert hätte, man (man!) würde mir die Zunge des Hohnes gezeigt haben.

Alſo ſtieg ich in den „Nahperſonenzug", wie man jetzt in München die Vorortzüge heißt, weil darin die Perſonen oft ſehr nahe beieinander ſitzen.

Das erſte Ziel meiner Reiſe war München. Da ich die Tour Paſing-München etwa alle zehn Tage mache, erlebe ich auf ihr nichts mehr. Nur die ſelten betretene Ferne ſpendet Abenteuer. Doch erſchien es mir merkwürdig und als ein gutes Omen, daß von Paſing bis Laim (ſprich: Loam, das m naſal) niemand den Walzer aus der Luſtigen Witwe ſummte. Dafür ſtieg in der Station Zentralwerkſtätte (ſprich: Tralwerkſtätte) ein Bahnarbeiter ein, der ſich über

die „Salome“ kritisch äußerte. In München (sprich: Mingka) war ein Menschenauflauf auf dem Starnberger Bahnhof, weil der Teckel (sprich: Dackl) eines Kunstmalers sich weigerte, den Zug zu besteigen. Da der Dackl beim Münchener Publikum göttliche Verehrung genießt, fehlte nicht viel, daß der Maler gelyncht worden wäre, weil er das edle Tier, das ihn besaß, ein Luder zu heißen wagte. Eine alte Dame schloß ihn (nicht den Maler, der durchaus Nebenperson war, sondern den Dackl) in die Arme und überredete ihn mit einer Regensburger Wurst, seinen zweifellos sehr berechtigten Widerstand aufzugeben und nach Pasing zu reisen.

Ich aber, als ich die Regensburger Wurst sah, sprach: Sit Omen! und beschloß, nach Regensburg zu reisen.

Eine schöne Festigkeit kam über mich. Ich hatte ein Ziel. Ich werde heute nacht dort schlafen, sagte ich mir, wo der Regen in die Donau fließt (wenn ich nicht irre); ja, ich werde sogar dann in Regensburg schlafen, wenn dort ein anderer oder gar kein Fluß in die Donau fließen sollte.

Ich hätte das nicht mit solcher Bestimmtheit behaupten sollen, denn der letzte Regensburger Zug fuhr gerade ab, als ich an die Schranke kam.

Was tun? Sollte ich fünfzehn Bahnminuten von meinem Schloß (ich besitz bekanntlich ein

Schloß) entfernt in einem Münchener Hotel übernachten? Unmöglich! Fünfzehn Minuten von meinem Schreibtiſch entfernt kann ich ſicher nicht ſchlafen. Zum Glück belehrte mich ein königlich bayeriſcher Fahrplan, daß 11 Uhr 15 Minuten ein Zug nach Landshut ging. Ein vortrefflicher Zug ſogar: ein Eilzug, der nur dreiviertel Stunden länger braucht als ein Schnellzug. Ein Eilzug iſt nämlich kein Schnellzug. Nur ein Schnellzug iſt ein ſchneller Zug an ſich. Ein Eilzug iſt nur ein gemeiner Zug, der es etwas eilig hat. Sagen wir: ein Bummelzug, der mit ein paar Minuten renommiert, die er früher ankommt, als es ſein Temperament eigentlich erlaubt. Wer Sinn für den Reiz der Nüance hat, wird das ſympathiſch finden.

So beſchloß ich denn, dieſen ſympathiſchen Zug zu nehmen und in der Zwiſchenzeit Kunſt zu genießen.

Ins Hof- und Nationaltheater (ſprich: .... doch nein: es iſt nicht alles zu ſchreiben erlaubt, was ein königlich bayeriſcher Darſtellungsbeamter ſagen darf) wollte ich nicht gehen, weil ſich dieſes Inſtitut augenblicklich im Kriegszuſtand befindet und der Zweck meiner Reiſe ja Beruhigung ſein ſollte. Das Stück, das im Schauſpielhaus gegeben wurde, kannte ich ſchon, weil ich es trotz des ſtrikten Verbotes, das Lyrikern jede dramatiſche Tätigkeit ſtreng unterſagt, ſelber geſchrieben habe, und über die Novität des Volkstheaters,

„Charleys Tante", habe ich mich bereits als bartloser Jüngling totgelacht. Also wandte ich meine Schritte dem Deutschen Theater zu, das seinen Namen in der Tat führt, weil der echte Deutsche das Varietétheater jedem anderen vorzieht.

Heilige Nemesis! Fräulein Bozena Bradsky trat „in ihrem Repertoire" auf, und dazu gehört natürlich die Melodie zum Lustigen Ehemann, wenn auch dessen vertrallallatisierter Text, den ewigen Göttern sei Dank, endlich zum wohlverdienten Orkus hinabtrallat ist. Aber immerhin: zum Melancholischwerden war's doch, obwohl Fräulein Bradsky noch immer eine charmante Künstlerin ist. Indessen vertrieb die himmlische Rosario Guerrero, die wirklich ein Rosenkranz von Schönheit, Grazie und Kunst genannt werden darf, alle schwarzblütigen Anwandlungen. Alle Gnaden, mit denen der Himmel die romantischen Völker ausgezeichnet hat, sind über sie ausgegossen. Alles an ihr ist lauterste Schönheit, und zwar, mit Feuerbach zu reden, „Schönheit mit lebendigem Inhalt". Es erscheint wie ein unbegreifliches Wunder, daß derlei Offenbarungen sich in ihrer Reinheit erhalten können, obwohl sie täglich produziert, zur Schau gestellt werden. Es gibt in der Kunst eine unbefleckte Empfängnis.

Ich ergriff die Flucht, als ein Wiener Komiker das Gebiet der Zeitgeschichte mit Witzen be-

trat, die nicht auf das Zwerchfell, sondern auf den Magen wirkten.

Mein behaglich dahinschlendernder Eilzug behob das Gefühl von Uebelkeit bald, und es tat mir fast leid, als er mich kurz vor ein Uhr in Landshut absetzte. Gleich einer Wiege hatte er mich müde geschaukelt. Jetzt fahr' ich, dacht' ich mir, im Hotelomnibus zum alten „Kronprinzen" neben der Martinskirche, die den zweithöchsten Kirchturm der Erde besitzt, und dann will ich schlafen, daß es eine Art hat. Selbst die Falken in der Turmrose des heiligen Martin sollen in ihrem gotischen Neste nicht besser schlafen.

Wieder eine voreilige Behauptung. Keine Ahnung von einem Hotelomnibus war da, und ein anderer Wagen auch nicht.

Nun wäre es das Nächstliegende gewesen, zu Fuße zum Kronprinzen zu pilgern, das Köfferchen in der Hand und den Torgauer Marsch auf den Lippen. Eine halbe Stunde durch die Nacht zu wandern ist am Ende noch keine Pönitenz.

Aber da taucht der böse Engel der Faulheit neben mir auf in Gestalt eines Landshuter Bürgersmannes mit einem großen Bart aus brauner Wolle im Gesichte. Und sagt: Hundert Schritte links steht ein Gasthof .... Hundert Schritte links ..., das ist eine Minute gegen dreißig! — und ich wog das Köfferchen und ging hundert Schritte links. Fröhlichkeit im

Herzen, das Köfferchen in der Hand und den Torgauer Marſch auf den Lippen.

Ich hätte beſſer einen Trauermarſch pfeifen ſollen.

Auf das Gaſthaus? Nein, auf mich. Den Trauermarſch eines Sybariten.

War das Bett nicht ganz erträglich? Das Zimmer nicht immerhin ein Zimmer?

Ja doch. Aber es roch muffig, und in den Krügen war kein Waſſer. Und dann: nebenan rangierten fleißige Leute die Güterzüge. Und: die Stearinkerze hatte einen ſchlechten Atem und brannte außerdem düſter. Und: das Fenſter war undicht. Und — überhaupt! Ich werde doch wohl noch das Recht haben, abends ein Glas Waſſer zu trinken und in Balzacs „Contes drôlatiques“ zu leſen! Wie?

Und dann: Ruhe! Herrgottsdonnerwetter, Ruhe! Wenn ich einſchlafen ſoll, iſt es keiner Mücke erlaubt, zu nieſen, geſchweige denn, daß königlich bayeriſche Lokomotiven losbrüllen. Ja, brüllen! Denn das iſt kein Pfeifen, ſondern wüſtes Gebrüll. Ich verbitte mir das! Auch ſoll das Fenſter nicht quietſchen und — ewige Vorſehung, iſt das erlaubt? —: jetzt ſchnarcht ein Menſch! Es gibt da nebenan einen Menſchen, der die Frechheit, ja die Infamie beſitzt, zu ſchnarchen. Zu ſchnarchen? Nein: er röchelt. Verröcheln ſoll er. Ich bezahle die Beerdigung.

Ob ich einen Stiefel gegen die Tür ſchleudere!

Der Einfall iſt gut. Aber dieſes Gaſthaus

ſcheint, dem Stallgeruch nach zu ſchließen, hauptſächlich von Perſonen des Fuhrgewerbes frequentiert zu werden, und dieſe pflegen ebenſo hitzig wie ſtark zu ſein. Ich bin nicht feig, ſoweit es ſich um Realinjurien von Leuten handelt, die Viſitenkarten haben. Wo aber die Viſitenkarte durch einen Peitſchenſtiel erſetzt wird, habe ich die Empfindung, daß es gefährlich iſt, den Schnarchenden zu wecken.

Alſo tobte ich meinen Zorn ſchweigend aus. Und richtig: wie ein böſes Kind ſich in den Schlaf weint, wütete ich mich in den Schlaf. Die Uhr hatte eben drei geſchlagen, als ich eingeſchlafen war. Als ich erwachte, war es halb vier.

Eine halbe Stunde! Wenn „man“ das zu Hauſe wüßte! Dazu war ich alſo von meinem Schreibtiſch verjagt worden, um hier, einem Fuhrmann benachbart, völlig unproduktiv meinen Grimm in mich hineinzufreſſen? Eine halbe Stunde!

Ich ſtand auf und ſockte im Zimmer hin und her wie ein traurig unſteter Eisbär hinter den Käfigſtangen.

Bis um fünf. Dann nahm ich mein Köfferchen und wandte mich von dannen. Da ich mich nicht hatte waſchen können, das Waſchzeug aber mechaniſch beim Eintritt ins Zimmer ausgepackt hatte, ſo vergaß ich es mitzunehmen. An dem Brunnen, an dem ich mich wuſch, ſtöhnend, als ob das etwas Furchtbares wäre, während

es doch eigentlich sehr poetisch ist, sich an einem Brunnen zu waschen (nicht?), merkte ich es nicht. Und nun trauert meine verwaiste Seifendose und meine Handbürste, die wie ein märchenhaft nach allen Seiten Borsten ausstrahlendes Tier aus der Zoologie Markus Behmers ist, in der schmählichsten Verlassenheit auf einem schlechthin unmöglichen Waschtisch aus Blech, das Marmor heuchelt.

Der Bahnhof zu Landshut war nicht darauf vorbereitet, mich in so früher Morgenstunde würdig zu empfangen. Der Mann, dem ich mein Köfferchen bis 6 Uhr 40 Minuten anzuvertrauen gedachte, da es mir komisch vorgekommen wäre, meinen kümmerlichen Reisebesitz unablässig in der Hand zu tragen, wie es Damen mit ihren Pretiosentaschen tun, erhob sich eben hinter einem Verschlage und erschien in Unterhosen, die so sehr ohne alle Beamtenauszeichnung waren, daß ich mich anfangs fragte, ob ich einem so mangelhaft beglaubigten Manne mein Gepäck überlassen dürfte. Da er aber bald darauf eine Beamtenmütze aufsetzte, überantwortete ich ihm, durch ein bißchen dunkelblaues Tuch sofort beruhigt, alle meine Instrumente zur Aufrechterhaltung der persönlichen Reinlichkeit, mein Nachthemd, meinen schönen Balzac-Band, meine Taschentücher, meinen Bädeker über Süddeutschland, und ein Gedicht, von dessen unbeschreiblicher Herrlichkeit ich so lange überzeugt sein werde, bis es gedruckt vor mir liegt. Denn durch

die Berührung mit Druckerschwärze verlieren alle meine Gedichte für mich jeden Reiz. Gefühle, die durch eine Buchdruckpresse gegangen sind, sind wie aufgespießte und hinter Glaswänden zur Schau gestellte Schmetterlinge. Jeder Adolf Bartels kann seine Nase darüber halten. Freilich auch jedes hübsche und zärtliche Kind sein Näschen. Lassen wir also das Schelten.

„Bitte, wann gibt es Kaffee?" fragte ich eine rüstige Niederbayerin, die mit aufgeschürzten Röcken in der Restauration zweiter Klasse den Kehrbesen regierte.

„In der zweiten Klasse um sechs," antwortete die junge Magd, „in der dritten Klasse halb sechs."

„Siehstewoll!" sagte ich mir, „so gleicht sich auf der Welt alles aus. Die Aristokratie muß warten, weil ihrem Lokal höherer Glanz verliehen wird."

Da ich äußerst aristokratisch angelegt bin, beschloß ich, erst um sechs Uhr Kaffee zu trinken und bis dahin meinen Gedanken peripatetisierend nachzuhängen.

Literarhistorisch halb gebildet, wie ich bin, dachte ich daran, daß auf der Universität Landshut Arnim und Brentano oder auch vielleicht bloß Arnim oder Brentano studiert haben, und daß dem einen oder dem andern, oder auch beiden, hier zuerst der Reiz des alten Deutschland aufgegangen sein mag. Denn Landshut ist ein entzückend altertümliches Städtchen, das

die wunderlichſten Giebelfronten aufzuweiſen hat, die man ſich denken kann. Es gibt dort eine Straße mit lauter gotiſchen Häuſern. Aber da ſich ſeit der Gotik der Geſchmack geändert hat, ſo iſt das Gotiſche an dieſen Häuſern wegfriſiert worden, und man hat die urſprüngliche Giebelform aufs wunderlichſte verſchnörkelt. Die Barockzeit wulſtete ſie bloß aus, in der Biedermeierzeit aber maskierte man ſie geradezu, und ſo gibt es in Landshut Giebel, die wie der Querſchnitt einer Vaſe ausſehen.

Dies und anderes rief ich mir ins Gedächtnis zurück, als ich im Warteſaal dritter Klaſſe eine Kellnerin mit einer großen Kaffeekanne einherwandeln ſah. Ich drängte meine ariſtokratiſchen Tendenzen gewaltſam zurück und ſtieg zum gemeinen Volke hinab, indem ich mich neben einem Manne niederließ, der eine in ſchwarzes Tuch eingeſchlagene Trompete bei ſich führte.

„Grüß Gott, Herr Nachbar!“ ſagte der Mann.

„Grüß Gott, Herr Kollege!“ ſagte ich; „wo blaſen Sie heute?“

Er nannte einen Ort, der auf . . . fing endigte, und fügte hinzu, daß dort eine Hochzeit ſei.

„Und da müſſen Sie ſchon früh um ſechs dort ſein?“ meinte ich.

„Nun natürlich,“ ſagte er, „es iſt doch den ganzen Tag Hochzeit!“

Den ganzen Tag Hochzeit! dachte ich mir. das iſt ein tüchtiges Prinzip.

Als ich dann von Landshut nach Regensburg fuhr (in einem aufrichtigen Bummelzug, der keine Eile vorſchützte), fand ich, daß heute nicht bloß den ganzen Tag, ſondern überall in dieſer Gegend Hochzeit war. Auf jeder Station ſtiegen Brautjungfern mit Kränzen im Haar teils ein, teils aus, und überall warteten geſchmückte Wagen mit Muſikanten, die alle den guten alten Baye—ri—a—riſchen aufſpielten. Auf einer Station aber wurden Schweine verladen, die mit entſetzlichem Quieken dagegen proteſtierten, daß man ſie am Schwanz und an den Ohren aufhob und in den Wagen ſtopfte. Hochzeit—Schlachtbank. Das Leben hat zwei Seiten.

Indeſſen fand ich es an dieſem Morgen ſchön. Rechts und links lag üppiges, bebautes Land im Glanze der jungen Sonne. Derbe Gäule zogen den Pflug, rotröckige Bäuerinnen knieten jätend im Kartoffelacker, glattraſierte Bauern banden ernſthaft Hopfenranken an Hopfenſtangen feſt. Dieſes Land iſt gar nicht pittoresk, aber von einer nahrhaften, biderben Schönheit. Man ſieht Wohlhabenheit ringsum, und manchmal liegt zwiſchen den kleinen ſauberen Bauernhäuſern ein alter großer Gutshof mit angebautem Turm und maſſigen Scheunen. Dieſe fette Erde iſt nicht faul, weil dieſe ſehnigen Bauern es nicht ſind.

Zuweilen sah ich in meine Zeitung und las die schönen Reden der englischen Journalisten auf Deutschland und der deutschen Minister, Bürgermeister, Redakteure auf den Frieden, und was alles man dazu gegessen und getrunken hat.

O, liebliche Flöte,
Wie klingst du charmant,
Des Krieges Trompete
Ist gänzlich verbannt.
Nichts mehr von Fanfaren,
Die üblich sonst waren.
Man säuselt Schamaden
Beim Fisch und beim Braten.
Viel wird Wolfgang Goethe,
Nie Kipling genannt.

Recht so! — Immerhin sah ich mit Befriedigung, wie eine Kompagnie Niederbayern, in Schützenlinien auseinandergezogen, einem markierten Feind trutzig zu Leibe rückte. Man kann nie wissen. Reden sind Schall und Rauch. Infanteriesalven sind das gleiche. Aber der Effekt jener ist leider noch nicht so dauerhaft wie der Eindruck dieser. Die Schalmei ist ein schönes, ein liebliches Instrument, und man soll es ja nicht vernachlässigen; aber es ist weder im Orchester des Lebens noch im Konzert der Mächte das einzige. Wir Deutschen haben viel Sinn für Kammermusik, und wir wollen uns freuen, wenn sich auch die andern Nationen daran beteiligen; aber es ist so für sie wie für uns heilsam, wenn sie nicht vergessen, daß

wir auch den Torgauer Marſch noch blaſen können.

Es war ſchon faſt neun Uhr, als die Türme des Regensburger Domes auftauchten.

Habe ich dieſe Nacht nicht unter ſeiner Patronanz ſchlafen dürfen (o du dreißigmal vermaledeiter Rangierbahnhof von Landshut!), ſo will ich wenigſtens dieſen Vormittag in ſeinem Schatten der Ruhe pflegen. — Dachte ich mir.

Aber es kam wieder anders.

Das Hotel, dem ich mich diesmal anheimgab, war im Vergleich zu meiner Landshuter Herberge eine Grotte der Ruhe. Aber doch nur im Vergleiche zu jener. An ſich (dieſes Philoſophenwort iſt das praktiſchſte, was die Philoſophen erfunden haben) war es aber eben doch ein Hotel. Und ein Hotel iſt nie ruhig. Statt zu ſchlafen, zählte ich, wie oft die Türen knallten, und ſuchte mir klarzumachen, von welchen Gewiſſensqualen der Menſch über mir ſo unabläſſig auf den knarrenden Stiefelſohlen der Reue hin und her getrieben werden mochte. Gewiß ein Mörder, dachte ich mir, oder ein Dichter, der Reime ſucht. Aber auch wenn es bloß ein Kaufmannsreiſender war der ſich im Umherwandeln überlegte, wen er heute mit ſeinem Muſterkaſten beglücken ſollte, ſo genügte die Bewegung, die er ſich machte, vollkommen, mich zur Ueberzeugung zu bringen, daß jetzt kein Mohn für mich in dieſem Hotelzimmer wuchs. Ich ſprang auf, entdeckte den Verluſt

meiner Waschutensilien, entließ einen letzten Fluch gegen Landshut und beschloß, das Fehlende sofort zu ersetzen. In dem Laden, wo ich dies tat, befand sich ein überaus schöner junger Mann, der mich so zärtlich ansah, daß ich ihm schon sagen wollte, ich sei kein entlassener Flügeladjutant, aber es stellte sich bald heraus, daß er mich nur rasieren wollte. Ich bin nie so grausam rasiert worden. Die Zärtlichkeit dieses anmutigen Jünglings lag nur in seinen Augen, nicht in seinen Händen. Ich zitierte unter tausend Schmerzen:

Doch fließt ein einzig Tröpflein Blut,
Fährt dir mein Dolch ins Herze.

Er lächelte und schnitt mich sechsmal. Er war ein Lehrling und ich als Fremder sein Versuchskaninchen.

„Kostet?" fragte ich.

„Zwanzig Pfennig," sagte er.

„Geben Sie!" sagte ich.

„Wie meinen?" sagte er.

„Sie sollen mir die zwanzig Pfennig geben," sagte ich, „als Schmerzensgeld."

Er lächelte so süß, daß ich entwaffnet war und ihm dreißig Pfennig gab.

„Das macht für den Schnitt fünf Pfennig!" murmelte ich ihn an. „Wenn Sie so fortfahren, werden Sie Millionär."

In seinen Augen lächelte ein Meer von süßen Hoffnungen.

Die Seife, die mir dieſer Raſiermeſſer-Ephebe verkauft hatte, war von der Farbe ſeiner zärtlichen Seele: roſa. Und roſa war auch ihr Schaum. Da ich auch noch etwas blutete, ſo darf ich wohl ſagen, daß mein Waſchwaſſer nicht ohne koloriſtiſche Reize war. Im übrigen lernte ich bei dieſer Gelegenheit zum erſten Male den Geruch ranziger Veilchen kennen.

Und dabei zu denken, daß in Landshut auf dem Bleche Vera Violetta lag!

Verfluchter Sybaritismus! Goethe hat ſich mit Kernſeife gewaſchen. Hören Sie es, Herr Adolf Bartels! Vergeſſen Sie es ja nicht, wenn Sie einmal Gelegenheit nehmen ſollten, nachzuweiſen, daß ich ein Dekadenter bin.

Während ich aß, belehrte ich mich aus dem Buche eines Gymnaſialprofeſſors, daß Regensburg auf lateiniſch Regina castrum heißt (woraus ich entnehme, daß alſo doch der Regen hier in die Donau fließt, denn dies Regina ſpricht ſich nicht mit dem Tone auf dem i, ſondern auf dem e), und ferner, daß der keltiſche Name dafür Ratisbona lautet. Als ich dann die Gemüſeſtände am Dom erblickte und die unendliche Menge weißer Rettiche, die da feilgeboten wurden, zweifelte ich an dem keltiſchen Urſprung dieſes Namens. Nein, ſagte ich mir, wenn Regensburg auch pfälziſch und nicht oberbayriſch iſt, ſo ſtammt Ratisbona doch aus dem Oberbayeriſchen. Nur die Schreibweiſe iſt korrumpiert. Es muß Radisbona heißen, und das iſt:

die Stadt der guten Radis. Doch ist der Regensburger Radi sanfter von Geschmack als der oberbayerische. Es ist ein lyrischer Radi, und ich glaube, daß er ein Produkt römischer Gartenkunst ist, die seine Rauheit gemildert hat, weil sie darauf bedacht sein mußte, den armen, zu den Hyperboräern verschlagenen Legionaren aus dem sonnigen Süden die fehlende Feige wenigstens ins Radisische zu übersetzen.

An die unglückseligen Römer, die hier so fürchterlich für ihre Weltpolitik haben frieren müssen, mußte ich immer wieder denken, während ich in Regensburg weilte, wo jeder tiefergehende Spatenstich Reste römischer Kultur zutage fördert. Keinen Reis, keinen Wein, keine Feigen, kein Oel — Regina castrum muß eine schauderhafte Garnison gewesen sein. Aber die römischen Offiziersdamen haben doch einigen Luxus getrieben. In der schönen alten Ulrichskirche, die noch älter als der Dom und ein wundervolles Bauwerk ist, befindet sich ein Altertumsmuseum, das besonders viele Ueberreste aus der römischen Zeit enthält. Darunter ist auch eine Glasvase aus dem Grabe einer Römerin, und in diese Glasvase hat der Gatte der Gattin allerhand mitgegeben zur Reise ins unbekannte Land, das den Inhalt meines Reiseköfferchens durchaus in Schatten stellt. Da sind Salbentiegelchen, Parfumfläschchen, silberne Hautschaber, bronzegerahmte Glasspiegelchen, Spangen fürs Haar, Nadeln, Armbänder, Korallenketten,

Bernſteinringe. Und daneben ſtand ein Topf mit Münzen, Reiſegeld ins Reich der Nacht, und jetzt ans Licht einer neuen Zeit gehoben, die doch immer wieder ihre Blicke rückwärts wenden muß in jenes graue Altertum, das einmal ſo prachtvoll hell geweſen iſt. Richtig: auch „Pappelſamen" lag in der Glasvaſe. Ich weiß aber nicht, ob meine vortreffliche alte Kuſtodin, die mich als wandelnder Katalog herumführte, damit den Samen des Pappelbaumes oder der Malve meinte, die wenigſtens in Oberbayern auch Pappel heißt. Was bedeutete der Samen wohl für die Tote? War es ein kosmetiſches Mittel, oder knüpften ſich abergläubiſche Vorſtellungen daran? Auch Hühnereier hat man in den Gräbern gefunden. Wie ſie aber an die Luft kamen, fielen ſie in ſich zuſammen, und nun liegen bloß noch die Schalen in den Scherben. Das iſt der Reſt. Und wir häufen neue Schalen in neue Scherben. Du lieber Gott. Wo ſollen unſere ſpäteren Nachkommen mit all den Altertümern einmal hin? Eine Kultur kruſtet ſich auf die andere, und dann kommt einmal eine hübſche, ſolide Eisdecke und packt die ganze Herrlichkeit ein. Für wen? Wer macht einmal den Generalkatalog?

Ich war ſehr müde, wie ich mit der alten Regensburger Altertumswächterin durch die Ulrichskirche ging, aber das viele Tote machte mich munter. Die alte Frau ſchlug die Klöppel von Glocken aus verſchwundenen romaniſchen

Kirchen an die Glockenwände, und das Erz, das Generationen geläutet hatte, vom ersten bis zum letzten Gange, bei Festen und Feuersbrünsten, zum Gebete und zum Kriege, dröhnte wie die Stimme des ewigen Lebens selber. Aber nahebei lagen lang gestreckt die Gerippe von Leuten, die allein wissen können, wie lange diese Ewigkeit währt, an die sie wohl alle geglaubt haben, als noch die lebendige Resonanz in ihnen war, die wir Seele nennen. Weißt du's da, Römer, mit dem schönen runden, weißt du's Germane, mit dem langen Schädel? Sie grinsen beide mit der Grimasse des Todes, die sehr eindrucksvoll ist, aber zu weiteren Fragen nicht eben ermuntert.

Uebrigens kam es mir vor, als seien die Skelette der Römer eleganter als die der Germanen. Feinknöchiger, zierlicher. Bestimmt sind sie kleiner. Unsere deutschen Vorfahren haben, von denen, die nun in der Ulrichskirche liegen, zu schließen, nicht bloß längere Schädel, sondern auch längere Gliedmaßen gehabt als die Römer, die sie schließlich aus Regina castrum hinausgeworfen haben. Aber keine so schönen Zähne. Zumal im vorderen Oberkiefer fallen recht häßliche, schräg vorstehende breite Schaber auf. Es ist ein barbarisches Gebiß neben dem Kulturgebiß der Römer. Nun, mittlerweile werden wir uns ja wohl verschönert haben. Die Schädel von Soldaten, die 1809 in der Napoleons-Schlacht bei Regensburg ge-

fallen ſind, zeigen keine ſo einheitliche Form mehr. Miſchprodukte. Aber das Genie Napoleons hat ſich ihnen eingeprägt. Dem einen ſitzt noch eine Kugel im Augenhöhlrande, der andere iſt von einem Säbelhiebe geſpalten, ein dritter direkt zertrümmert. — Auch ein paar Judenſchädel ſind da. Ich weiß nicht, ob ihnen die Zähne bei dem großen Regensburger Pogrom im Mittelalter eingeſchlagen worden ſind, aber ich möchte es beinahe glauben, denn ich kann mir nicht denken, daß alle Juden damals zahnlos waren.

Als ich aus der Ulrichskirche heraustrat, hatte ich das unheimliche Gefühl, lauter angezogene Gerippe umhervigilieren zu ſehen. Gerippe, die Radis verkauften, Gerippe, die den Schutzmann ſpielten, Gerippe in Leutnantsuniform, Gerippe in Frühjahrsbluſen und Falbelröcken, und ganz kleine Gerippchen, die ſich an den Händen hielten, tanzten und ſangen:

Wollt ihr wiſſen, wollt ihr wiſſen,
Wie's die jungen Frauen machen?:
Locken brennen, ſich friſieren.
So machen's, ſo machen's
Junge Frauen, junge Frauen.

Ach ja. Und dann ſind auf einmal keine Haare mehr zum Brennen da, und der große Friſeur erſcheint, der alles über einen Kamm ſchert.

Und dennoch: „Ueber Gräber vorwärts!" Man ſollte dieſes Goethe-Wort über jedes Altertumsmuſeum ſchreiben. Es ſpricht den ganzen

Sinn des Lebens aus, der nur für den ein Unsinn ist, der auch im Unerforschlichen ein Ziel sucht. Seien wir froh, daß wir uns eine Weile bewegen dürfen, und zwar vorwärts bewegen. Das letzte Wohin liegt außerhalb der Grenzen, die unserem Gehirn gesetzt sind. — Ich wußte nicht einmal, wohin ich in Regensburg kommen würde, als ich meiner Nase nach auf gut Glück durch die alten Straßen spazierte, die schließlich auch ein Altertumsmuseum sind. Da liest man an einem Hause, daß sich hier Kaiser Karl der Fünfte in ein hübsches Regensburger Bürgermädchen verliebt hat, die dann einen Sohn von ihm bekam, der als Don Juan d'Austria ein großer Held geworden ist. Das ist ein unmoralisches Altertum, und Herr Roeren sollte darauf dringen, daß in einer erzkatholischen Stadt keine solchen Skandalgeschichten an den Häusern stehen. Großer Held oder nicht — es ist eine Schande so was, und diese Tafel würde gewiß mein Aergernis erregt haben, wenn ich nicht (o du infamer Rangierbahnhof!) so müde gewesen wäre. Aber selbst in meiner Müdigkeit sträubte sich mein moralisches Haar, als ich bald darauf eine Straßenaufschrift sah, die weiß auf blau lautete: „Zur schönen Gelegenheit", und dicht darunter, an einer Haustür hängend, ein gedrucktes Plakat, schwarz auf weiß: „Hier wird ein ordentlicher Bettgeher gesucht." Alle guten Geister! Ein ... ordentlicher ... Bettgeher ...! Ich stob davon wie ein Wirbelwind und beruhigte mich erst vor

einem Firmenſchilde, auf dem ſich ein Franz Xaver Soundſo als „Hofkaminfeger Ihrer kaiſerlichen Hoheit der Frau Maximiliana, Herzogin von Württemberg“ anzeigt. Iſt das nicht niedlich?

Und iſt es nicht nett, daß in Regensburg eine Straße „Roter Herzfleck“ heißt? Und eine andere „Fröhliche Türkenſtraße“? Und eine dritte „Hinter der Flaſche“? Dagegen erweckt es fatale Vorſtellungen, wenn es anderswo heißt „Eck zum faulen Schinken“. Man geht lieber durch eine „Fiedelgaſſe“.

Hat man ſie hinter ſich, ſo iſt man bald an der Donau, die hier aber (wie übrigens auch in Wien) nicht ſchön blau, ſondern ſchmutzig gelbgrau ausſieht. Macht nichts. Die Donau iſt es doch, und bei dieſem ſchönen Namen denkt man an viele ſchöne Dinge. Ich glaube: ſchon weil der Name ſo ſchön voll klingt.

Es ſteht aber dicht an der Donau neben der ſteinernen Brücke mit dem Brückenmanndl, der in einem ſehr heißen Jahre darauf geſetzt wurde und deshalb ſelbſt in dieſem kalten Sommer von 1907 noch ausruft: „Schuck, wie heiß!“ eine kleine kümmerliche Hütte, die für den Beſucher Regensburgs ſo viel bedeutet wie für den Beſucher Roms der Papſt. Denn, wenn es heißt, daß nur der von ſich ſagen kann, in Rom geweſen zu ſein, der die Pantoffeln des Papſtes geküßt hat, ſo lautet der Spruch für Regensburg ſo, daß nur der wirklich dort geweſen iſt,

der in der Regensburger Wurſtküche Bratwürſte gegeſſen hat.

Alſo ſetzte ich mich auf eine hölzerne Bank und aß im Angeſicht der Donau Regensburger Bratwürſte. Mit Sauerkraut verſteht ſich. Denn es gehört zu den wenigen wirklichen Wahrheiten, daß eine Bratwurſt ohne Sauerkraut keine Bratwurſt iſt. Das Sauerkraut iſt ein integrierender Beſtandteil der Bratwurſt, philoſophiſch zu reden. Im übrigen, ohne den Regensburgern zu nahe treten zu wollen: ich ziehe die Nürnberger Bratwürſte, die Dürer gegeſſen hat, den Regensburger Bratwürſten vor, die die deutſchen Kaiſer gegeſſen haben. Vielleicht auch Goethe, obwohl die Goethe-Forſchung im Umkreiſe dieſer Materie eine Lücke aufweiſt. Ich mache darauf aufmerkſam, weil hier ein Thema zu einer Doktordiſſertation winkt. Ein Anknüpfungspunkt, von dem aus ſich leicht weiterſchürfen läßt, iſt da. Hinter der Bratwurſtküche ſteht das Wirtshaus zum Lamm, in dem Goethe gewohnt hat, wie eine Tafel mit einem Spruche lehrt, deſſen Schluß etwa ſo lautet:

Ich bin wahrhaftig zu beneiden:
Hier wohnten Goethe, Mozart, Haydn.

Von der Bratwurſtküche ging ich zur Schottenkirche, um das berühmte romaniſche Portal anzuſchauen, aus dem ſo viele Tiere heraustreten — ſteinerne, verſteht ſich, in erhabener Arbeit aus dem dunklen Stein herausgemeißelt.

Mir ſagt der romaniſche Stil mehr zu als der gotiſche. Um die gotiſchen Dome zu preiſen, mußte man verwegen geiſtreiche Bilder brauchen, wie das von der gefrorenen Muſik, und ſeine Zuflucht überhaupt zu allerhand Spiritualitäten nehmen. Derlei hat man angeſichts alter romaniſcher Kirchen nicht nötig. Es iſt da echte Architektur ohne Lyrik, einfach und monumental. Sie brauchen auch keine bunten Glasfenſter, um eine myſtiſche Stimmung zu erhalten. Die liegt im Raume ſelbſt. Vollendet ſind ſie aber nur, wenn ſie, wie in Ravenna, im Schmucke von alten Moſaiken leuchten. Dann ſind ſie der volle Ausdruck des alten katholiſchen Chriſtentums. In den Linien ſpricht noch die Antike, in den Farben Byzanz. Die verſchiedenen Kulturen, aus denen, wenn nicht das Chriſtentum ſelbſt, ſo gewiß die alte chriſtliche Kunſt hervorgegangen iſt, werden in einer äſthetiſchen Verknüpfung höchſten und tiefſten Reizes ſichtbar. Die älteſten romaniſchen Kirchen haben gleichzeitig etwas vom antiken Tempel und den urchriſtlichen Katakomben. Es ſpuken in ihnen, wenn nicht der Teufel, die alten Götter. Vielleicht bedeuten die vielen Tiere, denen man in ihnen begegnet, ſo etwas verteufelt oder vertiert Göttliches. Das Belegen mit Schimpfnamen aus dem Tierreiche iſt nicht nur dem Pöbel eigen; auch die Kulturen nennen einander Ochs, Eſel, Schwein.

Als ich aber die Schottenkirche hinter mir hatte,

war ich rechtſchaffen müde, und ich ging zu Bett. Es war acht Uhr, und ich ſchlief bis um eins. Dann kam ich in ein halbes Wachen voll lebender Geſichte. Ich ſah baumlange Germanen in Bärenfellen mit weit ausholenden Schritten und langen Schwertern hinter kleinen eleganten Römern in der Tunika herwuchten, die eilig davonſprangen. Und nun hauten die langen Schlagtots mit Aexten alles kurz und klein, was die Fortgejagten aufgerichtet hatten, und quaderten ein ungeheures Kreuz auf. Als ſie aber anbeten wollten, kam ein ungefüges Gemurmel zutage, und ſie waren ſehr froh, als die fortgejagten Römer wieder erſchienen, ſie lateiniſch beten zu lehren. Doch hatten die keine Tunika mehr an, ſondern lange Kutten und über den runden Schädeln mit den ſcharf geſchnittenen Lippen und Naſen Kapuzen. Und das Buch mit dem Kreuze in ihrer Hand war mächtiger als das kurze Schwert, das vom langen beſiegt worden war. Die Sieger mußten bei den Beſiegten in die Schule gehen und wurden gar gelehrig und fromm. Rüpelten zwar noch manchmal auf und zogen, ganz mit Eiſen umſchient, verſchiedene Male nach Rom, ſich an ihren Schulmeiſtern zu rächen, aber dem höchſten Herrn Rektor küßten ſie doch den Pantoffel. Aßen unendlich viele Bratwürſte und Sauerkraut, brachten die Kultur der Rettiche zur höchſten Höhe, brauten braunes Bier und tranken es aus gewaltigen Gemäßen; aber ſie pflanzten auch die Reben an und lernten rote wie weiße

Weine zu schätzen. Viele von ihnen jedoch gaben dem schwarzen Safte den Vorzug, mit dem man Bücher schreibt, und sie verliebten sich erst in das Lateinische, dann ins Griechische und lernten und schrieben furchtbar viel. Und sie setzten sich Brillen auf die Nasen, nahmen ab an Körperlänge und zu an Gehirnwindungen und wurden das Volk der Dichter und Denker, bis wieder so ein kleiner Mann italiänischen Blutes kam und sie entsetzlich drasch. Da wachten sie auf, und es kam ein Tag, da der Kornmarkt zu Regensburg, unter dem das Forum von Regina castrum verschüttet liegt, Moltkeplatz genannt wurde, und viele englische Journalisten reisten durch das Land und fanden, daß alles gut war, wenngleich die Dichter und Denker es sich in den Kopf gesetzt haben, auch Weltpolitik zu treiben.

So sieht die Weltgeschichte nachts zwischen ein und drei Uhr aus. Denn um drei Uhr schlief ich glücklich wieder ein.

Da mir Thomas Theodor Heine viel Schönes vom Benediktinerkloster Weltenburg an der Donau erzählt hatte, und von der Donauschlucht zwischen Weltenburg und Kehlheim, beschloß ich, am nächsten Tage dorthin zu fahren, um mir auch die Befreiungshalle anzusehen, die König Ludwig der Erste dort „den deutschen Befreiungskämpfern" errichtet hat.

Sie liegt auf dem Michaelsberge und sieht schon von unten imposant genug aus. Doch

ſollte das Hofmarſchallsamt nicht ſo geſchmacklos ſein, ſie „Königliche Befreiungshalle“ zu nennen. Daß ein König ſie errichtet hat, und daß ſie dem Königlichen Hauſe von Bayern gehört, weiß man. Aber es klingt töricht und verführt zu Betrachtungen, die man eigentlich nicht hervorrufen ſollte. Es kommt für die Könige nicht viel Schmeichelhaftes dabei heraus, und der Erſte Ludwig, der als Kronprinz nicht ſehr erbaut vom Teutſchtum der deutſchen Fürſten zu Napoleons Zeiten geweſen iſt, hat ans deutſche Volk gedacht, als er dieſen Tempel der Befreiung errichtete. Er hat ihn ſich über fünf Millionen Mark koſten laſſen, und das Bauwerk entſpricht dieſem Aufwande. Der Anblick der vierunddreißig rieſigen marmornen Siegesjungfrauen von Schwanthaler, die das Innere wie mit einem Reigen umzirken, iſt von großer edler Schönheit. Fatal iſt aber eines an dem Ganzen: es iſt leblos, muſeumhaft. „Es iſt verboten, die Wände anzurühren“, oder ſo ähnlich heißt es auf kleinen Täfelchen, und das Publikum wird auch zu Ruhe ermahnt. Gigantiſche Filzlatſchen flankieren den Eingang, beſtimmt, die profanen Stiefel der Beſucher zu überſchuhen. Und ſo tappt man wie auf dicken Socken vor den Viktorien herum mit dem Gefühl, daß ſchon der Fußboden aus buntem Marmor viel zu gut für uns Stiefelbarbaren iſt. Auch die „deutſchen Befreiungskämpfer“ ſelbſt hätten ihre derben Feldzugsſtiefelſohlen nicht mit dem

Marmor in Berührung bringen dürfen, der zu ihrem Ruhme aus Italien nach Kelheim gebracht worden.

Dies alles ist im Prinzip höchst unsinnig, mag es auch tausendmal wahr sein, daß der schöne Fußboden nicht für moderne Stiefelsohlen berechnet ist. Er hätte vernünftigerweise darauf berechnet werden müssen. In Zeiten, da die Kunst wirklich lebte, war sie kein Rührmichnichtan. Ihre Werke standen mitten im Alltag. Die Stufen zum Parthenon wurden von den Sandalen des Volkes ausgetreten, und auf den Sockeln der Statuen in der Loggia dei Lanzi zu Florenz hocken Gassenjungen, wenn's auf der Piazza della Signoria was zu sehen gibt. Sie verlieren nicht an Schönheit, wenn sie Kritzer bekommen. Alles Lebendige bekommt einmal Kritzer. Muß auch einmal kaput gehen. Wir aber, ohne so Vollendetes zu schaffen, wie es die alten Statuen sind, haben nur den einen Gedanken: zu konservieren. Es fehlt uns an der notwendigen Dosis großartiger Sorglosigkeit, die aus dem Gefühle hervorgeht: Wir sind reich genug, immer wieder ersetzen zu können. So aber empfanden die Alten. Die Kunst war ihnen gemeiner als uns, sie machten kein so ängstliches Wesen um sie; und eben darum hatten sie ein intimeres Verhältnis zu ihr. Mit anderen Worten: sie waren keine Barbaren, die die Kunst wie etwas Fremdes anstarrten. Und es gab wohl auch niemand

unter ihnen, der einer Statue die Naſe abgehauen hätte. Unſere Vorfahren aber haben allerdings ſehr vielen Statuen nicht bloß die Naſen, ſondern auch Arme und Beine abgeſchlagen. Vielleicht ſind wir aus böſem Gewiſſen ſo albern ängſtlich.... Doch das iſt ein weites Feld.

Ich entledigte mich der königlichen Filzlatſchen (denn auch ſie gehören der Krone Bayern) und begab mich durch den königlichen Wald nach Weltenburg.

Andere Leute brauchen zu dieſem Weg nur eine Stunde. Ich, da ich nicht von vollkommener Schlankheit und überdies lyriſch belaſtet bin, pflege mir in ſchattigen Wäldern Zeit zu nehmen. Habe auch die leutſelige Gewohnheit (leutſelig iſt ein Edelſtein im Schatzhauſe der deutſchen Sprache), alle „gemeinen Leute" anzureden, und wenn es bloß ein „Grüß Gott; ſchöner Tag heute" wäre. Es iſt einfältig (wenn auch begreiflich) genug, daß wir — ungemeinen Leute aneinander vorüberſchweigen, als ſeien wir Gift und Gegengift. Draußen, in der Natur, Landleuten gegenüber geht es mir wider den Strich. Zumal mit ganz alten Leuten und mit Kindern ſchwatzt es ſich gar angenehm. Und ich begegnete hier bloß alten Weiblein, die Reiſig ſchleppten, und kleinen Mädeln, die nebenher liefen, Blumen in den Händen. Noch ein paar Jahre, und auch für ſie wird Reiſig aus den Blumen, dacht ich mir.

Wie bei uns allen. Man braucht deswegen nicht ſentimental zu werden.

Kam mir im Walde ein Kind entgegen,
Trug die Schürze voll Blumenſegen,
Seltſame Blüten, gelb, violett.
„Kleine, ſchau, was haſt denn Du?“
Wurde ſie rot und ſtammelte nett:
„Frauenſchuh.“
„Und Du ſelbſt heißt? Nai?“ — „Babett.“

Das iſt gewiß kein Gedicht, aber ich ſehe nicht ein, warum man von ſo hübſchen Dingen nicht in Worten erzählen ſollte, die ſich reimen. Wer mag wohl dieſer Orchidee unſerer Bergwälder den ſchönen Namen „Frauenſchuh“ gegeben haben? Iſt er erſtanden, wie Volkslieder entſtehen? Aber es entſtehen ja keine mehr, und wenn man heute einen „gebildeten“ Gärtner nach dem Namen einer Blume fragt, ſo redet er lateiniſch. Er ſagt nicht Frauenröſel, ſondern Silene, nicht Frauenſpiegel, ſondern Specularia, nicht Mannsſchild, ſondern Androſace; und daß die Anemone Windröschen, daß Arnika Wohlverleih heißt, wiſſen nur wenige Deutſche noch. Wieviel Deutſchen iſt es bekannt, daß es eine Gauklerblume gibt, eine Blume, die den hübſchen Namen Wildfräulein führt, eine andere die das Volk Braut in Haaren heißt, ein Engelſüß, eine Chriſtushand, ein Erdkrönchen, eine Freyasträne, ein weißes und ein rotes Waldvögelein, einen Allermannsharniſch, eine Kuhſchelle, ein Gottesgnadenkraut? — Es nimmt mich nur

wunder, daß man es mit den alten Blumennamen nicht macht wie in den meiſten Städten mit den alten Straßennamen. Denn nicht überall behält man ſie bei wie in Regensburg. In München zum Beiſpiel würde die Straße „Zur ſchönen Gelegenheit“ längſt auf irgendeine Berühmtheit umgetauft worden ſein, und wäre die im Volke auch gleich ſo unbekannt, daß es nicht einmal ihren Namen richtig ausſprechen kann.

Das Volk ſelber aber fabuliert doch immer noch ein bißchen weiter und bewahrt die Namen, mit denen phantaſievollere Vorfahren alle irgendwie auffälligen Gegenſtände ihres Umkreiſes bedacht haben.

Das ſollte ich in der ſchönen Donauſchlucht zwiſchen Weltenburg und Kelheim erfahren, die ich mit dem Kahne hinabfuhr. Sie wird von mehr als hundert Meter hohen nackten Kalkfelſen gebildet, die ſteil, faſt ſenkrecht zum Fluſſe abfallen und in Formen zerklüftet ſind, in denen die Einbildungskraft der Bevölkerung allerhand Geſtalten ſah und noch ſieht. Da ich an Phantaſie hinter den Weltenburgern nicht zurückſtehen mochte, habe ich ſie auch geſehen. Zuerſt „die Küſſenden“, und dieſe beſonders deutlich, obwohl es wohl zwei unanſtändige Felſen ſind. Denn der Küſſerich, der dem Fluſſe die Hinterſeite zuwendet, hat eine äußerſt deutliche Silhouette, beſonders in der Partie, die ihm zum Sitzen dienen würde, wenn er auf

den gefährlichen Einfall käme, ein Sitzbad in der Donau zu nehmen. Da er über hundert Meter hoch ist, würde er im Niederknieen die Schlucht versperren. Besser also, daß er seine Freundin stehend küßt. Es ist der kolossalste Kuß, den ich bisher gesehen habe, und die vielen Dohlen, die ihre Nester in den Leibern der Küssenden haben, schreien mit Recht fortwährend: „Seht! Seht! Seht! Kßt! Kßt! Kßt!“

Dann kommt ein Fels, der „die Jungfrau“ heißt. Ich will seine Keuschheit nicht bestreiten, aber ich gestehe, daß meine Phantasie nicht kräftig genug war, zu erkennen, warum gerade er mit diesem Namen ausgezeichnet worden ist. Auch „Petrus und Paulus“ habe ich nicht wieder erkannt. Vermutlich, weil ich in der Ikonographie der Apostel nicht genug beschlagen bin. Dagegen sah ich wirklich „die Eidechse“ am Felsen hinaufkriechen und habe keine Ursache, daran zu zweifeln, daß die drei Klippen, die nahebei aus dem Flußbette aufsteigen, „drei Brüder“ sind. Positiv genau aber habe ich den „Napoleon“ gesehen, der sich aus Aerger über König Ludwigs Befreiungshalle verkehrt aufs Pferd gesetzt hat und nun mit einem Fernrohr nach Weltenburg guckt. Einige Meter weiter auf einem anderen Felsen steht sein „Koffer“. Ein Sozialdemokrat hat jetzt eine rote Fahne darauf gepflanzt. Da Regensburg ultramontan ist, was man bei einer alten römischen Stadt begreiflich finden wird, wäre

eine ſchwarze Fahne beſſer am Platze. Aber die Klerikalen können nicht ſo gut klettern wie die Sozialdemokraten, und ſo wird wohl der Tag kommen, wo auf dem Regensburger Dom eine rote Fahne weht.

Und was wird dann aus den ſchönen Fußböden der königlichen Befreiungshalle? — Keine Angſt! Es werden rote Filzlatſchen herumſtehen. Aus den Viktorien werden Freiheitsgöttinnen (man braucht ihnen bloß phrygiſche Mützen aufzuſetzen), und wo jetzt die Namen der Generäle ſtehen, die Napoleon beſiegt haben, wird man leſen: Vollmar, Bebel, Liebnecht, Grillenberger, Auer, Singer, Kautsky, Roſa Luxenburg. Selbſt Ede Bernſtein wird, aber in Parentheſe, genannt ſein. Eine neue Bedeutung und neue Namen für andere Siege. Aber das äſthetiſche Prinzip der Filzlatſchen, das Prinzip beklommenen Herumſchleichens um die Kunſt, wird bleiben, da ja die Tatſache beſtehen bleibt, daß die Befreiungshalle mehr als fünf Millionen Mark gekoſtet hat.

Der kleine Junge des Schiffers, der mich durch die Donauſchlucht gefahren hatte, führte mich zu einem Wirtshauſe in Kelheim, wo ich etwas Außerordentliches erlebte: es gab dort trinkbaren Tee. Da man in Bayern auf dem Lande, wenn man Tee beſtellt, Kamillentee zu bekommen pflegt, ſo glaubte ich an ein Wunder. Es waren aber drei junge engliſche Sportsmen daran ſchuld, die in dieſem Gaſt-

hauſe wohnten. Heil ihnen! Es waren auch ſonſt recht angenehme Jünglinge, die ſich der erſichtlichen Sympathie aller Stammgäſte erfreuten. Sie ſprachen ſogar deutſch.

Ich verließ das erſtaunliche Wirtshaus mit der Empfindung, daß die Annäherung zwiſchen Deutſchland und England in vollem Gange iſt.

Die Rückfahrt nach Regensburg war ſehr luſtig. In meinem Wagen ſaßen zwei Karmelitermönche, die mit zwei Jungfrauen mittleren Alters aufs anmutigſte ſcherzten, wie die Geſundheit und Heiterkeit ſelber ausſahen und mich aufs neue in meiner Anſicht beſtärkten, daß die katholiſche Theologie ein ſehr wohl bekömmliches Metier iſt. Ich ſpreche ohne jede Ironie und will mit der Wohlbekömmlichkeit nicht ſagen, daß meine Karmeliter die gewiſſen feiſten Kloſterherren von der Palette Eduard Grützners waren. Gewiß, ſie waren gut genährt, aber vor allem: ſie atmeten Zufriedenheit, Munterkeit, Witz, Behagen, Liebenswürdigkeit. Keiner von ihnen poſierte den geſtrengen Gottesmann, ohne daß ſie deshalb dem geiſtlichen Gewande etwas vergaben. Dabei ſahen beide ſehr geſcheit aus. Zumal der jüngere hatte ein paar ſo geiſtreiche Augen im Kopfe, daß mancher, der im „Pfaffen“ das Urbild der Borniertheit zu erblicken glaubt, bei ihrem Anblick vielleicht auf andere Gedanken gekommen wäre. (Beiſeite bemerkt: Es iſt kein Zeichen von Klugheit, ſeine Gegner für dumm zu halten.)

Die Luſtigkeit dieſer Eiſenbahnreiſe rührte aber nicht bloß von den Mönchen aus dem Orden vom Berge Karmel her, ſondern auch von einer Klaſſe Regensburger Gymnaſiaſten, die mitfuhr und zuweilen Lieder aus dem „Amphion“ ſang. Es gefiel mir ſehr gut, wie munter Schüler und Profeſſoren miteinander verkehrten. Wenn ich an meinen weiland Konrektor denke . . . doch nein, ich will an Beſſeres denken. Ich bin nun dreiundvierzig Jahre alt, aber es läuft mir kalt über den Rücken, wenn ich genötigt bin, mich an dieſen . . . nun ja: Pädagogen zu erinnern. Alſo etwas Beſſeres, Hübſcheres! Kurz vor Regensburg ſtieg ein Mädchenſchwarm ein, gewiß drei Schock Backfiſche aus einer höheren Töchterſchule. Sie ſeien alleſamt geprieſen, denn ſie haben meinen Augen wohlgetan. (Warum ſchickt „man“ mich auf Reiſen! Das hat man davon!)

*

Am nächſten Tage bin ich dann in einem D-Zug nach München zurückgefahren. Dieſer D-Zug brauchte nur zwei Stunden und beſaß einen Speiſewagen. Er beförderte keine Schweine, aber auch keine Brautjungfern. Er rannte wie beſeſſen durch die Oberpfalz und Niederbayern und hielt nicht ein einziges Mal an. Was für ein blödſinniger Zug! — Und was das für eine Logik iſt: er war teurer als meine Bummelzüge, obwohl er an den tauſend gemütlichen Orten, Sachen, die rechts und links zu ſehen

waren, so schnell vorbeiraste, daß man nichts von ihnen sah. Er ließ sich für diese Unterschlagung auch noch extra bezahlen, dieser flüchtige Schwindler. Ich warne vor ihm und seinesgleichen. Sie bringen ein falsches Tempo ins Leben, dessen Sinn zwar Bewegung, keineswegs aber Rasen ist.

Aber im Forstenrieder Park, den ich von fern ahnte, präparierte man die Straße zur Schnelligkeitskonkurrenz, und ich mußte mich daran erinnern, daß selbst das Automobil zum Rasen mißbraucht wird, diese verehrungswürdige Maschine, deren oberste Mission es ist, antivelociferisch zu wirken und die moderne Zappelmenschheit die edle Kunst des Reisens wieder zu lehren. Einstweilen aber sitzt Mephisto am Steuer, stellt die vierte Geschwindigkeit an und murmelt: Staub sollst du fressen und mit Lust!

Vor Forstenried (von der Bahn aus) liegt Fürstenried . . . Ich mußte an König Otto denken, dessen Residenz das kleine Schloß in dem kleinen Parke ist, in dessen Nähe nun alljährlich der Kampf der Wagen und Gestänke entbrennt. — Es gibt keinen strikteren Beweis für die Festigkeit des monarchischen Legitimitätsprinzipes als die Tatsache, daß selbst unheilbarer Wahnsinn nicht als genügender Grund erscheint, eine Krone von einem Haupte zu nehmen, das sie von Geburts wegen trägt. Die Phantasie dürfte es sich nicht erlauben, derlei zu erfinden. Man würde es Majestäts-

beleidigung nennen. Aber beleidigt ſich das Prinzip nicht ſelbſt? Schade, daß Adam Müller nicht mehr lebt. Er würde beweiſen, daß es ſich dadurch nur erſt recht verklärt.

Die endloſen Bierwagenzüge werden ſichtbar: München iſt erreicht. Rechts grüßen Hacker-, Pſchorr- und Auguſtinerbräu, links der gewaltige Spaten. Für Profeſſor Forel muß es eine Art Spießrutenlaufen ſein, wenn er in den Münchener Bahnhof einfährt. Ich für mein Teil bin toleranter und gönne jedem Menſchen ſein bißchen Gift. Auch das Prinzip des Abſtinenten führt durch Konſequenz zum Abſurden. Das iſt allen Prinzipien gemein. Führt doch das Leben ſelber zum Tode.

Eine kleine Reiſe, — ein kleiner netter Umweg zum Grabe. Iſt das traurig? Keine Spur. Man muß nur vor dem Tod nicht fliehen wollen, ſondern gerade auf ihn losgehen, aber dabei nicht ihn, ſondern das Leben im Auge haben. Auch dieſes Prinzip iſt ſchließlich abſurd und paradox. Und dennoch vernünftig. Denn vernünftig iſt, was der Menſch als Stimme der Notwendigkeit in ſich vernimmt, anerkennt und befolgt.

Im übrigen: Nenn's Gott, nenn's Liebe . . .
Amen.

Otto Julius Bierbaum
Gesammelte Werke
in zehn Bänden

Herausgegeben von

M. G. Conrad und H. Brandenburg

Bisher erschienen

Band I: Gedichte
Band IV: Sonderbare Geschichten
Band V: Prinz Kuckuck, Erste Hälfte
Band VI: Prinz Kuckuck, Zweite Hälfte
Band VII: Reisegeschichten, Yankeedoodle-Fahrt, Eine empfindsame Reise im Automobil
Jeder Band geh. M. 9.—, geb. M. 13.50

Sonderbare Geschichten. Neue wohlfeile Ausgabe in einem Band. 25. Tausend. Geheftet M. 12.—, in Halbleinen M. 16.—

Die Zeit, Wien: „Uns erscheint Bierbaums Arbeiten überaus wertvoll, eben weil es ein Arbeiten ist, das wie eine vollkommene Heiterkeit wirkt, wie etwas Lachendes und Verschwenderisches."

Prinz Kuckuck. Leben, Taten, Meinungen und Höllenfahrt eines Wollüstlings. In einem Zeitroman. Wohlfeile Ausgabe in zwei Bänden. 43. Tausend. Geb. M. 21.—

Berliner Tageblatt: „Ein strotzendes Buch, aus dem das Leben wie in tausend Lichtern ins Auge des Beschauers zurückfällt. Ein Zeitroman, in dem sich der gehetzte, zwischen Totem und Werdendem hin und her gerissene Charakter der Gegenwart spiegelt. Ein starkes, männliches, ernstes Buch, trotz aller Schelmereien."

Georg Müller Verlag München

Druck von Mänicke und Jahn in Rudolstadt

422075

G490
B5

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY